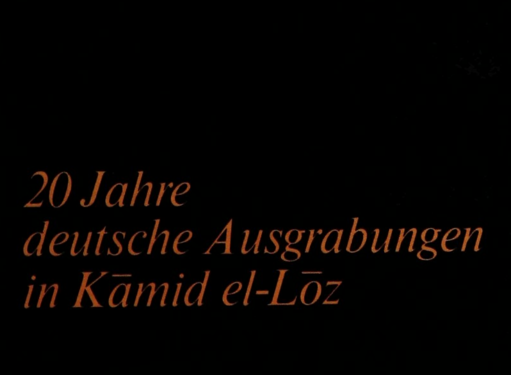
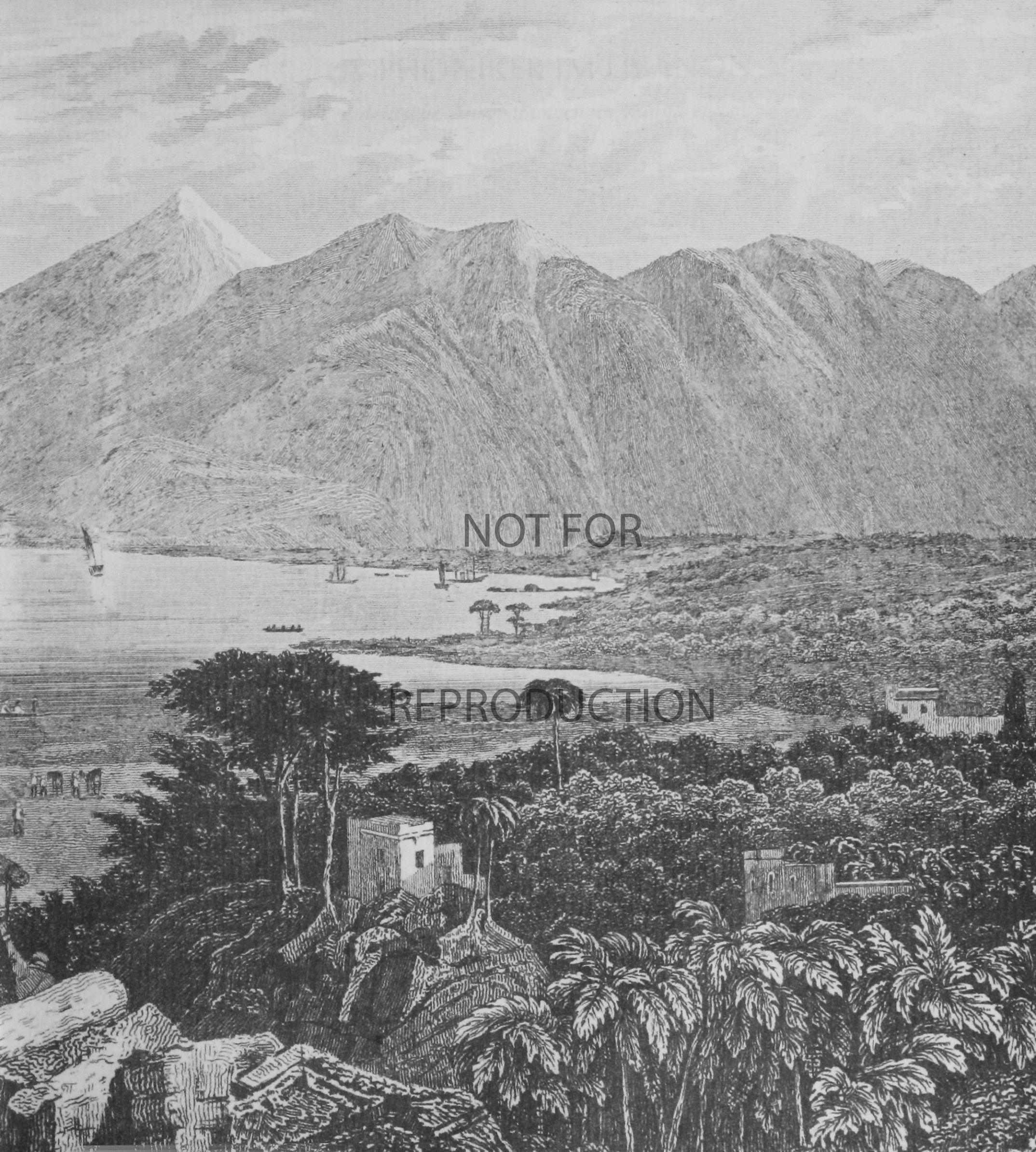
FRÜHE PHÖNIKER IM LIBANON

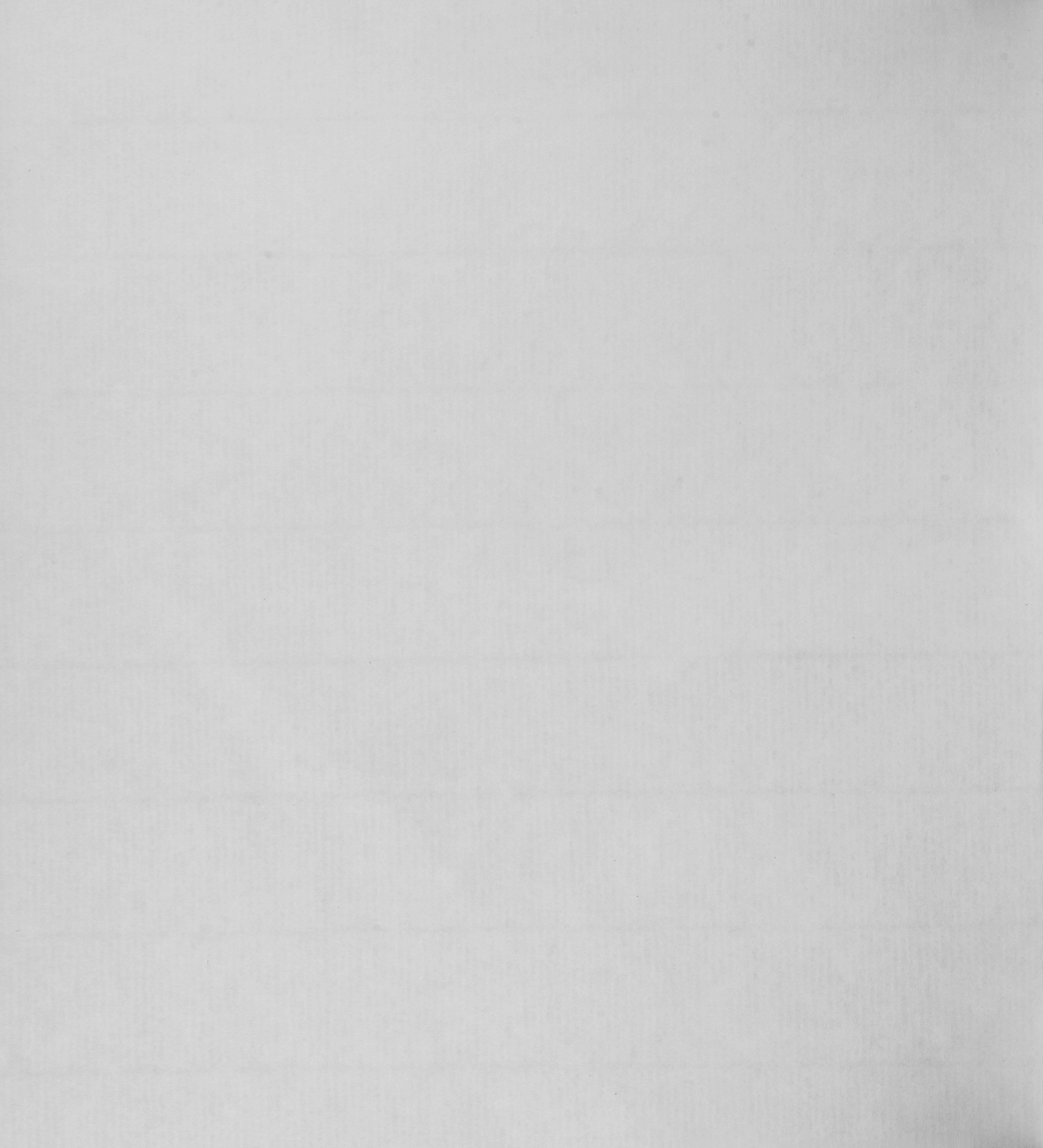


20 Jahre deutsche Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz

Philipp von Zabern


BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS PENNSYLVANIENSIS





FRÜHE PHÖNIKER IM LIBANON

20 Jahre deutsche Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz



FRÜHE PHÖNIKER IM LIBANON

20 Jahre deutsche Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz

Mit 154 Schwarzweiß-
und 41 Farbabbildungen



VERLAG PHILIPP VON ZABERN · MAINZ AM RHEIN

Der Druck des Kataloges wurde ermöglicht durch einen Zuschuß des Ministeriums für Kultus, Bildung und Sport des Saarlandes.

192 Seiten mit 154 Schwarzweiß- und 41 Farbabbildungen

Titel- und Rückseite des Umschlags: Elfenbeinfigur Kat. Nr. 1.
Vorsatz: Stich der Küste des Libanon.
Nachsatz: Brücke über den Litani bei Jubb Jannīn.
Bei den broschierten Katalogexemplaren: Ritzverzierungen auf dem Spielbrett Kat. Nr. 25 (Zeichnungen W. Ventzke).
Frontispiz: Goldanhänger Kat. Nr. 85.

Konzeption und Organisation der Ausstellung:
Rheinisches Landesmuseum Bonn
(Hans-Eckart Joachim, Angela Nestler)

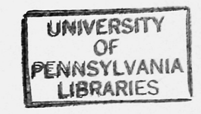
Herausgeber:
Rolf Hachmann

Redaktion:
Johannes Boese, Rudolf Echt und Andrei Miron

Restaurierung:
Walter Ventzke unter Mitarbeit von Andrea Schmitt, Y. Schmitt-Rousselle, Ingeborg Thomas

Zeichnungen:
Walter Ventzke unter Mitarbeit von Tatjana Hüther und Marie-Luise Schu

Fotos:
Monika Zorn



Die Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn erhielt großzügige Unterstützung durch das Auswärtige Amt, die Botschaft der Libanesischen Republik, das Ministerium für Kultus, Bildung und Sport des Saarlandes, das Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen und den Landschaftsverband Rheinland.

ISBN 3-8053-0771-3
ISBN 3-8053-0772-1 (Museumsausgabe)
Satz: Hagedornsatz, Berlin-Lankwitz
Lithos: Gerhard Müller, Eppertshausen
Papier: Papierfabrik Scheufelen, Lenningen
Bindearbeiten: Klemme & Bleimund, Bielefeld
Printed in Germany / Imprimé en Allemagne
Gesamtherstellung: Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein.

Schirmherrschaft

Herr Prof. Dr. Wolfgang Knies
Minister für Kultus, Bildung und Sport
des Saarlandes

S. E. Herr Mahmoud Hammoud
Botschafter der Libanesischen Republik

Pyxis aus Elfenbein Kat. Nr. 8 (s.S. 119). ▷





Grußwort
S. E. des Botschafters der Republik Libanon

Der Libanon, auch genannt »Gottesland« oder »Land der Zedern«, fasziniert seit Menschengedenken. Als Achse der Nationen verbindet der Libanon drei Erdteile, Europa, Asien und Afrika. Seine Küste war und ist heute noch ein natürlicher Durchgang zwischen Morgen- und Abendland. Und so wurde der Libanon zum Treffpunkt der europäischen und mittelöstlichen Kulturen, die er aufnahm, ohne jedoch seine Identität, seine Traditionen und seine eigene Kultur zu verlieren.
Bisherige Ausgrabungen sowie Hinweise aus Inschriften und Annalen der benachbarten und weiter entfernten Völker und Länder, ob Verbündete oder Eindringlinge, haben bis heute nur teilweise die Vor- und Frühgeschichte des Libanon erhellen können.
Die Ahnen der Libanesen, die Phöniker, geheimnis- und eindrucksvolles Volk des Mittelmeerraumes, waren die unbestrittenen Herrscher des Meeres. Sie umsegelten den afrikanischen und vielleicht sogar den amerikanischen Erdteil; sie erfanden das Alphabet. Bis heute ist der Libanon ein Rätsel geblieben und fordert die Wißbegierde der Forscher, Historiker und Archäologen heraus.
Kāmid el-Lōz, ein libanesischer Marktflecken, unter dem Reste einer wie es scheint bedeutenden Kultur seit Jahrtausenden ruhen, ist erwacht. Er erzählt seine Geschichte und seine Vergangenheit. In einem Gebiet gelegen, in dem hohe Kulturen zusammenflossen, sich annäherten und wieder auseinanderentwickelten, wurde Kāmid el-Lōz aufgrund seiner geographischen Lage zu einem strategischen Punkt. Dieser verband die Straße nach Ägypten im Süden mit der Straße nach Mesopotamien im Osten und außerdem mit Klein- und Mittelasien, dem Fernen Osten und mit Europa im Westen.
Prof. Hachmann und sein Team lassen uns in klarer und faszinierender Weise die Geschichte dieser Kultur wiedererleben. Zwanzig Jahre bedurfte es, diese Aufgabe zu vollenden und der Welt eine Kultur vor Augen zu führen, die ohne ihn und sein Team vergessen geblieben wäre.
Diese erste libanesische Ausstellung in der Bundesrepublik Deutschland soll einerseits den Historikern und der ganzen Welt Zeugnisse einer Kultur präsentieren, andererseits aber all diejenigen, die sich für Geschichte und Archäologie interessieren, darauf aufmerksam machen, daß im Libanon, mag er noch so klein sein, weitere Kulturen zu entdecken und Geheimnisse zu enträtseln sind.
Und so eröffnet sich mit dieser Ausstellung eine neue Ära in den Kulturbeziehungen der Bundesrepublik Deutschland und des Libanon.
Es bleibt mir nur noch, Prof. Hachmann und sein Team herzlich zu begrüßen und ihnen meinen Dank auszusprechen für den Mut und die Ausdauer, die sie trotz des Krieges und der Bombenangriffe bewiesen haben. Ich möchte ebenfalls all diejenigen willkommen heißen, die durch ihren Besuch hier ihr Interesse am Libanon und an dessen Geschichte haben zeigen wollen. Ihnen allen meinen herzlichen Dank.
Der Libanon wird leben, solange seine Söhne sich ihrer Geschichte und ihres Kulturgutes bewußt sind.

Mahmoud Hammoud

Vorwort

Der Libanon zählt zu den kleinen Ländern dieser Erde. Aber dieses kleine Land hat eine große Vergangenheit. Von Libanons Küste – vornehmlich aus Tyrus, aber auch aus Sidon, Beirut und anderen Städten – brachen einst die Phöniker auf und gründeten Kolonien, erst auf Zypern, dann in Nordafrika, auf Sizilien und Sardinien und in Spanien. Ex oriente lux! Ehe dieses Wort, dessen Herkunft wir nicht kennen, auf das Christentum bezogen wurde, mag es auf diese kunstfertigen, handelstüchtigen und wagemutigen Auswanderer und ihre Kultur gemünzt gewesen sein.

Seither ist es sprichwörtlich geworden, das »Licht aus dem Orient«. Im 19. Jahrhundert, als man vieles über die Phöniker altgriechischen Quellen entnahm, da strahlte das Licht der Phöniker hell nach dem Westen und Nordwesten. Doch dann kam das böse Wort von der Phönikomanie. Und so konnte man noch 1972 in einem renommierten Lexikon der Antike einen Satz wie diesen lesen: »Die Kunst Phönikiens ist durch die Produkte seiner Handwerker weitverbreitet, aber wenig originell.« »Ein gewisser provinzieller Einschlag« fehle nicht, so liest man dort weiter. – »Die Kultur Phönikiens war geprägt von ihrer Rolle als Vermittler zwischen den Kulturen Ägyptens und des altorientalischen Vorderasiens, die durch den phönikischen Handel an den Küsten des Mittelmeeres Verbreitung fanden. . . . Der eigene Anteil Phönikiens ist schwer zu bestimmen.« Die phönikische Kunst zeige wenig Originalität, sondern entlehnte Techniken, Motive und Kompositionsschemata – das alles findet sich noch 1976 in einem weit verbreiteten Enzyklopädischen Lexikon. Gewiß, damit sind die »späten« Phöniker des 1. vorchristlichen Jahrtausends gemeint. Ob dieses Urteil wirklich richtig ist, das hängt wesentlich von dem Bild ab, das wir von der Kultur der frühen Phöniker des 2. vorchristlichen Jahrtausends haben.

Dieses Bild – die Ausstellung zeigt es – ist wieder im Wandel begriffen. Noch vor zwei Jahrzehnten kannte die Welt nur, was französische Archäologen in der Küstenstadt Byblos ausgegraben hatten und was zum Teil im Louvre ausgestellt ist, zum Teil im Nationalmuseum Beirut zu sehen war. Diese beeindruckenden Zeugnisse einer Kultur, die aus den Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens wohl zahlreiche Anregungen aufgenommen, sich aber keineswegs assimiliert, sondern ihre Eigenständigkeit gewahrt hat, stammen vornehmlich aus dem frühen 2. Jahrtausend v. Chr. Sie als frühphönikisch zu bezeichnen, das wagte eigentlich nicht einmal der Fachmann. Denn die materiellen Überreste der Kultur des späten 2. Jahrtausend waren weitgehend unbekannt. Sie liegen auch heute noch unausgegraben unter den Trümmern von Beirut, gerade unter den Hochhäusern im Zentrum von Sidon und unter einem ausgedehnten schiitischen Friedhof in Tyros. Es läßt sich nicht absehen, wann die phönikischen Küstenstädte, die durch die Überlieferung der Griechen und aus der Bibel bekannt und berühmt sind, Aufschluß über die Kultur der frühen Phöniker werden geben können.

So gewinnt unerwartet jener Ort an Bedeutung, dem wir die hier ausgestellten Funde verdanken. Seit 20 Jahren arbeiten deutsche Wissenschaftler an der Ausgrabung des Siedlungshügels von Kāmid el-Lōz, einem heute wenig bedeutenden Dorf am Südostrande der Biqāʿ. Daß die Vor- und Frühgeschichtler der Universität des Saarlandes von Anfang an federführend an diesem Projekt beteiligt





waren und es seit 1965 allein weiterverfolgen, erfüllt mich als Kultusminister dieses Landes schon mit ein wenig Stolz. Daß Wissenschaftler von anderen deutschen Universitäten daran mitwirken, und daß Gäste von Universitäten aus Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei, der Türkei und den Vereinigten Staaten daran beteiligt waren, ist Anlaß zu Freude und Genugtuung darüber, daß ein wissenschaftliches Unternehmen von internationalem Rang in der saarländischen Landesuniversität verankert ist.

Als man die Arbeit begann, war man sich noch keineswegs sicher, welche Stadt man vor sich hatte und zu welcher Kultur sie gehören würde. Damals galten nur die Küstenstädte als phönikisch, das libanesische Hochland war »kulturelles Niemandsland«. Heute ist dank der Grabungen von Professor Rolf Hachmann und seiner Mitarbeiter die Identifizierung des Ortes mit der aus dem 14. vorchristlichen Jahrhundert schriftlich überlieferten Stadt Kumidi so gut wie sicher. Damit hat sich allerdings nichts anderes als eine auf Grund philologischer Überlegungen gehegte Erwartung erfüllt. Überrascht hat die Archäologen dagegen, in Kumidi – zwei Tagesmärsche von der Küste und hinter den hohen Bergen – Spuren jener Kultur zu finden, die an der Küste als phönikisch bezeichnet werden. Diese unerwartete Entdeckung scheint geeignet, die wissenschaftliche Diskussion um Phönikien und die Phöniker wieder auf eine neue Grundlage zu stellen. Die Wissenschaft wird künftig Kāmid el-Lōz und seine Funde berücksichtigen müssen, wenn sie Antworten auf die Frage nach den frühen Phönikern, ihrer Kultur und ihrer Geschichte sucht. Dem Ausstellungsbesucher, Fachmann wie Laien, ist darum ein offenes Auge dafür zu wünschen, was diese Kultur – bei allen Anregungen, die sie von den Hochkulturen empfing – an Eigenständigem zu bieten und an Zukunftsweisendem entwickelt hat.

Das, was die Ausstellung »Frühe Phöniker im Libanon« umfaßt, steht also an der Stelle von vielem anderen, was wir heute nicht kennen und was wir vielleicht niemals kennenlernen werden; die frühen Phöniker des Binnenlandes müssen für die des Küstensaumes stehen. Das macht es verständlich, daß das hier präsentierte Bild der phönikischen Kultur fragmentarischen Charakter hat. Es ist sogar in doppeltem Sinne bruchstückhaft, denn es wird auf Grund einer Fundauswahl gezeichnet, die im Jahre 1978 nach Deutschland gelangte. Vieles andere ist in Libanon geblieben. Wir hoffen, daß es alle kriegerischen Wirren überstehen wird. Und viel mehr noch liegt im Siedlungshügel von Kāmid el-Lōz verborgen. Es bleibt zu hoffen, daß die Ausgrabungen in naher Zukunft wieder aufgenommen und durch Jahre fortgesetzt werden können. Ich bin froh und dankbar, daß die Vor- und Frühgeschichtler der Universität des Saarlandes darin auch weiterhin eine besondere Aufgabe sehen.

Professor Dr. Wolfgang Knies
Minister für Kultus, Bildung und Sport
des Saarlandes

◁◁ Flasche aus Kalksinter Kat. Nr. 36 (s. S. 133).
◁ Amphorenförmige Kanne Kat. Nr. 42 (s. S. 136).

Unterwegs nach Kāmid el-Lōz

Anstelle einer Einleitung

Pulsierendes Leben in den Straßen, Menschen, die eifrig ihren Geschäften nachgingen, Hin- und Herhasten, daneben der beschauliche Müßiggang derer, die es nicht nötig hatten; fliegende Händler, die laut und gestenreich ihre Karren voller Erdnüsse, Melonen oder Mangofrüchte durch das Gewühl der langsam dahinschiebenden, stockenden, plötzlich stillstehenden und in ohrenbetäubendes Hupkonzert ausbrechenden Autokolonnen bugsierten – so kannte man Beirut, seit man 1963 zum erstenmal in diese Stadt gekommen und von hier nach Kāmid el-Lōz aufgebrochen war. Bis zum Jahre 1974 hatte sich vieles verändert, alles zum Besseren. Die Autos schienen von Jahr zu Jahr größer und mehr geworden zu sein; die fliegenden Händler führten nun auch amerikanische Zigaretten und französische Parfüms; in den Verkehrslärm mischte sich Musik aus japanischen Transistorradios, dem neuen Statussymbol der halbwüchsigen Söhne des bessergestellten Beirut. Und wer war eigentlich nicht bessergestellt? Es schien keine wirkliche Armut mehr zu geben.
Und sonst? Neue, höhere, modernere Häuser mit glänzenden Fassaden, Stadtautobahn, Fußgängerunterführungen. Welche Stadt in Europa war moderner, unternehmungslustiger, aber auch mondäner, snobistischer?
Als man 1977 wieder mit dem Flugzeug in Beirut ankam, fand man das Stadtzentrum vollkommen zerstört; aber in ihren ausgedehnten Vorstädten versuchte die Stadt zu leben wie eh und je. Wie immer nahm man das Auto und fuhr nach dem Osten, Richtung Gebirge. Bald hatte man die Vorstädte hinter sich gelassen, in steiler Fahrt ging es auf der breit ausgebauten Straße den Berg hinauf. Aus vielen weit ausladenden Kehren boten sich immer wieder neue Blicke auf die zahllosen modernen Steinbauten, die allmählich in der Tiefe zu einer einzigen hellen Häusermasse zusammenschmolzen. Kaum mehr konnte man im Kern des ausufernden Häusermeers, zwischen Hafen und der Rue Emir Béchir, die Stadt des 18. und 19. Jahrhunderts erkennen, um die zwischen den Weltkriegen, in der französischen Mandatszeit, eine breite Zone jüngerer Gebäude entstanden war. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich Beirut ja zu seiner heutigen Größe ausgedehnt, wurde zur hochmodernen Stadt mit westlich geprägter Architektur und Schnellstraßen aus Beton. Als letzte Steigerung unbändiger Baulust waren schließlich dreißigstöckige Hochhäuser aus dem Boden geschossen, feine Beobachtungsposten und Raketenabschußbasen, um die in den Jahren des Bürgerkriegs 1975–1976 heftig gekämpft worden war. Der Krieg hatte ihre Fertigstellung verhindert und nun ragten ihre Betonskelette, die dem Artilleriebeschuß widerstanden hatten, durch den blaugrauen Dunst hindurch, der aus dem Meer aufgestiegen war und sich über die schmale Küstenebene gebreitet hatte. Wo die Stadt lag, verdich-

Abb. 1 Blick auf Beirut. ▷





tete er sich, wie um die Narben des Bürgerkrieges zu verdecken. Welch ein Anblick! Welch eine Stadt, trotz aller Zerstörungen, immer noch . . . !
Man fuhr durch Ortschaften am Hang des Gebirges, in denen die wohlhabenderen Beiruter, wenn irgend möglich, die feuchtschwülen Sommermonate zu verbringen pflegten, an kleinen, sauberen Dörfern vorbei; hier und da eine Kirche, vereinzelt dazwischen eine Moschee – man befand sich ja im christlichen Teil des Libanon. Weiter südlich, im Schuf, wohnten allerdings Drusen, deren Scheikh Kemal Jumblat gerade vor kurzem ermordet worden war. Man blickte in tiefe Schluchten hinab und hinauf zum kahlen, felsigen Hochgebirge, das dann nach knapp halbstündiger Fahrt erreicht war. Die steilen Hänge, in den tieferen Regionen noch mit lichtem Kiefernwald bestanden, wurden immer karger. Hier noch eine kleine Baumgruppe, dort eine nur durch künstliche Bewässerung florierende Obstplantage – Äpfel für Saudi-Arabien und Kuweit. Ferne am jenseitigen Hang eines Tales dann doch noch ein paar Häuser, dicht um eine Quelle gedrängt. Zuletzt ein einzelnes, großes Haus am Wege, zerbombt, bis auf das Betonskelett zerstört. Und über allem, hoch über der noch immer sichtbaren Schwüle der Küste und der Dunstglocke über Beirut der tiefblaue Himmel, die brennende, blendende Sonne. Der Asphalt flimmerte vor Hitze, und nur manchmal brachte noch ein Wind vom Meer her etwas Kühlung. Vor einer knappen Dreiviertelstunde war man in Beirut aufgebrochen, und nun war man gut 1500 m über dem Meeresspiegel auf dem Paß Daḥr el-Beidar angekommen.
Merkwürdig, auf dem ganzen, rund 35 km langen Weg war man kaum einem Lastwagen begegnet. Dabei bestimmten vor dem Bürgerkrieg gerade sie den Verkehr, wenn sie sich in langen Kolonnen, wie Herden plumper Elefanten, über den Paß mühten, um ihre Fracht in das nahe Damaskus oder ins ferne Bagdad zu bringen, oder wenn sie abends oder nachts, sobald der übrige Verkehr etwas nachgelassen hatte, wie eine Herde übermütiger Tiere ihr wüstes Elefantenrennen bergan vollführten. Jetzt raste nur noch die fast endlose Kette von Mercedes-Taxis in oft halsbrecherischer Fahrt bergan und bergab, an dem bedächtiger Fahrenden vorbei. Aber wer konnte sich auf die Dauer ihrem rasenden Tempo ganz entziehen? Man fuhr ebenfalls schneller, überholte mal rechts, mal links und bremste bei den Kontrollposten der »panarabischen Friedenstruppe« scharf ab, um den Wagen noch zeitig zum Stillstand zu bringen. Wer mochte schon eine M.P.-Salve riskieren, auch wenn sie gezielt vorbeigeschossen sein würde?
Vom Daḥr el-Beidar führte die Straße dann in steilen und engen Serpentinen, durch schlecht überhöhte Kurven, die Osthänge des Gebirges hinab. Nach kurzer Strecke öffnete sich der Blick auf eine Landschaft, die auch nach so vielen Jahren noch den Ankommenden mit ihrem Reiz gefangennimmt. Eingebettet zwischen die Bergketten des Libanon und des Antilibanon, nur 15–25 km breit, aber fast 100 km lang, erstreckt sich knapp 1000 m über dem Meeresspiegel ein blühender Garten – die Biqāʿ. Welch ein Gegensatz zu dem strauchlosen Gebirge, das man gerade durchquert hatte! Im Frühling und Herbst ein grüner Teppich, auf den Anemonen, Cyclamen und Klatschmohn bunte Muster zaubern; im Sommer von überquellender Fruchtbarkeit, aber schon nach der Ernte im Juni die Felder braun und verdorrt, das Grün der Bäume unter einer dicken Staubschicht verblaßt; im Winter oft dick verschneit, und dann nur auf Umwegen durch den südlichen Libanon oder überhaupt nicht zu erreichen.
Jedesmal hielt man hier an und stieg aus. Weit schweifte der Blick von Süd nach Nord über das Land, ohne es ganz durchmessen zu können, glitt an den baumlosen, flachen Gipfeln des Antilibanon entlang zurück nach Süden, empor zum fast 3000 m hohen Hermon, der noch im Frühsommer seine weiße Schneekappe trug. Und ganz im Dunst der Ferne verborgen lag, selbst dem, der diese Reise schon oft gemacht hatte und das Land kannte, sich kaum verratend, das Dorf Kāmid el-Lōz mit seinem Tell.

◁ Abb. 2 Landschaft um Kāmid el-Lōz.

Man war inzwischen, immer wieder anhaltend und über die Ebene blickend, das Gebirge hinabgefahren. Beirut, das man vor knapp einer Stunde verlassen hatte, war nur noch Erinnerung. Lediglich die Pick-ups, die kleinen Lastwagen, die sich, überladen mit Kartoffeln, Äpfeln, Melonen und Tomaten, Tomaten und nochmals Tomaten das Gebirge hinaufquälten, wobei sie unter ihrer viel zu hoch gestapelten Last gefährlich hin- und herschwankten, lenkten die Gedanken ein letztes Mal zurück auf den alles verzehrenden Moloch Stadt.

Beirut war schon deswegen bald vergessen, weil mit der Biqāʿ eine neue, ganz andere Welt begann. Die ersten Geldwechsler – Armenier aus 'Anjār – am Straßenrand machten die Nähe der syrischen Grenze fühlbar. Damaskus war nicht mehr weit. Bog man nach Norden ab, war man schnell in Baalbek. Vom hektischen Betrieb vergangener Jahre, als supermoderne Reisebusse in eiliger Fahrt ihre Fracht den großartigen antiken Tempelruinen vor die Füße karrten, war nichts geblieben. Vorbei auch die nachts in Viererreihen den Paß hinaufjagenden Kolonnen von Buicks, Cadillacs, Lincolns und Pontiacs auf dem Heimweg vom »Festival de Baalbek«, wo ein Herbert von Karajan Beethoven, Brahms oder Bartok dirigiert haben mochte. Dort waren Berliner, Chicagoer und Moskauer Symphoniker und Philharmoniker gleichermaßen willkommen gewesen.

Früher war der Weg nach Norden eine wichtige Fernstraße, führte über Baalbek hinaus nach Mittel- und Nordsyrien, stand dem Reisenden bis in die Türkei und weiter nach Europa offen. Und nach Süden konnte man noch vor dem Zweiten Weltkrieg ungehindert bis Palästina und von dort weiter bis Ägypten reisen, wie auf einer riesenhaften, breiten Chaussee, an deren Rändern nicht Bäume, sondern Berge standen.

Am Fuße des Libanon verließ man nun die Hauptstraße, die weiter nach Damaskus führt, wandte sich nach Süden und fuhr auf immer noch asphaltierter Straße am Westrand der Ebene entlang. Trotz der Höhe brannte die Sonne. Es war heiß, aber nicht mehr drückend schwül wie in Beirut. Gegen Mittag brach heftiger Fallwind vom Libanon herab. Aber er brachte kaum Erfrischung, zerrte an den Kleidern, trug Staub in die Haare. Links lag das so überaus fruchtbare Land, rechts der steile, morphologisch fast ungegliederte, spärlich bewaldete Osthang des Libanon. Eine knappe halbe Stunde, nachdem man die Hauptstraße verlassen hatte, wandte man sich bei der Ortschaft Kefraya wieder in östliche Richtung, fuhr an Melonen- und Maisfeldern, Obst- und Olivenhainen und immer wieder Weingärten vorbei, überquerte den Naḥr el-Litani und war nach einer weiteren Viertelstunde am Südostrand der Biqāʿ, in Kāmid el-Lōz, angekommen. Etwa eineinhalb Stunden hatte die Fahrt von Beirut gedauert. Man hätte es auch in einer Stunde schaffen können.

Wieder tauchte man in eine andere Welt ein, sobald man dem Auto entstieg. 3500 Einwohner vielleicht hatte dieses Dorf, aber wer wußte es schon genau? Sicher mehr als die Hälfte Kinder. Mehr als hundert Erwachsene kannte man mit Namen, die anderen waren einem dem Aussehen nach vertraut. Unter den mit Namen Bekannten etliche wirkliche Freunde. Bald war man von ihnen umringt. Immer wieder Händeschütteln, kräftige Umarmungen dazwischen, und einige vorsichtige Küsse auf stoppelige Backen: »Wie geht es Dir? – Wie geht es selbst? – Was macht die Gesundheit? – Wie geht es den Söhnen? der Mutter? dem ganzen Haus? – Gott sei gelobt, es ist alles in Ordnung! Herzlich willkommen, aẖlan we saẖlan!« Man war wieder zuhause in Kāmid el-Lōz, wie jedes Jahr, für zwei oder zweieinhalb Monate ... So war es hier immer gewesen, von 1963 bis 1981. Vor dem Sechs-Tage-Krieg im Jahre 1967 und danach; 1970, als Gamal Abd el-Nasser starb; 1973, als der Yom-Kippur-Krieg wütete, und 1977, als man nach dem Bürgerkrieg wieder zurückkam. So sollte es auch 1978 sein, als die Syrer Ostbeirut belagerten, und 1980, als um die größ-

Abb. 3 Ausgrabung im Tempelbereich. ▷





te Stadt der Biqāᶜ, das etwa 30 km entfernte Zaḥle, heftig gekämpft wurde. Erst mit dem Jahre 1982 wurde dann alles anders. Die alljährliche Reise nach Kāmid el-Lōz mußte unterbleiben. Wovon man immer einmal geredet, was man aber nie ernsthaft für möglich gehalten hatte, war eingetreten. Kein Mensch in Deutschland wußte Genaues über die Lage im Dorf. Nachrichten tröpfelten nur und gaben bestenfalls Anhaltspunkte. Aber Gewißheit war nicht zu erlangen, bis sich im Januar 1983 die Möglichkeit ergab, wenigstens eine Erkundungsfahrt nach Kāmid el-Lōz zu unternehmen.

Vom Flugplatz bis in die Stadt verlief eigentlich alles wie eh und je. Es gab – welch eine Erleichterung – keine Barrikaden mehr. Straßen waren wieder befahrbar, die seit dem Bürgerkrieg blockiert gewesen waren. Aber Kontrollen gab es immer noch, genau so viele wie früher; nur trugen die Posten jetzt andere Uniformen. Auch die südlichen Stadtteile von Beirut waren jetzt nur mehr Trümmerhaufen. Aus der Altstadt waren schon riesige Schuttmengen abgeräumt, und ins Meer hinaus war eine neue Halbinsel gewachsen und wuchs täglich weiter. So sollte aus den Trümmern des zerstörten Beirut Bauland für das neue werden.

Was von der Stadt übriggeblieben war, verharrte keineswegs in Lethargie, sondern war voller Leben, voller Improvisationslust, voller Pläne, voller Geld und vor allem voller Hoffnung – jener absurden Hoffnung, die zwischen zwanghafter Selbsttäuschung und realitätsferner Utopie hin- und herschwankt, genährt allein von der Euphorie der Planungen und von einigen raschen Anfangserfolgen improvisierter Wiederaufbaumaßnahmen.

Nach Kāmid el-Lōz wollte man fahren? Dort waren doch fremde Truppen! »Unmöglich! – Sehr schwierig! – Gefährlich!« Es gab viele Warnungen, wenige Informationen. »Nach Kāmid el-Lōz? Wo liegt das? – In der Biqāᶜ! – Ach, in der Biqāᶜ war ich noch nie! – Sie sollten solch eine Fahrt lieber nicht machen!«

Wie so oft, wenn in Büros, Foyers und Salons nichts Konkretes zu erfahren war, half die Straße weiter. Zufällig ging man an einer Baustelle vorbei, sah einem der jungen Bauarbeiter ins Gesicht, stutzte, sah in ein zweites Gesicht, erkannte, ein drittes gesellte sich hinzu – es waren drei junge Männer aus Kāmid el-Lōz, die früher in der Grabung gearbeitet hatten! Überraschung, Erstaunen, freudige Begrüßung! »Willst Du wieder graben?« – »Vielleicht, aber dann später!« – »Kommst Du nach Kāmid?« – »Ja, kann man denn hinfahren?« – »Aber gewiß, jederzeit. Herzlich willkommen in Kāmid!« Nun klärte sich alles. Es gab präzise Informationen. Die Straße durchs Gebirge in Richtung Damaskus wäre nicht befahrbar, denn um Aley würde zwischen Christen und Drusen gekämpft. Dennoch käme wohl gelegentlich ein Fahrzeug durch. Man könne aber eine nördlichere Route nehmen. Diesen Weg nähmen jedoch die Leute aus Kāmid nie. Er sei gefährlich wegen der Christen. Ob und wie man vom israelisch ins syrisch besetzte Gebiet der Biqāᶜ gelangen könne, wisse man überhaupt nicht.

Ja, Kāmid el-Lōz sei nun seit dem Juni 1982 besetzt. Nein, nicht mehr von den Syrern. Die hätten Kāmid verlassen und dicht nördlich des Dorfes Stellungen bezogen. Vorher hätten sie noch das Gelände rings um die Ortschaft vermint. Als die Leute wieder auf ihren Feldern arbeiten wollten, hätte es viele Tote gegeben. Auch Hseyn, der älteste Sohn des Grabungswächters – ein Bub von elf Jahren –, sei von einer Mine zerrissen worden, sein jüngerer Bruder Ahmed schwer verwundet ... Ja, also, von Kāmid el-Lōz nach Beirut führe man jetzt am besten über Mashghara, Jezzin und Sidon. Der Weg sei ziemlich lang, aber ganz sicher.

So fuhr man dann an einem der nächsten Tage auf der Küstenstraße entlang nach dem Süden, vorbei am Flughafen, weiter nach Khalde. Wolkiger, verhangener Himmel. Auf dem milchig trüben Meer ankerten kleinere amerikanische Kriegsschiffe, symbolischer Schutz der Verhandlungen, die zwischen der israelischen und

◁ Abb. 4 Arbeiter auf dem Tell.

der libanesischen Regierung in Khalde stattfanden. Erste Kontrolle durch Militär. Die Uniformen waren anders, aber die Gesichter paßten in die Landschaft. Die Gesten jedoch waren fremd und zunächst unverständlich.

Dann ungestörte Weiterfahrt nach Sidon; Umwege durch zerstörte Straßenzüge und erneute Kontrollen. Endlich war die Abzweigung ins Gebirge erreicht. Es begann zu regnen, und bald mischte sich in den Regen Schnee. Die Stimmung paßte sich der Witterung an. Trübsinn kam auf. Die Ortschaft Jezzin lag, 1000 m über dem Meer, gerade noch unter der dichten Wolkendecke. Bei ausreichender Sicht war die Straße nach Mashghara leicht zu finden. Aber war die Paßstraße über den 1700 m hohen Tumat el-Jezzin nicht schon vor Jahren fast ganz verfallen und nahezu unbefahrbar gewesen? Es war wohl besser, einen südlicheren Weg zu wählen. Der Regen ging mehr und mehr in Schnee über, der auf den Feldern vorerst liegenblieb. Es wurde diesiger, Wolkenfetzen trifteten quer über die Straße und verhüllten die Landschaft. Plötzlich war selbst die Straße nur mehr ein vager Schatten. Irgendwann mußte man wohl nach dem Norden abbiegen. Aber wo . . . ? Schließlich wurde einem klar, daß man längst hätte abbiegen müssen. Offenbar war man schon auf dem Weg nach Nabatiye el-Taḥta. Also umgekehrt! – War das überhaupt die Straße, auf der man gekommen war? Hatte es überhaupt Sinn weiterzufahren? Alles sah so ganz anders aus. Als sich der Nebel plötzlich hob, fand man sich von unbekannten Bergen umgeben auf einer unbekannten Straße. Wohin mochte sie wohl führen? Eine Straßengabel, ein wartender Mann mit zusammengefaltetem Regenschirm. »Nach Mashghara? – Ihr kommt ja aus Mashghara! – ? – Ihr seid auf der Straße, die von Mashghara herführt!« Also war doch alles anders gewesen, also nochmals kehrt! Unterwegs ein Straßenschild, die Schrift nicht lesbar – gewichtiger Hinweis auf eine wichtige Straße irgendwohin. Häuser schließlich, ein Dorf, das tief eingeschnittene Tal des Naḥr el-Litani, man war wirklich in Mashghara angekommen. Im strömenden Regen weiter über Aitanit, Saghbīn, Khirbet Kanafar bis Kefraya, wo man sonst vom Norden kommend nach links, jetzt aber vom Süden kommend nach rechts abbog, um Kāmid el-Lōz zu erreichen. Dreieinhalb Stunden Fahrzeit.

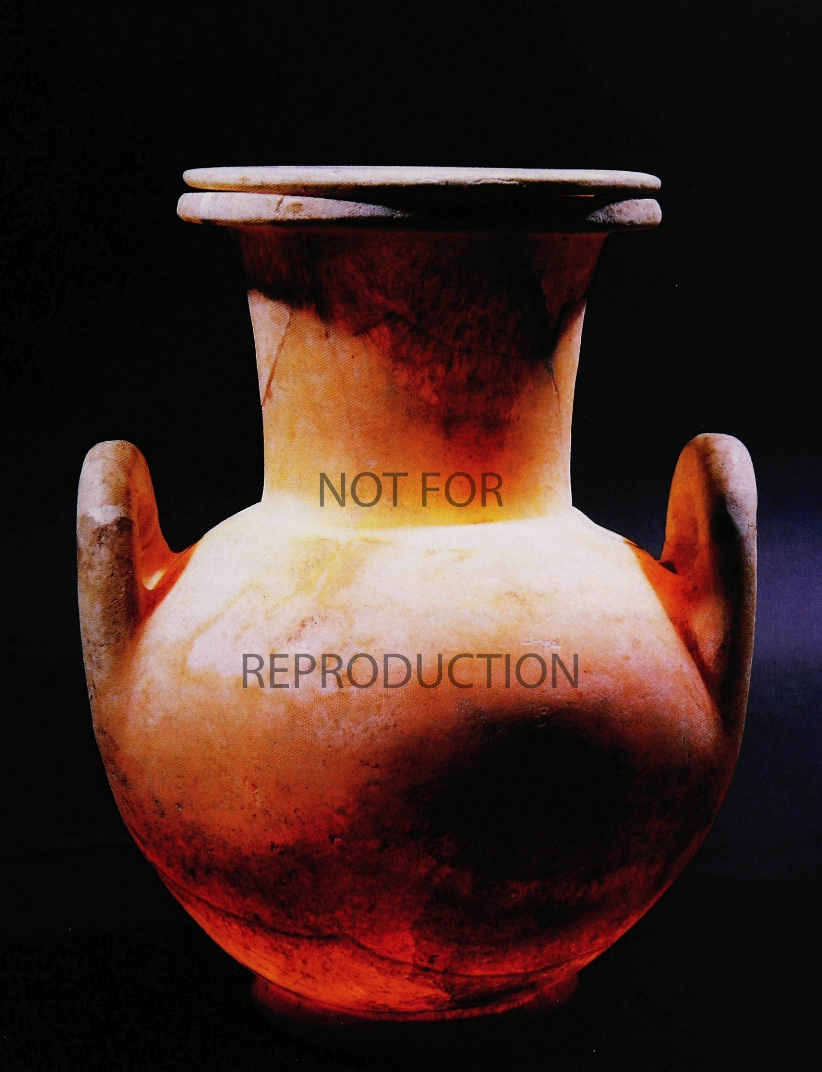
Kein Mensch war weit und breit zu sehen an der durch schwere Fahrzeuge aufgerissenen Straße. Es war eine trostlose, deprimierende Einöde. Kalte Feuchtigkeit kroch durch die Kleidung. Ein Schlagloch neben dem anderen; alle waren bis oben mit Wasser gefüllt. Nach einiger Zeit ein Posten an der Straße, uninteressiert an dem europäischen Reisenden. Wie soll man ihn ansprechen? »Shalom?« Oder lieber nichts sagen? Vielleicht am besten einfach »Hallo!«. Noch in diese Gedanken hinein entbot der Einheimische, den man unterwegs mitgenommen hatte, dem Posten ein freundliches »Shalom«.

Schließlich kam Kāmid el-Lōz in Sicht. Das Dorf schien wie ausgestorben. Man dachte unwillkürlich an die fremden Soldaten. Aber es war nur das Wetter. Vermutlich sah das Dorf im Winter immer so aus. Es war eben die Jahreszeit, in der man schon früher immer am Mangal – dem Becken mit glühender Holzkohle – gesessen und sich die Ereignisse des letzten Jahres, der letzten Jahre, immer weiter ausschmückend, erzählt hatte. Aus den Schornsteinen der Häuser quälte sich müder Rauch und verriet die Anwesenheit der Bewohner. Am Ostrand des Dorfes hatte die Besatzungstruppe auf einem Felsvorsprung eine Stellung errichtet. Der Posten schien die Fremden mit dem Fernglas zu beobachten. Was mochte er wohl denken? Oder blickte er hinüber zum syrischen Posten, der nur etwa 300 m entfernt seine Stellung hatte?

Die ersten Schritte führten in das Haus des Grabungswächters. Freundlich lächelnd, aber ohne eine Spur von Überraschung, wurde das Spiel mit den vier Kindern, die ihm geblieben waren, unterbrochen und der An-

Abb. 5 Cyprische Milkbowls aus dem Korridor des königlichen Pavillons. ▷





kommende begrüßt. Die Nachricht, daß die deutschen Archäologen im Lande seien, war schon über das Gebirge gedrungen. Jemand hatte sie aus Beirut mitgebracht, wohin man trotz der Zersplitterung des Landes in Herrschafts- und Besatzungszonen eben doch ab und zu fuhr. Oder man fuhr sonstwohin. Heute sei bei Verwandten eine Frau aus Ghazza zu Besuch, dem Nachbardorf. Ghazza, eine halbe Fußstunde von Kāmid el-Lōz, sei syrisch besetzt. Deshalb habe die Frau nicht den direkten Weg nehmen können, das ginge nicht. Sie sei halt über Beirut gekommen. Eineinhalb Tage war sie unterwegs gewesen.

Der Wächter kam mit zum Tell. Dieser lag völlig verlassen. Seine Oberfläche war merkwürdig entstellt durch aufgeschüttete Wälle. Wo noch kürzlich das Grabungshaus mitsamt dem darin untergebrachten Gerät gestanden hatte, war die Erde mit Bulldozern abgeschoben. Von seiner strategischen Bedeutung hat der Tell offenbar seit dem Altertum nichts eingebüßt.

Trotz der enormen Schanzarbeiten, die hier vollführt worden waren, war die eigentliche Grabung unbeschädigt geblieben. In unmittelbarer Nähe der Grabungsareale waren die Erdwälle nicht einfach mit dem Bulldozer zusammengeschoben worden, sondern viel mühevoller aus Sandsäcken aufgeschichtet – ein Akt schonungsvoller Rücksichtnahme in einem erbarmungslos geführten Krieg.

Die 1978–1980 ausgegrabenen Mauern des Palastes und des Tempels waren leicht wiederzuerkennen. Der Zustand der Ruinen bot alle Voraussetzungen für eine erfolgversprechende Weiterarbeit. Aber etwa 300 m weiter nördlich befanden sich ja die syrischen Stellungen, und man glaubte erkennen zu können, daß der Posten die Fremden mit dem Fernglas beobachtete. Was mochte er denken?

»Wollt ihr jetzt graben?« Der Gedanke schien dem Wächter nicht ganz absurd zu sein, und er wäre wohl kaum erschrocken, wenn die Antwort »Ja« gewesen wäre. Aber sicher wäre es besser, zu warten, bis Syrer, Israeli und PLO das Land verlassen hätten. Er zählte die drei Namen nochmals auf, und wie er sie wiederholte, benutzte er jedesmal als »schmückendes Beiwort« eines der stärksten deutschen Wörter. Während seiner langjährigen Tätigkeit bei den deutschen Archäologen hatte er es treffsicher anzuwenden gelernt.

Der Gedanke, eine so zwischen den Fronten liegende Grabung unter den gegebenen Verhältnissen bei nächster Gelegenheit fortzusetzen, ist nicht ohne Reiz. Realisieren ließe er sich indes kaum ohne Risiko. Ohne unangebrachtes Risiko . . .

Rascher, als man hergekommen war, ging es zurück nach Beirut. Der Nebel hatte sich verzogen, es gab keine Schwierigkeiten, den richtigen Weg zu finden. Doch noch einmal wurde die Fahrt aufgehalten: Beim Kontrollposten südlich von Khalde hatte sich in der längst eingebrochenen Dunkelheit ein Stau von einigen Tausend Fahrzeugen gebildet, denn es war Sonntag, und viele Beiruter hatten die Gelegenheit zu einem Ausflug wahrgenommen. Alle waren sie im Süden gewesen. Da in der Ortschaft Aley um Leben und Tod gekämpft wurde, konnte man nach Osten nicht fahren. Aber das Benzin war immer noch billig. So fuhr man in den Süden. Dieser war zwar von fremden Truppen besetzt, doch war es dort ruhig und man konnte sich vorübergehend, beim Picknick, der Illusion von Frieden hingeben; jenes Friedens, den man seit vielen Jahren ersehnt, den zu verhindern man sich aber mindestens ebenso lange nach Kräften bemüht hatte.

Rolf Hachmann

◁ Amphora aus Kalksinter Kat. Nr. 41 (s. S. 135).

Kāmid el-Lōz – Kumidi
Ergebnisse der Grabungen 1963–1981

Der Tell Kāmid el-Lōz liegt am südlichen Ostrand der Biqāʿ, der Hochebene zwischen Libanon und Antilibanon, etwa 50 km südsüdöstlich von Beirut, hart nördlich der neuzeitlichen Ortschaft Kāmid el-Lōz *(Abb. 6)*. Er hat eine Höhe von 26 m über der umgebenden Ebene, einen Durchmesser von 240 m ostwestlich und einen solchen von annähernd 300 m nordsüdlich gemessen. Als Siedlungshügel wurde er 1954 von A. Kuschke erkannt. Dieser begann dann 1963 gemeinsam mit R. Hachmann die Ausgrabung, die seit 1966 von letzterem fortgesetzt wurde. Bis zum Jahre 1981 wurden insgesamt 17 Kampagnen durchgeführt. Die politischen Verhältnisse verhinderten dann im Jahre 1982 jegliche Arbeit. Sie muß aber noch längere Jahre fortgesetzt werden, sobald es die Verhältnisse wieder zulassen.

Die Bedeutung der im Tell Kāmid el-Lōz liegenden Ansiedlung beruht im wesentlichen auf ihrer verkehrsgeographischen Lage am Kreuzungspunkt zweier alter Straßen. Die eine führte von Sidon an der Küste durch den Libanon, durch die südliche Biqāʿ und den Antilibanon in Richtung Damaskus, während die andere von Ägypten durch Palästina, den oberen Jordan-Graben und die Biqāʿ in das Tal des Naḥr el-Aṣi nach Syrien, Anatolien und Mesopotamien verlief. Das war schon lange bekannt. Ein eingehenderes Studium der kulturgeographischen Situation in der südlichen Biqāʿ hat inzwischen noch vieles dazu beigetragen, das Bild von den verkehrsgeographischen Besonderheiten dieser Landschaft zu ergänzen. Es sind einerseits Beobachtungen an Hand anderer Siedlungshügel dieser Ebene, andererseits Berichte antiker und mittelalterlicher Historiker und Geographen.

In der südlichen Biqāʿ liegt eine Anzahl verhältnismäßig großer und hoher Siedlungshügel. Sie weisen durchweg neben bronzezeitlichen auch eisenzeitliche Scherben auf. Weiter nördlich gibt es eine ganze Anzahl solcher Hügel, die auffallend flach sind und die bislang keine bronze- oder eisenzeitlichen Scherben geliefert haben. Einige dieser flachen Hügel haben über neolithischen oder chalkolithischen Besiedlungsschichten dünnen früharabischen Scherbenbelag. Andere weisen nur früharabische Scherben auf. Hier und da wurde auf diesen Hügeln auch in der Neuzeit – nie jedoch vor dem 19. Jh. n.Chr. – wieder gesiedelt. Diese Siedlungsversuche wurden offenbar deswegen unternommen, weil die Hügel trotz ihrer verhältnismäßig geringen Höhe über dem Niveau des heute noch hier und da stark sumpfigen Geländes liegen, das im Frühling nach der Schneeschmelze noch jetzt zeitweise weithin überschwemmt ist. Offenbar war das Sumpfland zwischen Ghazza im Süden und Barr-Ilyās im Norden bis in die Neuzeit hinein nur spärlich besiedelt. Nördlich dieses Sumpfgebiets gibt es wieder wie im Süden hohe Siedlungshügel mit bronze- und eisenzeitlichem Scherbenbelag. Die Grenzen des alten Sumpfgebiets lassen sich an Hand der Siedlungshügel grob umreißen. Es wird auf diese Weise eine Dreiteilung der Biqāʿ sichtbar.

Die noch neuzeitlich nachweisbare Versumpfung der Biqāʿ ist auch historisch bezeugt. Polybios berichtete für die Zeit Antiochos' des Großen von Sümpfen und Seen in der Mitte der Ebene Marsyas, wie die Biqāʿ damals hieß. Zwischen dem Seengebiet in der Mitte und den Gebirgen im Westen und Osten habe es nur enge Passagen gegeben. Weder Strabo noch Ptolemaios, die sich mit Geschichte und Geographie der Biqāʿ beschäftigten, erwähnten indes einen See inmitten dieser Landschaft. Das kann aber nicht

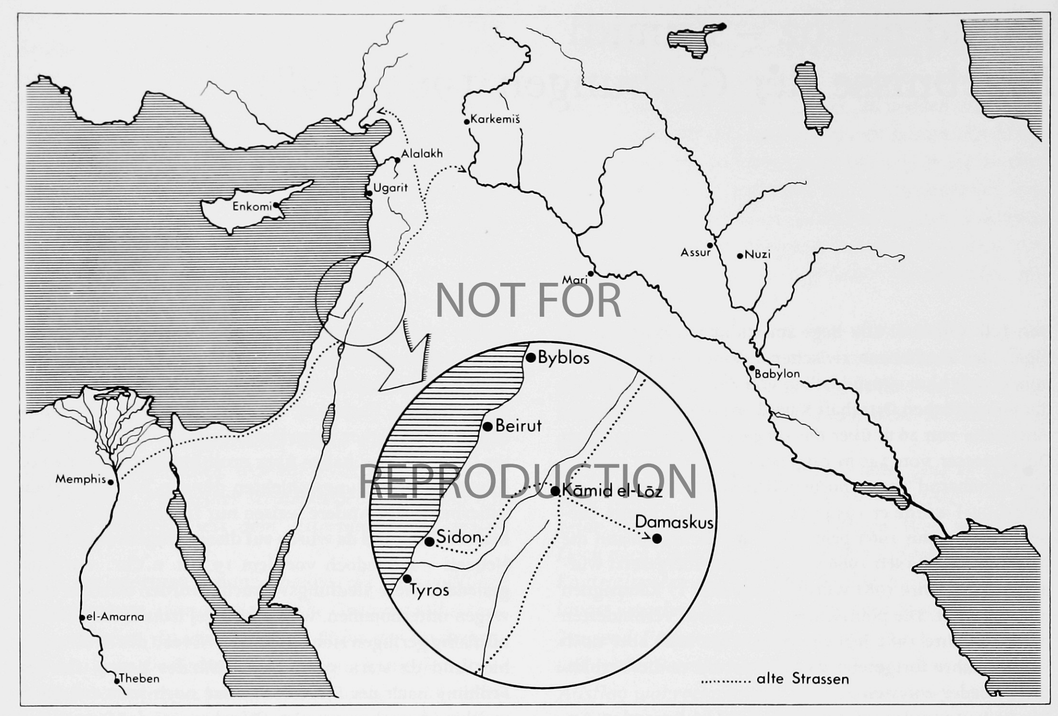


Abb. 6 Karte des Vorderen Orients.

gegen dessen Existenz um und nach Christi Geburt sprechen. Der arabische Geograph Abu'l-Fidaʿ berichtete nämlich Anfang des 14. Jh. n. Chr. von einem See, eine Stunde westlich Baalbek. Eine nachträgliche Randbemerkung korrigierte dies allerdings und gab an, der See habe zwischen Karak Nūḥ und 'Ayn al-Jarr (jetzt Anjār), also in der mittleren Biqāʿ gelegen. Ein Statthalter von Damaskus versuchte, See und Sümpfe zu entwässern. Er soll auf dem dadurch gewonnenen Land 20 Dörfer angelegt haben.

Archäologischer und historischer Befund ergänzen sich hier auf eine nicht alltägliche Weise, und der Name eines der Siedlungshügel der mittleren Biqāʿ gibt eine willkommene Bestätigung. Der Name des Tell Jazīra (Jazīra = Insel, Halbinsel, Land zwischen zwei großen Flüssen, Land durch Wüste vom übrigen Land getrennt, Land am Meer, Oase) – im Sumpfgebiet gelegen – gibt an, daß er einstmals als Insel aus dem See heraus – oder als Halbinsel in diesen hineingeragt haben muß. Nun ist aber dies der einzige Tell dieser Gegend, der byzantinische Scherben geliefert hat. Älteres ist bislang nicht zum Vorschein gekommen, könnte aber durchaus vorhanden und von der byzantinischen Besiedlungsschicht vollständig abgedeckt sein. Darum ist es unklar, wann und in welchem Umfang der Tell in vorbyzantinischer Zeit besiedelt worden ist. Es liegt nahe, auch hier an einen neolithischen

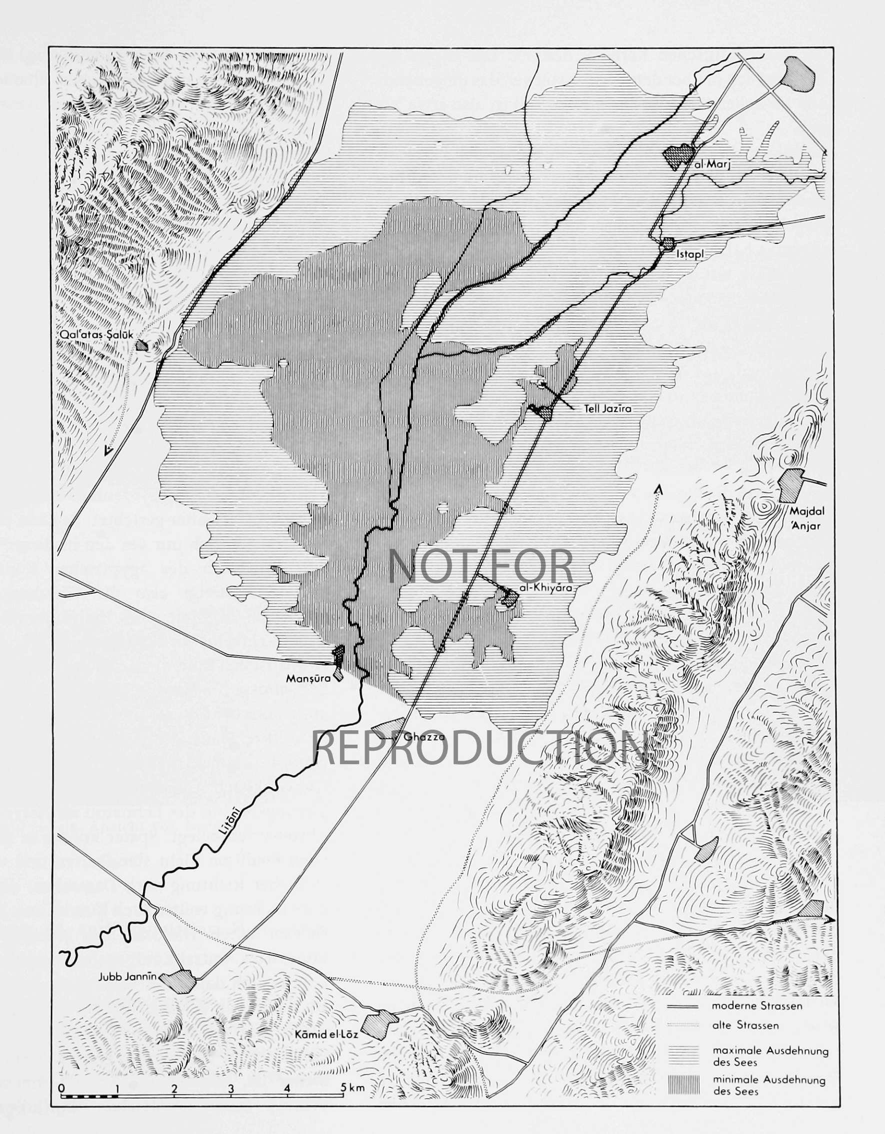


Abb. 7
Südliche Biqāʿ
mit mutmaßlicher
Ausdehnung des
antiken See-
und Sumpfgebiets.

oder chalkolithischen Kern zu denken. Der Gipfel des Tells liegt 874 m über dem Meeresspiegel, das umgebende Land zwischen 865 und 867 m. Der Tell ist also etwa 7 m hoch.
Der Spiegel des Sees in der Biqāʿ muß demnach beträchtlich tiefer als 874 m über dem Meer, aber auch deutlich höher als 865 m über dem Meer gelegen haben. Der Seespiegel dürfte jahreszeitlich nicht unbeträchtlich geschwankt haben. Nach dem Ende der Winterregen muß er im März seinen höchsten Stand erreicht haben, im Frühling und Sommer dann langsam, aber stetig abgesunken sein, bis die ersten Herbstregen im Oktober und November die Austrocknung gestoppt haben. Trägt man die Maximal- und Minimal-Isohypsen, die für den See in Betracht kommen, in eine Karte ein, so erfaßt man damit möglicherweise die größte Ausdehnung des Sees im Frühling und seine kleinste Ausdehnung im Frühherbst *(Abb. 7)*.
Der See muß die Biqāʿ in zwei ungleich große Teile geteilt haben. Gut gangbare Passagen zwischen beiden Teilen der Ebene gab es im Westen und Osten nur in unmittelbarer Gebirgsnähe. Im Westen dürfte sogar das ganze Jahr hindurch eine Passage zwischen dem dem Libanon östlich vorgelagerten Felsmassiv Qal'at aṣ-Ṣaluk und dem See unmöglich gewesen sein: Der Weg führte zwischen dem Libanon und dem Qal'at aṣ-Ṣaluk hindurch.
Strabo sprach für den Raum zwischen Libanon und Antilibanon von zwei Ebenen. Er mag die südliche Biqāʿ gemeint haben, wenn er von der »königlichen Ebene« sprach, während er für den Nordteil die Bezeichnung »Ebene Marsyas« benutzte.
Im Bereich der südlichen Biqāʿ, d. h. südlich des ehedem vorhandenen Sees ist Tell Kāmid el-Lōz der größte und höchste Siedlungshügel. Zu vermuten, daß das die ehemalige Bedeutung der Siedlung widerspiegelt, war vor dem Beginn der Grabung vielleicht ein Wagnis. Die Ergebnisse der bisherigen Grabung haben die Bedeutung der im Tell von Kāmid el-Lōz liegenden Siedlungen aber bestätigt, insbesondere für das 2. Jt. v. Chr.
Im Jahre 1897 kam durch einen Vorschlag des Theologen H. Guthe der Gedanke auf, im neuzeitlichen arabischen Ortsnamen Kāmid el-Lōz habe sich der altorientalische Stadtname Kumidi erhalten. Dieser Gedanke verfestigte sich unter Theologen, als A. Kuschke den Tell als solchen erkannt hatte. Die Stadt Kumidi wird in den Briefen, die im Staatsarchiv des ägyptischen Pharao Amenophis IV. Echnaton (1352–1336 v. Chr.) in el-Amarna erhalten blieben, insgesamt fünfmal genannt (EA 116, 129, 132, 197 und 198). EA 198 erwähnt Araḫattu als Mann (= König) von Kumidi. EA 129 bezeichnet Kumidi als Sitz eines ägyptischen Statthalters (= rabû). In EA 132 wird Puḫuru als Statthalter von Kumidi genannt. In EA 197 berichtet ein syrischer Dynast namens Biriawaza, er wolle versuchen, die Stadt Kumidi für den Pharao zu halten, wenn dieser militärische Hilfe sende.
Die Grabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz ergaben bislang sieben Keilschrifttexte, darunter sechs Briefe der Amarna-Zeit (vgl. S. 40–42). Die gleichlautenden Briefe KL 69:277 und KL 69:279 sind Schreiben des Pharao, höchstwahrscheinlich des Amenophis III. (1390–1352 v. Chr.). Sie waren an Empfänger in Vorderasien adressiert, hatten aber ihr Ziel nie erreicht. Der Brief KL 74:300 eines Eširabi/Elirabi – jedenfalls eines Einheimischen – ist an einen Statthalter gerichtet. Es kann sich bei dem Empfänger eigentlich nur um den in dieser Stadt residierenden Statthalter des ägyptischen Königs handeln. KL 74:300 bestätigt also die Gleichung Kāmid el-Lōz = Kumidi im Sinne eines Indizienbeweises mit sehr hohem Wahrscheinlichkeitsgrad.
Araḫattu von Kumidi war höchstwahrscheinlich noch ein Zeitgenosse Amenophis' III. Da Nachweise fehlen, daß ein einheimischer Dynast und ein ägyptischer Statthalter in derselben Stadt gleichzeitig ihren Herrschafts- bzw. Amtssitz hatten, residierte Puḫuru in Kumidi als Statthalter wohl nach Araḫattu. Biriawaza ist schon für den Regierungsbeginn des Echnaton als Herrscher im östlichen Mittelsyrien belegt. Später konnte er aber einer feindlichen Koalition nicht standhalten und wich zunächst in südlicher Richtung nach Damaskus, dann in südwestlicher Richtung weiter nach Kumidi aus. Dort versuchte er sich zu halten. Die Stadt war offenbar inzwischen von Puḫuru als Amtssitz aufgegeben worden. Auch Biriawaza konnte sich dann hier wohl nicht lange halten.
Ob die in den Feldzugslisten Thutmosis' III. (1479–1426 v. Chr.) *kmt* genannte syrische Stadt mit Kumidi identisch ist, ist nicht sicher, wenngleich recht wahrscheinlich. Sicher ist, daß Kumidi seit Thutmosis I. (1496–1483 v. Chr.) zum ägyptischen Einflußgebiet in Asien



Abb. 8 Tell Kāmid el-Lōz, Ansicht von Nordwesten.

und seit Thutmosis III. zum ägyptischen Herrschaftsgebiet gehörte.

Amenophis III. konnte noch ohne große Anstrengungen das von seinen Vorfahren in Asien eroberte Land in seiner Hand behalten. Sein Sohn und Nachfolger Echnaton vernachlässigte in seiner 17jährigen Herrschaft aber seine politischen Aufgaben. Die ägyptische Macht in Asien verfiel und muß schließlich ganz verlorengegangen sein. Erst der König Sethos I. (1290–1279 v. Chr.) eroberte Palästina wieder, und dessen Sohn Ramses II. (1279–1213 v. Chr.) versuchte weiter nach Syrien vorzudringen, stieß dort aber auf die nach dem Süden vordringenden Hethiter. Nach der unentschiedenen Schlacht von Kadesch (1274 v. Chr.) blieb Kumidi wohl nochmals für kurze Zeit unter ägyptischem Einfluß.

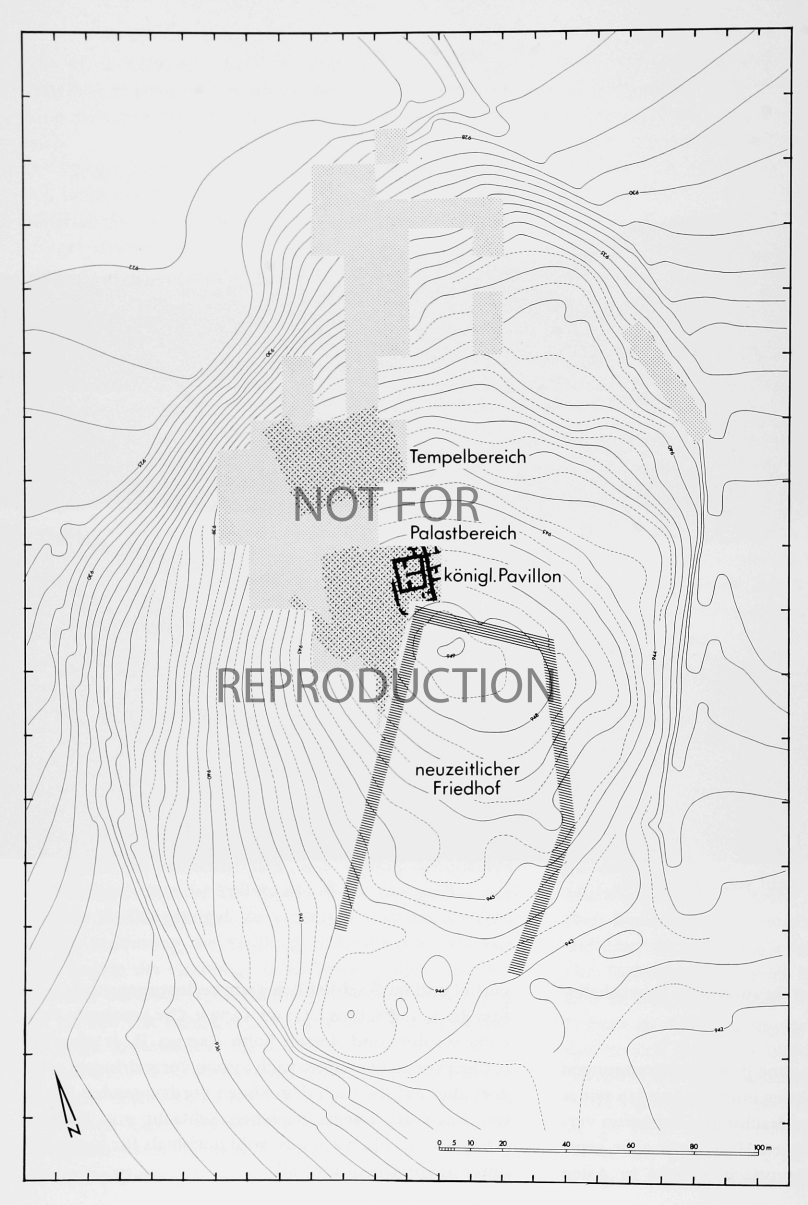


Abb. 9
Tell Kāmid el-Lōz
mit den bisher
gegrabenen Arealen.

Abb. 10
Luftbildaufnahme
des Tells,
Frühjahr 1968
(durch die
zuständigen
Behörden zur
Veröffentlichung
freigegeben
am 14.5.69).





Es ist aber fraglich, ob die Stadt zur Zeit Ramses' II. wenigstens zeitweise einen Teil ihrer alten Bedeutung wiedererlangte. Spätestens mit dem Einfall der Seevölker um 1200 v. Chr. zur Zeit Ramses' III. (1187–1156 v. Chr.), war die ägyptische Herrschaft in Asien dann endgültig beendet.

Die Ausgrabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz – seit 1963 alljährlich mit Unterbrechungen in den Jahren 1965, 1975 und 1976 durchgeführt – legten bis zum Jahre 1981 hauptsächlich auf dem nordwestlichen Teil des Siedlungshügels eine Fläche von etwas mehr als 5700 m² in unterschiedlicher Tiefe frei. Die bereits 1980 erreichte Maximaltiefe der Grabung beträgt 7,45 m *(Abb. 9; 10)*.

Auf dem südlichen Teil des Tells, wo bislang nicht gegraben wurde, befinden sich – durch einen neuzeitlichen Friedhof gestört – byzantinische, römische und hellenistische Besiedlungsschichten, die sich offensichtlich weit nach dem Süden unter dem neuzeitlichen Dorf hinziehen. Dort ist Siedlungskontinuität bis zur Gegenwart anzunehmen.

In den Felshängen östlich, südlich und südwestlich des neuzeitlichen Dorfes liegen sehr viele byzantinische, römische und hellenistische Felskammergräber, von denen bislang keines systematisch untersucht, aber viele in neuerer Zeit ausgeplündert wurden. Eine andere, sicherlich sehr ausgedehnte Nekropole derselben Zeit liegt etwa 300 m nördlich des Tell Kāmid el-Lōz auf einem Tell el-Krūm genannten flachen Siedlungshügel.

Auf dem mittleren und nordwestlichen Teil des Tell Kāmid el-Lōz deckten römische und hellenistische Abfallschichten einen perserzeitlichen Friedhof mit ungefähr 100 Bestattungen, von denen 93 ausgegraben wurden *(dazu Abb. 11)*. Die Gräber sind ihrerseits in ältere Abfallschichten eingetieft. Hier war auch ein einzelnes byzantinisches Grab eingestreut. Eine kleine Gruppe von Gräbern, vermutlich ähnlicher Zeitstellung, fand sich auf dem Nordosthang des Tells. Die Lage des ältereisenzeitlichen Bestattungsplatzes ist noch unbekannt. Ein spätbronzezeitlicher Friedhof konnte 1981 2,5 km nordwest-

Abb. 11 Weißgrundige attische Lekythos des 5. Jh.s v. Chr. aus einem perserzeitlichen Grab.

lich des Tells, am Hang des Tell ej Jebelé, einer natürlichen, felsigen Erhöhung, festgestellt werden. Höchstwahrscheinlich ist dies der Friedhof des spätbronzezeitlichen Kumidi. Im Bereich mittelbronzezeitlicher Besiedlungsschichten fanden sich am Nordhang des Tells 27 Gräber derselben Epoche.

Die ältesten Funde des Tell Kāmid el-Lōz fanden sich an dessen Nordfuß in einem Scherbennest dicht über dem dort bei etwa 22,60 m unter dem höchsten Punkt des Tells anstehenden Fels. Sie datieren einheitlich in ein spätes Neolithikum (5. Jt. v. Chr.). Siedlungsschichten des Neolithikums befinden sich auch auf dem Tell el-Krūm etwa 300 m nördlich des Tell Kāmid el-Lōz. Hier kamen bei Rodungsarbeiten zahlreiche Steinartefakte zu Tage, die auf ein sehr frühes, wohl teilweise noch vorkeramisches Neolithikum deuten.

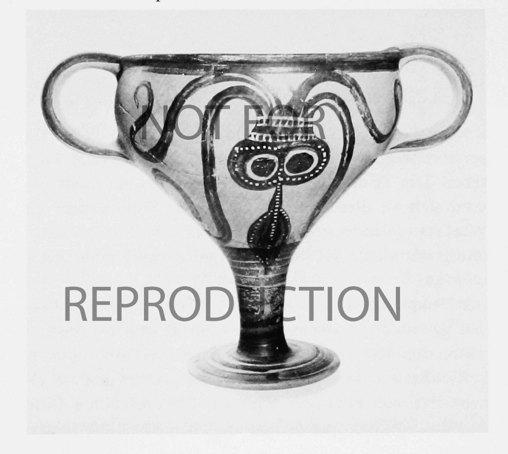
Chalkolithische Schichten (4. Jt. v. Chr.) wurden bislang im Tell Kāmid el-Lōz weder direkt, noch indirekt durch Scherben in jüngeren Schichten nachgewiesen. Durch zahlreiche Scherben in jüngeren Schichtenzusammenhängen sind frühbronzezeitliche Besiedlungsschichten (ca. 3000–2100/2000 v. Chr.) nachgewiesen, aber bislang noch nirgends durch Grabungen erreicht worden.

Über einem frühbronzezeitlichen – möglicherweise teilweise auch neolithischen – Siedlungskern, liegt eine bislang noch nicht genau bekannte Anzahl von mittelbronzezeitlichen Ansiedlungen (ca. 2100/2000–1550 v. Chr.) städtischen Charakters, deren Bauten sich allen jüngeren gegenüber durch besondere Qualität des Baumaterials und durch besondere Sorgfalt der Bauweise auszeichnen. Als Baumaterial dienten Bruchsteine, Lehmziegel und Stampflehm. Stadtmauern am Nord- und Ostfuß des Tells, sowie Spuren solcher Mauern am Nordwest- und Westhang des Tells scheinen anzudeuten, daß die mittelbronzezeitlichen Siedlungen nicht nur die bestgebauten, sondern auch die ausgedehntesten waren. Bislang konnten mittelbronzezeitliche Besiedlungsschichten auf einer Fläche von mehr als 2400 m^2 freigelegt werden.

Ein mittelbronzezeitlicher Palast befindet sich unmittelbar unter den spätbronzezeitlichen Palastanlagen. Ebenso liegt ein mittelbronzezeitlicher Tempel dicht unter den spätbronzezeitlichen Tempeln (ca. 1550–1200/1100 v. Chr.). Darin manifestiert sich deutlich Besiedlungskonstanz, und damit wird erkennbar, daß die gegenüber spätbronze- und ältereisenzeitlichen Bauten weit nach dem Westen, Norden und Osten vorgeschobenen mittelbronzezeitlichen Stadtmauern keine Verlagerung der spätbronze- und ältereisenzeitlichen Besiedlung nach dem Süden bedeuten, sondern eine ganz wesentlich größere Stadtfläche der Mittelbronzezeit anzeigen. Der mittelbronzezeitliche Palast konnte bislang noch nicht ausgegraben werden. Der Tempel dieser Epoche wurde in seinen obersten Bauschichten bislang auf einer Fläche von mehr als 600 m^2 freigelegt. Er ist teils außerordentlich gut erhalten, doch teils durch jüngere Bauten so stark gestört, daß der Funktionszusammenhang der Räume, die sich um den zentralen Kultraum gruppieren, noch nicht ganz klar ist.

Bedingt durch die stratigraphische Situation konzentrierte sich die Grabung auf dem Tell Kāmid el-Lōz bislang außer auf die ältere Eisenzeit (ca. 1200/1100–800 v. Chr.) insbesondere auf die Spätbronzezeit. Bauten dieser Epoche wurden auf einer Fläche von mehr als 3800 m^2 ausgegraben. Als Baumaterial dienten Bruchsteine, Lehmziegel und »Lehmpatzen«. Stampflehmbauten sind bislang nicht nachgewiesen. Die Lehmziegel wurden – wie in

Abb. 12 Mykenischer Kelch mit Oktopusverzierung. Aus dem Westhof des Tempels.



allen anderen Epochen auch – aus Lehm oder lehmiger Erde und meist Häcksel ausgeformt. Anders als vorher sind die spätbronzezeitlichen Lehmziegel teilweise von mäßiger Qualität. Neben Lehmziegeln wurden »Lehmpatzen« vermauert. Sie enthalten meist keinen Häcksel und wurden offenbar aus dicken, feuchten Lehmfladen ausgestochen. Sie sind in Dicke und Format ungleichmäßig und wurden unter reichlicher Verwendung von Mörtel verlegt. Bemerkenswert ist für die Spätbronzezeit die häufige Verwendung von Holz als Schwellbalken, Balken zur Stabilisierung des Lehmziegelmauerwerks, als Pfosten und zur Dachkonstruktion. Es wurde Eichen- und Zedernholz verwandt. Wie in der Mittelbronzezeit waren die Gebäude meist ein-, gelegentlich auch mehrstöckig.

Wie in der Mittel-, so umgab möglicherweise auch in der Spätbronzezeit eine Mauer das nunmehr beträchtlich kleinere Stadtgebiet, dessen Bereich auf der bislang ausgegrabenen Fläche hauptsächlich von einem großen Palast *(Abb. 13)* und einem Tempel *(Abb. 14)* eingenommen wird. Spuren der spätbronzezeitlichen Stadtmauer hat die Grabung allerdings nur in ihrem westlichen Bereich ergeben.

Der Tempel lag dicht nördlich des Palastes. Beide Gebäudekomplexe waren mehrfach unter teilweise tiefgreifender Veränderung des Bauplans umgebaut worden. Manchmal haben Neu- oder Umbauten aber auch nur Details verändert. Vom Palast führte eine Straße über einen Hofplatz zum Tempel und östlich an diesem vorbei zu einem Ausgang aus der Stadt. Sollte hier im Norden ein Tor vorhanden gewesen sein, was anzunehmen naheliegend wäre, so muß dieses zusammen mit den anschließenden Teilen der Mauer irgendwann einmal vollständig zerstört worden und spurlos verschwunden sein. Zwischen dem Tempel und dem Ausgang aus der Stadt befand sich an dieser Straße zwischen Wohnbauten ein Werkstattgelände, in dem außer Bronze wohl auch Fritte und glasähnliche Substanzen hergestellt und verarbeitet wurden.

Der Tempel der Spätbronzezeit wurde mindestens viermal gründlich umgebaut und blieb in seinen jüngsten Bauphasen besonders gut erhalten. Er bestand aus zwei benachbarten, lehmziegelgepflasterten Höfen und aus einer Serie von kleineren Räumen, die die beiden Höfe westlich, südlich und östlich umgaben. Die Höfe hatten getrennte Eingänge (vgl. S. 66–78). Der westliche Hof war vom Süden aus zugänglich, hatte einen zentralen Brandopferaltar und drei aus Lehmziegeln errichtete und mit Kalkverputz versehene Becken. Der östliche Hof war vom Osten aus zugänglich. An seine Westmauer angelehnt befand sich ein kleines, zweiräumiges Gebäude, offensichtlich das Allerheiligste der Tempelanlage (s. S. 73). Dieses hatte zwei Räume, dessen westlicher zum Vergraben unbrauchbar gewordenen Tempelgeräts diente und in dessen östlichem die Kultfigur gestanden haben muß. Vor diesem nach Osten offenen Kultraum befand sich ein Lehmziegelaltar, von zwei hölzernen Säulen flankiert.

Der Bauplan der Palastanlage der Spätbronzezeit ist einmal grundlegend und mehrfach in wesentlichen Einzelheiten verändert worden. Während der Tempel gegen Ende der Spätbronzezeit vergrößert wurde, wurde die Palastanlage beträchtlich verkleinert. Die ältesten spätbronzezeitlichen Baustadien des Palastes sind besonders gut erhalten, wenngleich noch nicht so vollständig ausgegraben, daß der Gesamtgrundriß des frühesten der spätbronzezeitlichen Paläste schon klar wäre. Der darauffolgende Palast der Spätbronzezeit bestand offenbar aus einzelstehenden, stets mehrräumigen »Pavillons«, die von Mauern umfaßt, bzw. durch solche verbunden waren und die um einen Innenhof gruppiert lagen. Mindestens vier solcher »Pavillons« scheinen nachweisbar zu sein. Der Durchgang zwischen zwei dieser »Pavillons« war überdacht und diente als repräsentativer Eingang zur Palastanlage. Der »Pavillon« östlich des Eingangs diente offenbar als Wirtschaftsgebäude.

Östlich davon war offenbar das Wohnhaus der Familie des lokalen Herrschers (*Abb. 25*, S. 51). Südlich der Eingangshalle führte eine Treppe wahrscheinlich zu Verwaltungsräumen in einem der Obergeschosse. Östlich des Wohnhauses befand sich – durch eine Umfassungsmauer von diesem getrennt, aber offenbar doch zum Palastbereich gehörig – ein Werkstattgelände, in dessen Bereich aus Rohkupfer und Zinnerz (Kassiterit) Bronze hergestellt und Roheisen zu Schmiedeeisen aufbereitet wurde. Bronze und Eisen wurden hier zu Geräten weiterverarbeitet.

Die älteste Bauphase des spätbronzezeitlichen Palastes wurde bislang nur im Bereich des Wohnhauses vollständig geklärt. Die Befunde zeigten hier, daß dieses Gebäude



Abb. 13 Blick von Norden über den Palastbereich. In der Bildmitte Eingangshalle des Palastes P4.

durch ein Erdbeben zerstört wurde. Mobiliar und Gerätschaften des Haushalts waren dabei in die Kellerräume gestürzt (vgl. S. 50–58). Drei Personen fanden bei dem Erdbeben in diesem Hause den Tod. Ihre Leichen lagen zwischen dem Hausgerät. Dieses bietet einen Querschnitt durch den Besitz eines Stadtherrn der damaligen Zeit an Gold-, Silber- und Bronzegeräten, an Glas-, Stein- und Tongefäßen und an Elfenbeinschnitzereien.

Es ist das Inventar, das im 15. oder 14. Jh. v. Chr. zum Haushalt einer Persönlichkeit hohen sozialen Ranges in Syrien gehörte. Wen man sich unter dieser Persönlichkeit vorzustellen hat, das muß indes vorläufig offen bleiben. Die Fundumstände der beiden Keilschriftbriefe des Amenophis III., die im Palast von Kāmid el-Lōz 1969 gefunden worden sind, sprechen dafür, daß sie jünger als die Funde aus dem Keller des königlichen Pavillons sind. Diese Brie-



fe dürften kaum aus der Zeit der Statthalterschaft des Puḫuru stammen, denn ein ägyptischer Statthalter hatte keinen Anlaß, einen Boten des Pharaos mit Briefen abzufangen und zu verhindern, daß sie an die vorgesehenen Empfänger ausgeliefert werden. Mit dem Abfangen dieser Briefe könnte man den König Araḫattu, möglicherweise aber auch einen seiner Vorgänger in Verbindung bringen. So gesehen, möchte man annehmen, daß das Erdbeben, das den Palast von Kāmid el-Lōz zerstörte, in die Zeit eines der Vorgänger des Araḫattu fiel.

Nach der Zerstörung der jüngsten spätbronzezeitlichen Siedlung scheint der Tell Kāmid el-Lōz eine Zeitlang unbesiedelt geblieben zu sein. Es gibt jedenfalls keinerlei Anzeichen für Besiedlungs- und Kulturkontinuität, obwohl ältereisenzeitliche Besiedlungsschichten auf einer Fläche von mehr als 4400 m^2 freigelegt wurden. Als Baumaterial der älteren Eisenzeit dienen in bemerkenswert großem Umfange Holz und nur in geringer Menge Bruchstein und Lehmziegel. Die ältereisenzeitliche Besiedlung des Tell Kāmid el-Lōz begann sicher schon vor Ende des 2. Jt. v. Chr., sie mag schon im 9. Jh. v. Chr. ihr Ende gefunden haben. Die Siedlung hatte dörflichen Charakter. Sie war ganz sicher nicht befestigt. Bemerkenswert ist die Bauweise mit aufgelockert stehenden, meist rechteckigen Häusern mit einem oder zwei Räumen. Es gibt bislang keinen aus der Menge gleichartiger Gebäude durch Größe oder Ausstattung herausragenden Bau, der als Tempel oder Palast angesprochen werden dürfte. Der Bestand an Hausgeräten ist einförmig und teilweise ärmlich. Anders als in der Bronzezeit fehlen fast alle Anzeichen für kulturelle Fernverbindungen nach Ägypten, Palästina, Zypern und Syrien.

Spuren einer mitteleisenzeitlichen, vorperserzeitlichen Besiedlung fehlen auf dem Tell Kāmid el-Lōz bislang ganz. Es kann natürlich sein, daß eine solche Siedlung auf dem südlichen Teil des Siedlungshügels lag, wo bislang nicht gegraben wurde.

Geht man von dem Gedanken aus, im neuzeitlichen Ortsnamen Kāmid el-Lōz sei noch der Name der altorientalischen Stadt Kumidi enthalten (»el-Lōz« heißt »die Mandel« und deutet auf das Vorkommen von Mandelbäumen in und um Kāmid hin), so kommt man um die Annahme nicht herum, daß sich der Name nur solange erhalten konnte, weil hier seit dem Altertum Siedlungs- und Bevölkerungskontinuität bestand. Es ist sicher kein Zufall, daß der arabische Geograph Abu 'l-Fidaʿ Anfang des 14. Jh. n. Chr. davon berichtete, Kāmid sei »in alten Zeiten Hauptstadt dieses Gebietes« gewesen. Sicher bezog er sich nicht auf die Verhältnisse im 2. Jt. v. Chr., von denen er kaum etwas wissen konnte, sondern auf die Bedeutung der Siedlung in späterer Zeit. Diese beruhte offensichtlich auf den Besonderheiten der kulturgeographischen Lage des Ortes. Wenn im letzten Jahrhundert die beiden westlich benachbarten Ortschaften Jubb Jannīn und Khirbet Kanafar bedeutender waren, so hängt das gewiß mit dem christlichen Bevölkerungsanteil in diesen Dörfern zusammen, der nach den Christenverfolgungen des Jahres 1860 hier wie überall im Lande besondere Bevorzugung und Förderung durch die europäischen Staaten – insbesondere durch Frankreich – erfuhr.

Rolf Hachmann

◁ Abb. 14 Blick von Norden in den westlichen Tempelbereich. Im Vordergrund Mauern des Tempels T2, dahinter Mauern des älteren Tempels T3.

Zwei Steinschalen mit ägyptischen Inschriften aus dem Palast von Kāmid el-Lōz

In der Türsetzung eines Kellerraumes des spätbronzezeitlichen Palastes von Kāmid el-Lōz fand sich eine schwere, vollständig erhaltene Schale, aus weitgehend verkieseltem Vulkangestein hergestellt (Kat. Nr. 30). Das Gefäß ist sehr sorgfältig gearbeitet, seine Oberfläche ist sowohl außen als auch innen gut poliert. Lediglich auf der Außenfläche sind kleinere Ausbrüche und Unebenheiten sichtbar, wobei unklar bleibt, ob diese Lädierungen bereits zur Benutzungszeit der Schale entstanden sind. Die Schale ist ihrer Form nach sehr alt und geht in die 1.–3. Dynastie zurück.

Auf der Gefäßschulter befindet sich eine – auf den ersten Blick kaum erkennbare – ägyptische Inschrift *(Abb. 15)*, die eine Person mit einem ägyptischen Beamtentitel nennt, nämlich »Fürst Ra-woser«. Wegen der Schreibung des Gottesnamens Ra kann die Beschriftung frühestens aus der Zeit des Mittleren Reiches stammen. Die merkwürdige Sitte, daß ausländische Herrscher einen ägyptischen Titel trugen, war bislang nur aus Byblos bekannt. Es handelt sich hierbei um eine Art Bürgermeistertitel, der diese Fürsten als Angestellte des ägyptischen Staates charakterisiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach trifft dies auch für die Inschrift aus Kāmid el-Lōz zu. Die Vermutung liegt nahe, daß die Schale anläßlich der Einsetzung eines Königs von Kāmid el-Lōz beschriftet und diesem im Auftrag des Pharao zusammen mit anderen Geschenken überbracht wurde. Vielleicht enthielt das Gefäß Salböl, mit dem der neue Herrscher bei seiner Amtseinführung feierlich gesalbt wurde. Diese Zeremonie könnte auch während seines Besuches in Ägypten erfolgt sein.

Die Interpretation als Salbölbehälter wird durch eine weitere ägyptische Inschrift aus Kāmid el-Lōz erhärtet. In einem älteren Fundzusammenhang als das soeben beschriebene Gefäß fand sich das Randfragment einer Schale aus Vulkangestein, durchsetzt mit großen Feldspäten (Kat. Nr. 98). Ihre ursprüngliche Form ähnelte der des vollständig erhaltenen Exemplares; im Gegensatz zu diesem ist sie jedoch nur außen poliert, während auf der Innenfläche deutliche Herstellungsspuren sichtbar sind.

Auf der Gefäßschulter befindet sich zwischen zwei horizontalen Linien eine einzeilige Inschrift, die ursprünglich wohl den ganzen Gefäßkörper umlief *(Abb. 16)*. Die erhaltenen Hieroglyphen sind folgendermaßen zu übersetzen: ». . . Träger [des Nefertem (?)], Priester des Nefer-

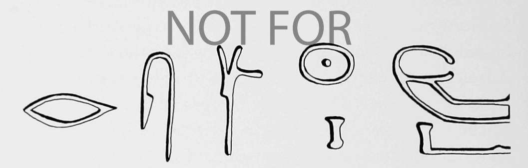


Abb. 15 Umzeichnung der Inschrift auf Gefäß Kat. Nr. 30.

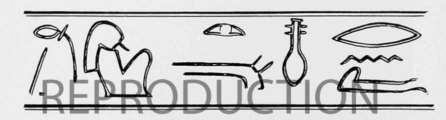
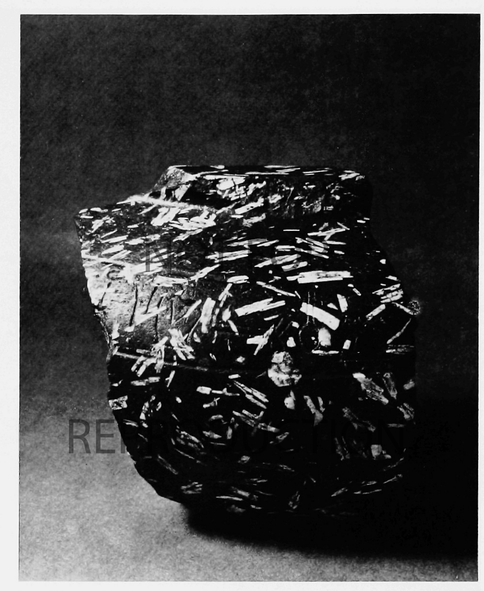


Abb. 16 Umzeichnung der Inschrift auf Gefäßfragment Kat. Nr. 98.

tem ...«. Der hier erwähnte Gott Nefertem wird in den Pyramidentexten als »die Lotosblume an der Nase des Rê« bezeichnet, war also eine Gottheit des Wohlgeruchs. Eine andere Textstelle zeigt, daß er auch eine Residenzgottheit war: »als Rê über die beiden Neunheiten (in Heliopolis) herrschte, Nefertem aber über das Menschenvolk (in Memphis) ...«. Der Ägyptologe H. Kees bezeichnete diesen Nefertem als »Gott des königlichen Hofparfüms, mit dem der König die Amtseinführung vollzog.« Somit ist auch der Zusammenhang zwischen der Nennung des Gottes Nefertem und dem Gefäß klar: Es muß wertvolles Salböl enthalten haben, stand also unter dem Schutz des Salbengottes, und sein Inhalt wurde womöglich als Verkörperung des Nefertem aufgefaßt. Das Gefäß wurde wohl von dem »Priester des Nefertem« herbeigetragen und gehalten, wenn der König mit dem Salböl des Residenzgottes Amtsverleihungen und ähnliches vornahm. Wurde die Schale zu diesem Zweck dem Stadtfürsten geschenkt oder war die Schale ein Geschenk des Pharao anläßlich der feierlichen Einsetzung und Salbung des Stadtfürsten? Zu welchem Zweck wurde aber dann der »Priester des Nefertem« auf der Schale genannt? War er vielleicht derjenige, der im Auftrag des Pharao die Salbung des Stadtfürsten vornahm? Dann müßte die Schale unbedingt auch den Namen des Königs als Stifter getragen haben. Wenn ich eine kühne Ergänzung wagen darf, so könnte die Inschrift gelautet haben: »[Der König N. N. ist es, der den Fürsten von Kumidi N. N. salben ließ durch die Hand des] Trägers [des Nefertem], Priester des Nefertem [N. N.]«. Die Inschrift auf Stein wäre gleichzeitig auch eine der Wichtigkeit des Staatsakts angemessene Beglaubigung für den Abgesandten des Königs gewesen, der als Abgesandter übrigens auch noch weltliche Rangtitel in der Inschrift getragen haben könnte.

Elmar Edel


Randfragment Kat. Nr. 98 (s. S. 158).

Die Keilschrifttafeln aus Kāmid el-Lōz

Im Jahre 1887 wurden durch einen Zufallsfund im mittelägyptischen Tell el-Amarna große Teile des ägyptischen Staatsarchivs aus der Zeit der Pharaonen Amenophis III. (1390–1352 v. Chr.) und Amenophis IV. Echnaton (1352–1336 v. Chr.) entdeckt. Die Gesamtzahl der bis heute bekanntgewordenen Dokumente aus diesem Fund beläuft sich auf 380 Tontafeln. Die im internationalen diplomatischen Verkehr dieser Zeit übliche Schrift war die aus Mesopotamien stammende Keilschrift, derer sich auch die ägyptischen Pharaonen bedienten, wenn sie mit gleichrangigen Herrschern wie denen von Babylon, Mittani, Hatti oder Assur oder mit ihren Vasallen im syrisch-palästinensischen Raum korrespondierten. Auch die Sprache, die man dabei verwendete, war nicht das Ägyptische, sondern in aller Regel das Akkadische (Babylonisch-Assyrische), das oft, insbesondere bei den Briefen der ägyptischen Vasallen, starke Spuren der Muttersprache der Schreiber zeigte.
Der ägyptische Einflußbereich erstreckte sich zu Beginn der Amarna-Zeit in Syrien entlang der Küste bis zur Handelsmetropole Ugarit, während er im Binnenland weiter südlich, etwa in der Gegend des heutigen Homs, an die Territorien der Vasallen des in Obermesopotamien gelegenen Mittani-Reichs stieß. Größere Tontafelarchive haben sich trotz langjähriger umfangreicher Grabungstätigkeit in diesem weiten Raum bisher nur in Ugarit, freilich aus jüngerer Zeit datierend, gefunden. Dies ist gewiß zum Teil Zufall, von dem auch in einer nach streng wissenschaftlichen Methoden geleiteten Ausgrabung die Funde nicht unabhängig sind. Ein wichtigerer Grund ist aber sicherlich, daß die mesopotamische Keilschrift in diesen Gegenden kaum Verwendung im Rechts- und Wirtschaftsleben fand, im Gegensatz zu Mesopotamien und Nordsyrien. Wenn man hier also auch nicht mit zahlenmäßig so überwältigenden Tafelfunden wie in Babylonien, Assyrien oder jüngst in Ebla rechnen darf, so sind doch kleinere, aber auf Grund ihres diplomatischen Charakters historisch wertvolle Archivfunde zu erwarten.
Ein solches Archiv existierte zweifellos im Palast von Kāmid el-Lōz (dem Kumidi der Amarna-Zeit), doch wurde bisher keine Tafel an ihrem ursprünglichen Aufbewahrungsort entdeckt. Alle Tafeln und Fragmente – bisher sind es sieben – fanden sich jedoch im Palast oder in seiner unmittelbaren Nähe. Mehrere Tafeln müssen im Obergeschoß des Palastes gelegen haben, da sie entweder zusammen mit dem Brandschutt ins Erdgeschoß gestürzt sind (Tontafeln Nr. 1, 2, 4) oder auf einer ins Obergeschoß führenden Treppe gefunden wurden (Tontafel Nr. 5 = Kat. Nr. 96).
Alle bisher in Kāmid el-Lōz gefundenen Dokumente in mesopotamischer Keilschrift sind Briefe, vielleicht mit Ausnahme eines in seinem Inhalt noch ungedeuteten Fragments (Tontafel Nr. 7 = Kat. Nr. 97). Zwei Briefe (Tontafeln Nr. 1 und 2) sind bis auf die Adressaten gleichlautend und erweisen sich schon auf Grund der geübten, eleganten Handschrift als Schreiben der ägyptischen Staatskanzlei. Der erste der beiden Briefe ist an den Stadtfürsten Zalaja von Damaskus gerichtet, der zweite, nur fragmentarisch erhaltene, an den Herrscher der sonst nicht bekannten Stadt Saza'ena. Brief Nr. 1 lautet in der Übersetzung von D. O. Edzard:
»Zu Zalaja, dem Mann von Damaskus, sprich! Folgendermaßen der König. Hier sende ich dir diese Tafel zu, meine Rede an dich.



Abb. 17 Tontafelfunde aus Kāmid el-Lōz.

Ferner: Schicke mir die Ḫapiru-Leute . . . , deretwegen ich dir geschrieben hatte mit folgenden Worten: ›Ich werde sie zu den Städten des Landes Kāša geben, damit sie in ihm wohnen an Stelle derer, die ich weggeführt habe.‹
Wisse im übrigen, daß der König heil wie die Sonne am Himmel ist. Seine Truppen und Streitwagen sind zahlreich; vom Oberen Land bis zum Unteren Land, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (ist alles) in bester Verfassung.«
Warum diese Anweisungen des Pharao in Kāmid el-Lōz gefunden wurden, läßt sich nicht mit letzter Sicherheit klären. In der älteren Phase der Amarna-Zeit war Kumidi ein von einem König regierter Stadtstaat, später ägyptische Statthalterresidenz. So mag es sein, daß der König von Kumidi die Briefe des Pharao abgefangen hat. Fast gleichlautende Briefe fanden sich auch im Staatsarchiv von Amarna; sie stammen von acht palästinensischen Stadtfürsten (EA 201–206, 216, 247) und setzen ebensoviele gleichlautende Schreiben des Pharao voraus.
Eine weitere vollständig erhaltene Tafel (Kat. Nr. 96) ist die »Fortsetzungstafel« eines Briefes, dessen erster Teil und damit der Name des Adressaten und des Absenders

uns unbekannt bleibt. Der Text enthält zahlreiche zum Teil neue und für das grammatische System wichtige kanaanäische Verbalformen und erweist sich damit als im südsyrisch-palästinensischen Raum geschrieben. Der Absender ist gewiß ein Stadtfürst, der von seinem Kollegen in Kumidi die Ausrüstung eines wahrscheinlich hier verstorbenen Kriegers namens Biridija einfordert; ob es sich bei diesem um den gleichnamigen Fürsten der Stadt Megiddo handelt, kann nicht bewiesen werden, ist aber nicht ganz unmöglich. Der Brief lautet:

»Ich habe zwei-, (ja) dreimal wegen der Geräte des Biridija an dich geschrieben, und du hast gesagt: ›Nunmehr habe ich sie durch meinen Diener geschickt.‹ Aber seine Geräte werden nicht geschickt! Befiehl, daß seine Geräte geschickt werden, (nämlich:) Ein Köcher samt dreißig Bronzepfeilen, ein Bogen aus dem Lande Meta, (5 Sekel) Gold (in Form eines) Armreifs, der Gürtel (?) samt naddullatu. Nun befiehl, daß sie übergeben werden. Warum werden unsere Geräte . . . ?

Etwas anderes: Den . . .-Addu haben wir als Wunsch von dir gewünscht.«

Der dritte ganz erhaltene Brief (Tontafel Nr. 6) ist wohl von einem Stadtfürsten an den ägyptischen Statthalter in Kumidi gerichtet. Der Absender, dessen Name nicht sicher gedeutet wurde (Eli-rapi oder Eši-rapi), bezeichnet den Statthalter als seinen »Herrn«. Er steht offensichtlich in einem Konflikt mit der Stadt Maḫla, die bisher unbekannt und auch in ihrer Lesung noch nicht völlig gesichert ist. Der Text lautet (in Anlehnung an die Übersetzung von D. O. Edzard):

»Zum Großen, meinem Herrn, sprich! Folgendermaßen E., dein Sklave. Meinem Herrn falle ich hiermit zu Füßen. Siehe, wer sind die Leute von Maḫla (?), der Stadt des Königs, meines Herrn? Mögen sie ›aufs Feld‹ gehen! (?) Siehe, ich bin dein Diener, meine Truppen sind Truppen des Königs, meines Herrn. Ferner: Einen Bescheid schicke mir zurück! Errette mich daraus! (?) Mögen die Götter dir Ansehen vor dem König verschaffen!«

Die restlichen Texte (Tontafeln Nr. 3, 4, 7) sind nur ganz fragmentarisch erhalten und inhaltlich wenig ergiebig. Tontafel Nr. 3 erwähnt das Land ʾAmqi, womit die Ebene Biqāʿ nördlich von Kumidi gemeint ist. Tafel Nr. 4 stammt nach Ausweis einer grammatischen Form von einem kanaanäisch sprechenden Schreiber und informiert den unbekannten Adressaten von der Ankunft des Absenders bei dem »König, meinem Herrn«, womit vermutlich der Pharao gemeint ist.

Zusammenfassend darf man feststellen, daß die bisherigen Tafelfunde aus Kāmid el-Lōz dem Bild der Geschichte der Amarna-Zeit, wie es insbesondere aus den Briefen des ägyptischen Staatsarchivs zu gewinnen ist, einige wesentliche Striche hinzugefügt haben. Insbesondere liefern sie uns einige neue Herrscher- und Stadtnamen. Gleichzeitig sind aber auch manche neue Fragen aufgetaucht, die vorläufig offen bleiben müssen.

Gernot Wilhelm

Bibliographie

Tafeln Nr. 1–4: D. O. Edzard: Die Tontafeln aus Kāmid el-Lōz, in: D. O. Edzard, R. Hachmann u.a., Kāmid el-Lōz – Kumidi (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 7), Bonn 1970, 50–62.
O. Loretz, Zu LÚ.MEŠ SA.GAZ.ZA *a-bu-ur-ra* in den Briefen von Tell Kāmid el-Lōz, UF 6 (1974) 486.

Tafel Nr. 5: G. Wilhelm, Ein Brief der Amarna-Zeit aus Kāmid el-Lōz (KL 72:600), ZA 63 (1973) 69–75.
A. F. Rainey, KL 72:600 and the D-passive in West Semitic, UF 8 (1976) 337–341.
G. Wilhelm, Die Fortsetzungstafel eines Briefes aus Kāmid el-Lōz (KL 72:600), in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 123–129, Taf. 40.
W. L. Moran, Putative Akkadian *šukammu*, JCS 31 (1979) 247–248.

Tafel Nr. 6: D. O. Edzard, Ein Brief an den »Großen« von Kumidi aus Kāmid el-Lōz, ZA 66 (1976) 62–67. Wiederabdruck in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 131–135, Taf. 41.

Tafel Nr. 7: D. O. Edzard, Ein neues Tontafelfragment (Nr. 7) aus Kāmid el-Lōz, ZA 70 (1980) 52–54.

Ostraka mit »altphönikischer« Buchstabenschrift

Seit dem frühen 3. Jt. v. Chr. stehen zwei voneinander unabhängige Schriftsysteme in der alten Welt in voller Blüte: die mesopotamische Keilschrift und die Hieroglyphenschrift Ägyptens. Beide Systeme bestehen aus Wort-, Silben- und Lautzeichen sowie Determinativen, die die unterschiedliche Bedeutung gleichlautender Worte bezeichnen. Beide verfügen über einen großen Zeichenbestand. Es waren mehr als 700 Hieroglyphenzeichen und zunächst etwa 2000, später annähernd 500 Keilschriftzeichen in Gebrauch. Obwohl in beiden Schriftsystemen für fast alle Laute Zeichen vorhanden waren, wurde der Zeichenbestand weder in Mesopotamien noch in Ägypten auf diese Lautzeichen reduziert. Dieser entscheidende Schritt, der – ganz entsprechend der heutigen Buchstabenschrift – zu einem Bestand von weniger als 30 Zeichen führte, wird gemeinhin für die Kontaktzone der beiden großen Schriftsysteme im syrisch-palästinensischen Raum angenommen. Über die Art und Weise, wie es zu einer Buchstabenschrift kam, gehen die Meinungen noch auseinander.

Aus Serābīt el-Khādem auf der Sinaihalbinsel stammen etwa 25 Inschriften, meist in die Felswände der dortigen Türkisminen eingehauen. Es handelt sich um eine Kombination von Bildern und Zeichen nach ägyptischem Muster. Diese »protosinaitische« Schrift läßt sich ins 15. Jahrhundert v. Chr. datieren. Sie findet weiter nördlich aber kaum Vergleichbares.

Eine zweite Gruppe von Inschriften findet sich auf Gegenständen aus Süd- und Mittelpalästina. Es gibt davon bisher etwa ein Dutzend. Diese Schriftzeichen werden als »protokanaanäisch« zusammengefaßt, obwohl kaum ein Zeichen zweimal vorkommt. Auch hier handelt es sich offensichtlich um Kombinationen von Bildern und Zeichen. Spätbronzezeitliche Datierung (1550–1200/1100 v. Chr.) ist die Regel. Einige Inschriften könnten älter sein.

Hauptsächlich aus dem phönikischen Raum der südsyrischen Küste, zwischen Jbeil (Byblos) im Norden und Sûr (Tyros) im Süden, stammt eine dritte Gruppe von Inschriften, die mit dem »altphönikischen«, ausschließlich aus geometrischen Zeichen bestehenden Linearalphabet geschrieben sind. Diese Schrift fand sich bislang auf einigen Bronzepfeilspitzen, einem kleinen Steintäfelchen und einer bronzenen Spatula, ausnahmslos undatierbaren Gegenständen. Die Inschriften im Grabschacht des Grabes V von Byblos und am Deckel des daraus stammenden Ahiram-Sarkophages gehören ins 13. Jh. v. Chr., doch wird diese Datierung immer wieder ohne zureichende Gründe in Zweifel gezogen.

Schließlich liegen aus Ras Shamra (Ugarit) in Nordwestsyrien mehrere hundert Tontafeln vor, die in einer eigenen, als Buchstaben wohl neu erfundenen Keilschrift geschrieben sind (vgl. S. 45).

Im Gegensatz zu letzterer liegt in der »altphönikischen« Schrift das Prinzip der Akrophonie vor: Aus dem Bild eines Hauses (semitisch *beth*) wurde ein Zeichen für den Anfangslaut *b* entwickelt usw. Es ist noch unklar, ob dieses Prinzip auch für die »protosinaitische« und »protokanaanäische« Schrift galt, und es muß heute als offene Frage angesehen werden, ob diese drei Schriftgruppen überhaupt voneinander abhängig sind.

Die Ostraka mit »altphönikischen« Schriftzeichen aus Kāmid el-Lōz sind deswegen besonders interessant, weil sie stratigraphisch gut gesichert in einwandfrei spätbronze-

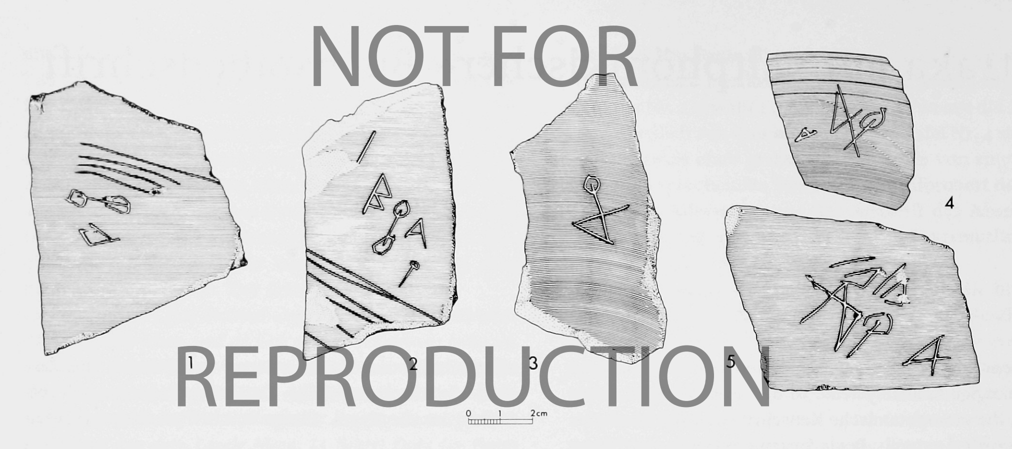


Abb. 18 Ostraka mit altphönikischen Buchstaben (horizontiert nach der ursprünglichen Gefäßform).

zeitlichem Zusammenhang im Bereich des Palastes und des Tempels gefunden wurden. Es handelt sich dabei um Scherben, in die man mit einem harten, spitzen Gegenstand, etwa einer Nadel, die Zeichen einritzte.

Aus dem Palastbereich stammen kurze Aufzeichnungen, unseren Notizzetteln vergleichbar, die wohl Registriervermerke enthalten. Auf einer Scherbe steht *d·th (dath)* (= Singular) mit Zahlzeichen *(Abb. 18,1)*, auf einer anderen *d·th·m (dathim)* (= Plural) mit Zahlzeichen *(Abb. 18,2)*. Nach der Pluralbildung mit *m* liegt fraglos ein semitisches Substantiv vor, doch ist der Wortstamm bisher unbekannt und darum auch unklar, welche Sache hier notiert und gezählt wurde.

Im Tempelbereich fand sich mehrmals die sigelartige Buchstabenverbindung *ʾ·j (oj)*, die »Wehe« bedeuten könnte, in unterschiedlicher Stellung auf Scherben eingeritzt und öfter mit einem kleinen ʾ versehen, welches vielleicht als Zahlzeichen verstanden werden und dann z. B. »tausendmal« oder etwas ähnliches bedeuten könnte *(Abb. 18,3–5)*. Vermutlich steht dahinter eine kultische Fluchformel, wie sie aus älterer Zeit auch aus Ägypten bekannt ist.

Die Ostraka fanden sich ausnahmslos in Schichten, die innerhalb der spätbronzezeitlichen Schichtenfolge von Tell Kāmid el-Lōz höhere Positionen einnehmen. Mit einiger Zuversicht wird man sie ins 13. Jh. v. Chr. datieren können, wobei die jüngsten Exemplare auch noch ins 12. Jh. gehören könnten. Ihr Fehlen in älteren spätbronzezeitlichen Schichten in Kāmid el-Lōz ist durchaus bemerkenswert und gewiß kein bloßer Zufall, zumal aus solch frühen Schichten Ostraka mit andersartigen Ritzzeichen stammen. Es liegt nahe, auch diese als Schriftzeichen aufzufassen, doch gibt der bisherige Zeichenbestand keine greifbaren Anhaltspunkte für die Annahme eines Zusammenhanges mit der »altphönikischen« Buchstabenschrift.

Günter Mansfeld

Zwei Inschriften in ugaritischer Keilschrift

Die ugaritische Keilschrift kann als selbständiger Versuch gewertet werden, nach dem Muster der mesopotamischen Keilschrift eine Buchstabenschrift zu schaffen. Auf einigen kleinen, in Ugarit an der syrischen Küste gefundenen Tontäfelchen, die wohl für Schreibschüler angefertigt wurden, sind die einzelnen Buchstabenzeichen der Reihe nach aufgeschrieben von A bis T, und so ist in diesen Keilschriftzeichen das älteste »Alphabet« erhalten.
Aus der großen Menge der ugaritischen Keilschriftzeugnisse fallen drei Texte heraus, deren Keilzeichen gegenüber jenem Alphabet etwas verändert sind, und die nicht alle Buchstaben verwenden. Vor allem einige im Normalalphabet (= Alphabet A) unterschiedene Zungen- und Zischlaute sind im »Alphabet B« mit ähnlichen Lauten zusammengefallen. Von diesem verkürzten Alphabet B waren bisher auch außerhalb von Ugarit, über den ganzen syrisch-palästinensischen Raum verstreut, nur wenige Texte bekannt *(Abb. 21)*. Die Grabung von Kāmid el-Lōz erbrachte noch zwei weitere Zeugnisse.
Es handelt sich einmal um eine kurze Inschrift auf dem Henkelfragment Kat. Nr. 100 *(Abb. 19)*, dessen stratigraphische Einordnung sich eingrenzen läßt. Das Wort ist gut lesbar als *l · r · b* ($l^{e}rab$) »dem Großen (gehörig)«[1]. Der »Große« ist der Titel eines Herrschers. Derartige Inschriften, fast immer auf Krughenkeln, gaben wohl die Herkunft eines Produktes an, stellten also eine Art Gütezeichen für den Inhalt des Gefäßes dar.
Die zweite Inschrift war auf einem großen Vorratsgefäß angebracht *(Abb. 20)*. Sie kann trotz einiger Unklarheiten in der Buchstabenstellung als *j · m · n (jamin)* gelesen werden[2]. Dies Wort trägt mehrere Bedeutungen von »Süden« über »rechts« zu »Glück«, so daß es bei einem allein

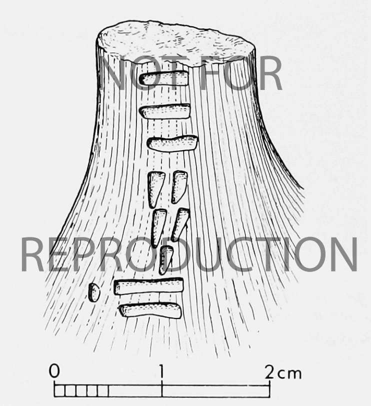


Abb. 19 Umzeichnung der Krughenkelinschrift Kat. Nr. 100.

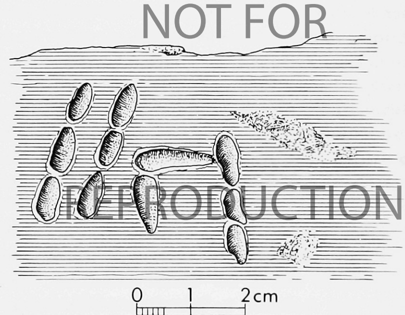


Abb. 20 Umzeichnung der Inschrift auf einem Pithos aus dem Palast P2.

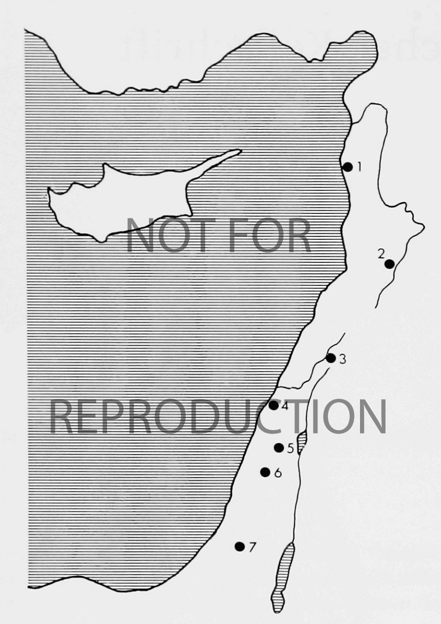


Abb. 21 Fundorte des ugaritischen »Alphabet B«: 1 Minet el-Beida und Ras Shamra (Ugarit), 2 Tell Nebi Mend (Qadesh), 3 Kāmid el-Lōz, 4 Sarafand (Sarepta), 5 Berg Tabor, 6 Tell Taʿannek, 7 Beth Shemesh.

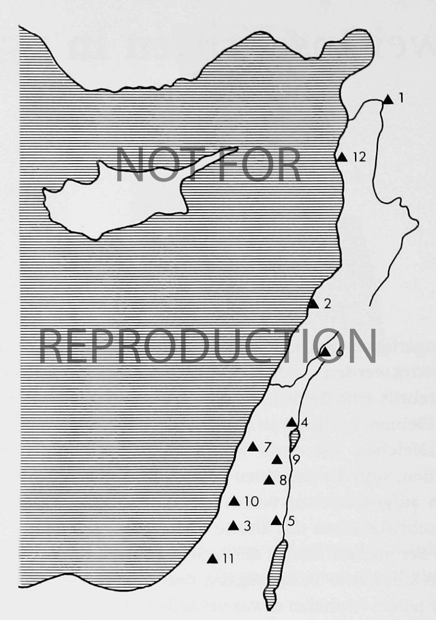


Abb. 22 Zum Vergleich: Fundorte von Keilschrifttexten in Palästina und Westsyrien. 1 Tell Atchana(Alalakh), 2 Jbeil (Byblos), 3 Gezer, 4 Tell Wakkās (Hazor), 5 Tell es-Sultān, 6 Kāmid el-Lōz, 7 Tell el Mutesellim (Meggido), 8 Tell Balataḥ (Sichem), 9 Tell Taʿannek, 10 Tell Ras el-Ain (Aphek), 11 Tell el-Ḥesi, 12 Ras Shamra (Ugarit).

stehenden Wort nicht leicht fällt, sich für eine bestimmte Bedeutung zu entscheiden. Das Gefäß mit dieser Inschrift stand in einer Reihe mit vier anderen Vorratsgefäßen im Wirtschaftshof des Palastes P2. Der Palast P2 ist der vierte Neubau seit Beginn der ›Spätbronzezeit‹. Danach wurde noch der Palast P1 erbaut, ehe die Spätbronzezeit zu Ende ging. Daraus kann gefolgert werden, daß das Vorratsgefäß während des 13. oder 12. Jh. v. Chr. in Gebrauch war.

Auf beiden Gefäßen ist die Inschrift vor dem Brand in den weichen Ton gedrückt. Das Vorratsgefäß unterscheidet sich im Brand und in der Tonart wesentlich von den anderen vier Gefäßen. Es könnte importiert sein. Die Inschrift braucht also nicht in Kāmid el-Lōz geschrieben worden zu sein. Wenn dies auch für die übrigen Schriftzeugnisse des Alphabets B zutreffen sollte, dann würde die Karte *(Abb. 21)* nicht aufweisen, wo überall mit dem ugaritischen »Alphabet B« geschrieben wurde, sondern lediglich einen Ausschnitt der ugaritischen Handelsverbindungen wiedergeben.

Günter Mansfeld

Anmerkungen

[1] Vgl. Wilhelm 1973.

[2] Die Inschrift ist bisher unpubliziert.

Bibliographie

G. Wilhelm 1973, Eine Krughenkelinschrift in alphabetischer Keilschrift aus Kāmid el-Lōz, in: UF 5, 1973, 284 f.

G. Wilhelm 1980, Ein Gefäßfragment mit alphabetischer Keilschrift, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1968–70 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980, 97–102.

Ein phönikischer Krugstempel

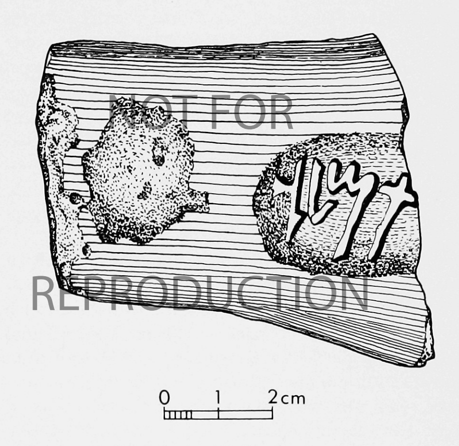


Abb. 23 Krughenkel mit phönikischer Inschrift.

Während der Frühjahrskampagne 1981 zeigte ein Dorfbewohner von Kāmid el-Lōz den Archäologen das Fragment eines Gefäßhenkels, das dieser schon vor einigen Jahren aus dem Abraum unstratigraphierter Schichten aufgelesen hatte *(Abb. 23)*.

Das Fragment aus gebranntem Ton ist 7 cm lang und an der weitesten Stelle 6,8 cm breit. Der mittlere Durchmesser beträgt 2,8 cm. In der oberen Hälfte der Vorderseite ist fast genau in der Mitte ein ursprünglich ovaler Stempelabdruck zu sehen, der in einer Größe von 3,0 × 2,6 cm erhalten ist, in seiner Längsausdehnung aber wahrscheinlich 3,9 cm erreichte. Es ist also auf der rechten Seite fast genau $^1/_4$ des ursprünglichen Stempels verloren gegangen. Auf Grund des regelmäßigen elliptischen Formats läßt sich das mit hinreichender Sicherheit feststellen. Es ist für die Rekonstruktion des Textes von Wichtigkeit[1].

Erhalten sind 4 Buchstaben, die sauber eingeschnitten sind und die maximal eine Höhe von 1,8 cm erreichten. Die Lesung ist leicht und vollkommen sicher: *]tmlk*.

Da es für die Bedeutung der Inschrift von Wichtigkeit ist, welchem Schrifttyp bzw. Sprachbereich sie angehört, sei zunächst die Schrift und ihre zeitliche Stellung diskutiert: Die Formen von *k, m* und *t* lassen eine Zuordnung zu hebräischen Inschriften nicht zu[2]. Aber auch eine Deutung als aramäische Schrift ist nicht möglich, da in diesem Schriftkreis das *k* nie mit einem einfachen, zum Ende zu leicht sich verdickenden Querstrich geschrieben wird, sondern entweder gespalten ist oder an seinem Ende leicht nach unten oder (seltener) nach oben abgebogen wird[3]. Folglich kann die Schrift nur phönikisch sein.

Auf Grund des paläographischen Befundes innerhalb des Phönikischen ist es auch möglich, den Stempel mit hinreichender Sicherheit zu datieren. Das *t* mit durchgezogenem Querbalken und langem Abstrich finden wir mit Sicherheit zunächst in Byblos in der Inschrift des Šipiṭba'al I., d. h. in der 1. Hälfte des 9. Jh. v. Chr.[4], doch entspricht dort weder *k* noch *m*. Die Form des *t* wird aber bis ins 7. Jh. v. Chr. beibehalten, ehe es am Anfang des 6. Jh. einer Form Platz machen muß, die lediglich nach rechts einen Haken aufweist[5].

Der Buchstabe *m* in der geschwungenen Form, wie sie in unserem Text vorliegt, ist vom 8. bis zur Mitte des 7. Jh.

v. Chr. gebräuchlich. Später wird er mit einem breiten nach links gezogenen Haken mit senkrechtem, durch den Haken hindurchgezogenem Strich geschrieben.
Der Buchstabe *k* ist besonders charakteristisch. Während die phönikische Schrift im 8. Jh. eine Form benutzt, die der ursprünglichen dreistrahligen Gabel noch sehr nahe steht, nur daß der rechte Abstrich verlängert ist, wird von der 2. Hälfte des 8. Jh. v. Chr. an (Karatepe) eine Form verwendet, die der aramäischen nahe kommt, indem sie nach links einen aufgespaltenen oder hakenförmig nach unten weisenden Querstrich hat. In Sidon jedoch kommt die Form eines Beilchens, so wie sie hier vorliegt, noch bis zur Mitte bzw. der 2. Hälfte des 5. Jh. v. Chr. vor – aber neben einer Form des *t*, die der vorliegende Stempel verbietet. Beide Buchstaben nebeneinander kommen jedoch auf dem Elfenbeinkästchen vor, das in Ur gefunden wurde[6], dessen Herkunft leider unbekannt bleibt, das nach einem Vorschlag von R. Savignac aus Sidon stammen könnte[7]. Es ist wahrscheinlich in die Mitte des 7. Jh. v. Chr. zu setzen[8], ein Datum, das auch für die vorliegende Stempel-Inschrift vorzuschlagen ist.
Die Deutung des Textes ist nicht mit letzter Sicherheit möglich. Man könnte daran denken, in dem Stempelaufdruck einen Eigennamen zu finden. Dafür bieten sich lediglich *ʾmtmlk, ḥtmlk* oder *ʿmtmlk* an[9]. Die erste und die letzte Möglichkeit scheiden aus, da die Rekonstruktion des Ovals nur die Ergänzung eines einzigen Buchstabens zuläßt. Der zweite Name wäre denkbar, doch ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß auf einem Krughenkel ein Frauenname gestempelt wurde. Parallelen kenne ich nicht.
Wahrscheinlich ist die Ergänzung zu *[b]t mlk* »Haus (Palast) des Königs«, was im Phönikischen nur die Ergänzung eines einzigen Buchstaben notwendig macht[10]. Man würde sich vielleicht Spuren des nach links weisenden Abstriches des *b* wünschen, doch notwendig sind sie nicht. Eine Parallele zu diesem Keramikstempel kenne ich nicht. Eine Anzahl von Stempeln ist bekannt, doch tragen sie meist Abkürzungen. Darunter kommt auch eine Abkürzung *bt* vor[11]; daß sie aber eine Kurzform des vorliegenden Textes sein könnte, ist recht unwahrscheinlich.

Als Deutung des kleinen Textes bietet sich die Vermutung an, daß das Henkelbruchstück zu einem Gefäß gehörte, das dem Wirtschaftsbereich eines phönikischen Königs entnommen war. Ob an der Stelle des alten Kumidi im 7. Jh. eine Siedlung bestand, die einen Königssitz enthielt, muß jedoch offenbleiben, da Siedlungsreste dieser Zeit im bisher ausgegrabenen Bereich des Tells nicht gefunden wurden.

Wolfgang Röllig

Anmerkungen

[1] Die Breite der Buchstaben schwankt zwischen 0,45 cm *(k)* und 0,85 cm *(m)*; der Abstand des letzten Buchstaben vom Stempelrand beträgt 0,25 cm. Der rechts zu ergänzende Teil des Stempels mit ca. 1 cm läßt folglich nur noch Raum für Randabstand (25 mm) und einen Buchstaben (ca. 75 mm).
[2] Vgl. die Schrifttafeln bei M. Lidzbarski, Handbuch der Nordsemitischen Epigraphik II (1898) Tf. XLVI; D. Diringer, Le iscrizioni anticoebraiche palestinesi (1934) Tav. XXIX–XXX; S. Moscati, L'epigrafia ebraica antica 1935–1950 (1951) Tav. XXXIV.
[3] Vgl. J. Naveh, The Development of the Aramaic Script (1970) Fig. 1 ff.
[4] J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik[2] (1970) Schrifttafel I Spalte 7, wo allerdings die Senkrechte stärker ausgezogen sein sollte.
[5] Vgl. J. B. Peckham, The Development of the Late Phoenician Scripts (1968) 104 ff.; zu Sidon: 66 ff.
[6] R. D. Barnett, A Catalogue of the Nimrud Ivories (1957) 226 Nr. U 11; plate 132. H. Donner – W. Röllig, Kanaanäische und aramäische Inschriften[2] (1966/8) Nr. 29.
[7] R. Savignac, Revue Biblique 37 (1928) 257–259.
[8] J. B. Peckham, l.c. 127: »before the mid-sixth, but ... probably not earlier than the mid-seventh century«, aber 105: »mid-seventh century B. C.«.
[9] Vgl. Frank L. Benz, Personal Names in the Phoenician and Punic Inscriptions (1972) 62; 126; 173.
[10] So auch in der Meša-Inschrift KAI 181 Z. 23. Hebräisch wäre *byt hmlk* zu erwarten. – Eine Deutung »königliches Bat« als Maßangabe ist nicht völlig auszuschließen, doch ist das Bat als Hohlmaß im Phönizischen bisher nicht belegt. Schließlich ist auch eine Übersetzung »Tochter des Königs« möglich, aber ebenfalls nicht sehr wahrscheinlich.
[11] Stempel mit der Abkürzung *bt*: CIS I 6035 : 12; 6041 : 426; M. G. Guzzo Amadasi, Le iscricioni fenicie et puniche delle colonie in occidente (1967) S. 51 f. (Malta); 78, 3 (Sizilien). – Zu den Abkürzungen durch meist 2 Buchstaben s. zusammenfassend J. B. Chabot, Bulletin archéologique du Comité des travaux historiques et scientifiques 1943/45, 217 ff.; 237 ff.



Steinschale mit ägyptischer Inschrift Kat. Nr. 30 (s. S. 130).

Der königliche Pavillon im Palast

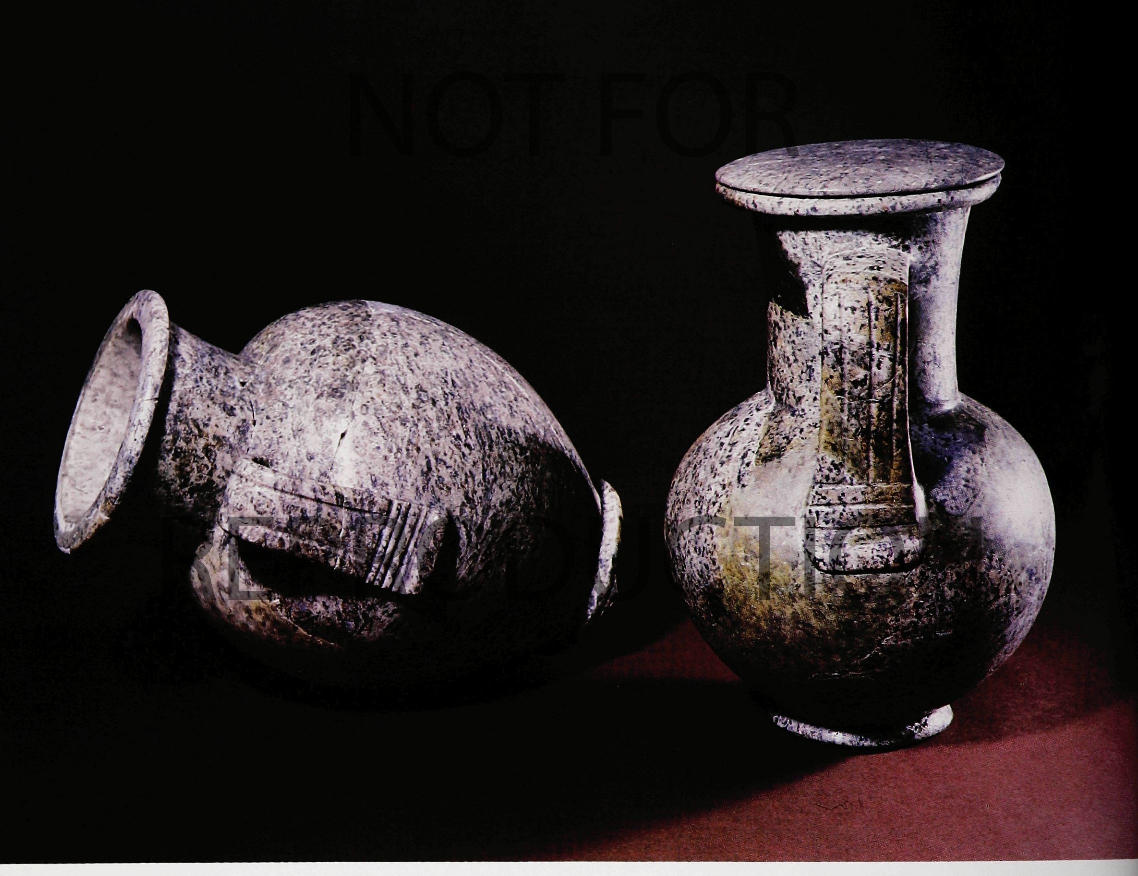
Von dem ältesten spätbronzezeitlichen Palast, der die Bezeichnung »Bauschicht P5« erhalten hat, da nach ihm in der Spätbronzezeit noch weitere vier Neubauten (P4–P1) zu verzeichnen sind, ist bisher nur ein geringer Teil in den Arealen IJ16 und IJ17 freigelegt worden *(Abb. 24)*. Es handelt sich dabei um einen in sich geschlossenen Komplex eines freistehenden Pavillons, welcher nach der bes-

Abb. 24 Der königliche Pavillon von Süden.





Abb. 25 Der königliche Pavillon; östlich davon ein Werkstattbereich; Bauschicht P5.



Gefäße aus Serpentin Kat. Nr. 31 und 35 (s. S. 131, 133).

Gefäße aus Kalksinter Kat. Nr. 37–39 (s. S. 134). ▷





Abb. 26 Blick auf den königlichen Pavillon von Norden, links der Werkstattbereich.

ser zu übersehenden Einteilung des Nachfolgebaus P4 das Wohnhaus der Herrscherfamilie gewesen ist, und um eine im Osten direkt daran anschließende Metallwerkstatt, die noch zum Palastgebiet gehört haben muß.

Der königliche Pavillon zeigt die klare Konzeption eines rechteckigen Baus mit einem Korridor samt Treppenhaus längs der Westseite, von welchem nach Osten in jedem Geschoß zwei Zimmer zu erreichen waren. Die Ausführung des Baus war besonders aufwendig; denn das Haus war – bisher einmalig auf dem Tell – auf der ganzen Fläche unterkellert, wozu eine etwa 1,50 m tiefe Baugrube ausgehoben worden war. Vom Kellerboden, der in allen Räumen einen festen Kalkestrich aufwies, waren alle Mauern etwa 2,00 m hoch aus großen Steinbrocken aufgesetzt, die Fugen innen mit Lehm verstrichen, und die glatten Wände verputzt. Bei 1,70 m Höhe bildeten sie

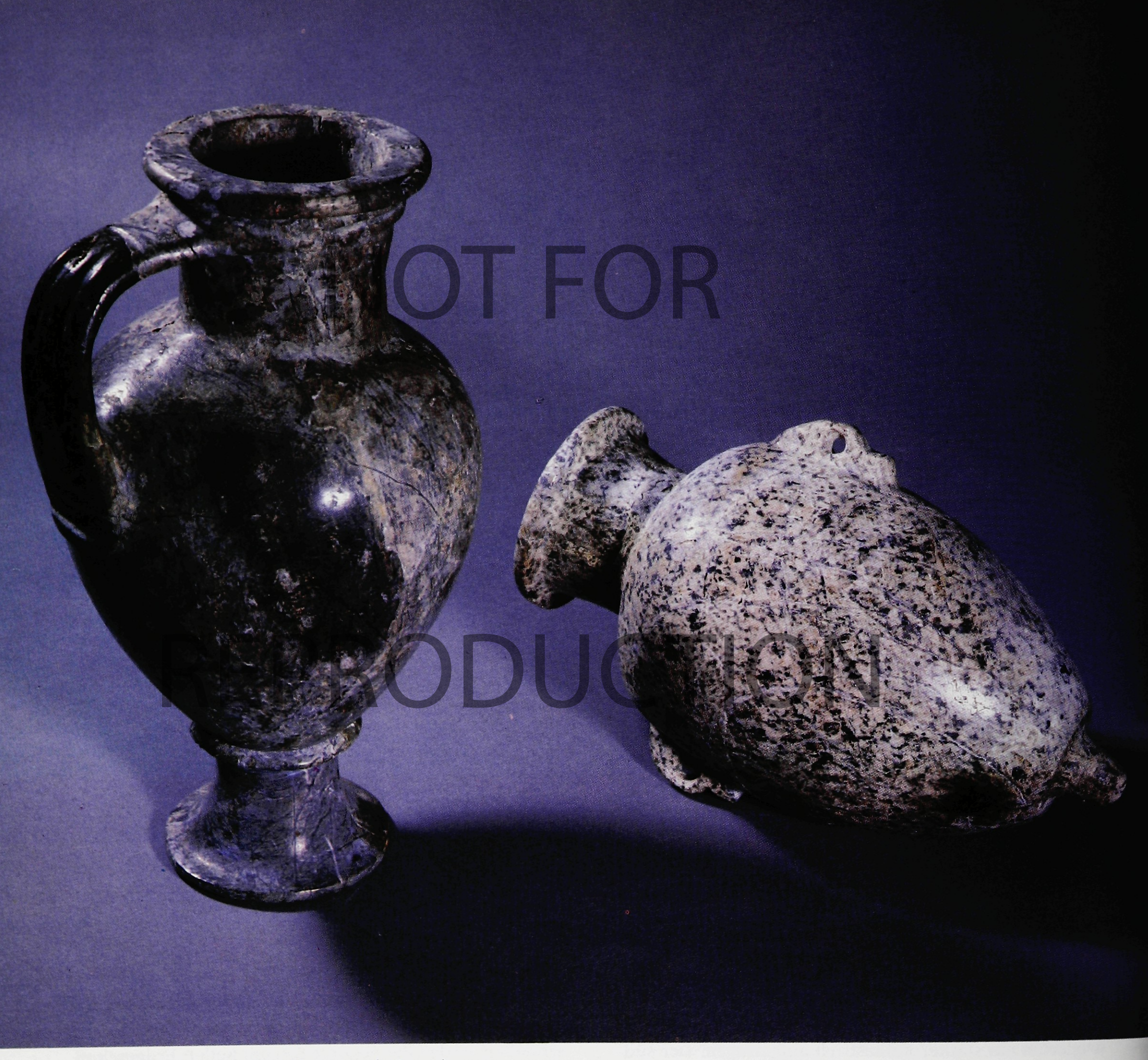


Abb. 27 Grube im südlichen Kellerraum des königlichen Pavillons.

innen einen Absatz, der als Auflager für die Balken des Erdgeschoßfußbodens diente. Auf diesen Balken war wiederum ein starker Kalkestrich aufgetragen. Der südöstliche Kellerraum besaß eine rechteckige Grube mit getrepptem Rand, die mit einer Balkenlage abgedeckt werden konnte *(Abb. 27)*.

Über den Grundmauern aus Stein waren die Wände dann in der üblichen Weise mit Lehmziegeln hochgezogen, und Reste eines zweiten Estrichs lassen mit Sicherheit auf das ehemalige Vorhandensein eines zweiten Stockwerks schließen, so daß der gesamte Bau mit Keller, Erdgeschoß und Obergeschoß dreistöckig war.

Dieses Wohnhaus in der Palastanlage P5 ist eindeutigen Anzeichen nach durch ein Erdbeben zerstört worden. Der Ziegelaufbau stürzte zusammen und begrub unter sich alles, was sich zu jener Zeit im Hause befand: den ganzen



Gefäße aus Serpentin Kat. Nr. 33–34 (s. S. 132).

Bronzeschale Kat. Nr. 71, Bronzepfanne (?) Kat. Nr. 72 (s. S. 147). ▷

Hausrat, Möbel, Gefäße, Geräte, Waffen und auch mindestens drei Personen. Nach dem stratigraphischen Befund ist es nicht auszuschließen, daß der Fußboden des Erdgeschosses zunächst der Wucht des Aufpralls standgehalten hat. Erst etwas später brachen die Balken, und dann stürzte alles nochmals ein Stockwerk tiefer in die Kellerräume und wurde ein zweites Mal zertrümmert und durcheinandergeworfen.
Nie hat ein Überlebender versucht, wieder in die Keller des Hauses einzudringen. Die Menge des Schutts mag jeden entsprechenden Versuch verhindert haben.
So kam es, daß bei Freilegung der Keller die gesamte Einrichtung des königlichen Haushalts, wenn auch stark durcheinandergeworfen und zertrümmert, wieder ans Licht trat. Einige organische Substanzen waren natürlich vergangen. Ähnlich wie in Pompeji hat eine Naturkatastrophe hier einen Komplex bewahrt, wie er sonst nie in solcher Vollständigkeit erhalten geblieben wäre. Die Summe dessen, was damals gleichzeitig verschüttet worden ist, kann uns mit ihren vielen Details einen einmaligen Einblick in das tägliche Leben eines Stadtkönigs in der Spätbronzezeit vermitteln.
Es fanden sich wertvolle ägyptische Steingefäße aus Kalksinter und Serpentin (Kat. Nr. 31–42), besonders schöne zyprische Tongefäße (Kat. Nr. 51–54) und das tönerne Modell eines Streitwagens (Kat. Nr. 69), also eine ganze Sammlung von Kostbarkeiten. Schminkdosen (Kat. Nr. 8–10) und Nadeln aus Elfenbein (Kat. Nr. 14–16) standen für die Toilette der Damen zur Verfügung. Die Waffen des königlichen Herren wurden ebenfalls in einem Raum des Hauses aufbewahrt. Davon haben sich der größere Teil eines Schuppenpanzers (Kat. Nr. 77), zahlreiche Pfeilspitzen, die wohl in einem Köcher gesteckt haben (Kat. Nr. 76) und ein Sichelschwert (Kat. Nr. 73) erhalten. Bronzegefäße und -geräte (Kat. Nr. 71, 72, 74, 75) zeugen vom luxuriösen Alltag der königlichen Familie, und zwei Spielbretter mit vielen Spielsteinen (Kat. Nr. 24–29) lassen erkennen, wie man sich im Palast »die Zeit vertrieb«. Schließlich vermitteln Schmuck und Kleidung der Erschlagenen einen einmaligen Eindruck davon, wie sich die königliche Familie im Alltag kleidete: Eine junge Frau trug wohl eine goldene Halskette mit granulierten Röhrenperlen und einem Anhänger (Kat. Nr. 85–87), einen Skarabäus an silbernem Ring (Kat. Nr. 79), einen silbernen Fingerring (Kat. Nr. 80). Ein junges Mädchen hatte eine goldene Halskette mit Perlen und Schiebern um den Hals (Kat. Nr. 88–89). Zu den Toten gehört auch eine männliche Person, der jedoch mit Sicherheit keine Trachtbestandteile zugeschrieben werden können. Ob dies der Stadtkönig selbst war?

Günter Mansfeld

Eine Sternstunde der Archäologie

Man hatte uns – zwei Studenten aus München – für eine Grabungskampagne im Libanon »angeheuert«. Gut 5000 km hatten wir in einem eher betagten Käfer, vollgepackt bis unters Dach, zurückgelegt und warteten nun in Khirbet Kanafar, dem Standquartier der Grabung, auf das Eintreffen der übrigen Mannschaft. Voller Vorfreude waren wir, und voller Spannung, weil wir zum ersten Mal im Orient waren und noch nie in einer Grabung wie dieser mitmachen durften. Da gab es dann schon lange Gesichter, als am verabredeten Tag nur der Grabungsleiter vor uns stand. Was war geschehen? Ob die Grabung nicht würde stattfinden können? Die politische Lage im Libanon war ja ziemlich wirr ... Am nächsten Tag traf dann aber doch das restliche Team ein, nicht über Beirut, sondern wegen der unsicheren Lage über Damaskus. Es konnte losgehen ...

Aber jetzt hatte das Dorf Kāmid el-Lōz übertriebene finanzielle Forderungen gestellt. Wir wissen nicht mehr, ob wir damals gebetet haben, daß sich die Verhandlungen des Grabungsleiters mit den Dorfältesten zum Guten wenden möchten. Jedenfalls suchten wir krampfhaft nach Arbeit, um unsere Gedanken von dem fast unerträglichen Warten abzulenken. War es Glück oder Verhandlungsgeschick, das uns endlich erlöste? Wohl von beidem reichlich! Als der Grabungsleiter verkündete: »Wir graben!«, lagen wir uns in den Armen. Daß diese Grabung für alle Teilnehmer zu einem bleibenden Erlebnis werden sollte, konnten wir trotz aller Vorfreude noch nicht ahnen.

Die ersten Wochen verliefen normal, was heißen soll, daß wir uns zunächst einmal an alles gewöhnen mußten. Noch nie hatten wir eine so große Grabungsfläche gesehen, noch nie so beeindruckend hohe Profile, noch nie so viele Arbeiter. Würden wir es jemals schaffen, uns in dem Gewirr von Mauern und Schichten zurechtzufinden? Doch langsam sahen wir, was wir vorher nicht sehen konnten, wurden Zusammenhänge deutlich, wußten wir nun auch, warum die Maurerkelle und nicht der Spaten das wichtigste Grabungswerkzeug war.

Der Tag begann um 5.30 Uhr früh; und manch einer ließ schon einmal das Frühstück ausfallen, um eine halbe Stunde länger schlafen zu können. Auf dem Weg zur Grabungsstelle – 12 km vom Standquartier entfernt – war oft der Fahrer der einzige, der die Augen schon offen hatte. Die Arbeit, die uns erwartete, war wenig abwechslungsreich, oft eintönig, und erstarrte schnell zur Routine: Scherben sortieren, ein Profil zeichnen, einen Grundrißplan, einen Mauerzug und vielleicht nochmals ein Profil, und dann wieder Scherben sortieren ... Das war zunächst im Palastareal, wo wir arbeiteten, nicht anders als im Tempelareal oder an der Stadtmauer.

Drei Wochen waren seit Grabungsbeginn vergangen, ohne daß sich irgend etwas Aufregendes oder gar Sensationelles ereignet hätte. An einen Tag jedoch erinnern wir uns sehr genau: Es war kurz vor 16 Uhr, bald vor Arbeitsschluß, als ein Arbeiter zum Grabungsaufseher gelaufen kam und ihm ein kleines Elfenbeinplättchen



zeigte. Wir sollten daraufhin die genaue Fundstelle einmessen und im Plan festhalten. Neugierig geworden, kratzten wir vorsichtig weiter; was wir schließlich fanden, ließ sich fast vollständig zu einem verzierten Elfenbeinkästchen zusammensetzen. Nur mit Mühe konnten wir unsere Freude und unseren Finderstolz verbergen, wollte man doch die anderen Grabungsteilnehmer mit dem Fund überraschen.

Als dann der Grabungsaufseher abends der versammelten Runde die geschmackvoll auf einem Tablett angerichteten Funde zeigte, da kam dem einen oder anderen schon ein leises »Ah« über die Lippen. Nun war so etwas an sich noch nicht sensationell, vielleicht noch nicht einmal wissenschaftlich besonders wertvoll oder aufschlußreich. Wir wußten es nicht. Aber schön waren diese Funde doch, und wir hatten bis dahin nichts Derartiges ausgegraben: Für uns waren sie wie eine Insel in einem Meer von Scherben, Scherben, Scherben –, etwas, woran man sich festhalten konnte. Oder wie ein Bonbon, das man im Mund zergehen ließ, um keinen Staub mehr zu schmecken.

Eine gewisse Ernüchterung setzte erst ein, als der Grabungsleiter – etwas ironisch, wie es schien – fragte: »Ist noch weiteres zu erwarten?« Stolz und Entdeckerfreude wurden schlagartig gedämpft: Waren diese prachtvollen Funde noch nicht genug? Einige mögen sich abergläubisch gefragt haben, ob eine solche Bemerkung nicht das Finderglück beeinträchtigen könne. Auf jeden Fall herrschte betretenes Schweigen, und jede weitere Diskussion unterblieb.

Immerhin wurden noch an diesem Abend die Grabungsteams neu organisiert: einer von uns beiden wurde mit der Aufsicht über die entscheidende Fundstelle betraut, für den unmittelbar benachbarten Grabungsbereich erhielt ein Kollege aus Libyen, der in Saarbrücken studiert und sich bereits auf mehreren Grabungen bewährt hatte, die Verantwortung. Jedem der beiden wurden zwei qualifizierte einheimische Arbeiter für die wichtigsten Handreichungen zugeteilt, weitere Arbeiter wurden zum Abtransport der Erde mit Hilfe von Leitern eingesetzt.

Was wir in den folgenden Tagen, aus denen Wochen wurden, ans Licht brachten, übertraf alle unsere Erwartungen! Bald hatten zumindest wir, die all dies ausgraben durften, eine Art persönliches Verhältnis zu den Funden entwickelt. Und fast schon eifersüchtig waren wir, wenn ein anderer sie »mit den Fingern« anschauen wollte. Kam da nicht vielleicht ein bißchen Neid auf bei den Grabungsaufsehern und den übrigen Grabungsassistenten, wenn wir ihnen allabendlich, nicht ohne Stolz, »unsere« Funde zeigten? Nein, man teilte unsere Freude.

Die naive Finderfreude, die – so hatten wir in unserem Studium doch immer wieder erfahren – in der modernen Archäologie ohnehin keinen Platz hat, hielt jedoch nicht lange vor. Spätestens zwei Wochen, nachdem wir begonnen hatten, den Palastkeller auszugraben, war die anfängliche Euphorie einer gewissen Ernüchterung gewichen.

Zwangsläufig mußten die Arbeiten im übrigen Palastareal zu kurz kommen, so sehr nahm uns die Grabung im Palastkeller in Anspruch. Acht Stunden am Tag, sechs Tage in der Woche, waren wir damit beschäftigt, Fund um Fund zu bergen, oft in qualvoller Enge und Unbequemlichkeit. Mit einem Taschenmesser, notfalls auch mit einer Zirkelspitze, wurde die Erde vorsichtig gelockert, und mit einem feinen Pinsel oder durch zartes Blasen wurde sie entfernt. Denn kein Fragment durfte ja von seinem Platz bewegt werden, ehe es nicht dreidimensional eingemessen war. Heilgebliebene Gegenstände und größere Fragmente wurden zusätzlich in Fundlage skizziert. Dann endlich konnten wir die Funde anfassen und bergen.

Und mit der Bergung der Funde allein war es ja nicht getan. Sie mußten alle Laufzettel erhalten, damit man sie später jederzeit identifizieren konnte. Da blieb nur der Abend oder die Nacht. Nicht selten saßen wir über Mitternacht hinaus, zeichneten, schrieben Fundzettel und verpackten die wertvollen Objekte.

◁ Streitwagenmodell Kat. Nr. 69 (s. S. 145).



Abb. 28 Ausgrabungen im westlichen Tempel- und Palastbereich.

In dieser Zeit großer Anspannung hat mancher im Stillen wohl den berüchtigten Grabungskoller erwartet, von dem man uns gesagt hatte, daß er unweigerlich irgendwann kommen müsse. Er kam aber nicht. Lag es daran, daß das Grabungsteam so ausgeglichen war, oder daran, daß man uns das Gefühl gab, die Sache gut zu machen und uns anerkennend auf die Schulter klopfte? Daß der Grabungsleiter deshalb schon einmal echt bayrisches Bier – welche Rarität! – für uns aus Beirut mitbrachte? Oder waren es die wöchentlichen gemeinsamen Abendessen im nahegelegenen Schtora, die Abwechslung und Ablenkung boten? Auch die Briefe aus der Heimat halfen, aufkeimenden Grabungskoller zu unterbinden: Wenn einer dieser Luftpostbriefe nach zum Teil wochenlanger Irrfahrt ankam, war es fast wie Flaschenpost aus einer anderen Welt.

Drei Wochen hatte es gedauert, dann war der erste Raum des Palastkellers vollständig ausgegraben. Die Arbeit am zweiten konnte beginnen. Würde er wieder eine solche Fülle hervorragender Funde bergen? Der Versturz war bereits weggeräumt, da stießen wir an der Ostwand des Kellers auf ein zierliches Skelett: ein junges Mädchen, das bei einer Katastrophe ums Leben gekommen war?

Eine Katastrophe anderer Art sollte sich noch am selben Tag ereignen, wenn auch weit weniger folgenschwer und schließlich sogar mit glücklichem Ausgang.

Wir hatten das Skelett noch nicht ganz freigelegt, da fand sich in der Brustgegend eine Halskette aus purem Gold. Wir zeichneten die Lage der einzelnen Perlen auf, verpackten sie und legten sie in einen der Fundeimer.

Mittagspause! Unbekümmert ließen wir die Funde zurück und gingen zum Grabungshaus. Bis dahin wußten nur der Grabungsaufseher, wir und ein, zwei Arbeiter vom Gold, letztere doch eigentlich zuverlässige Leute?! Wie schon öfter, wollten wir das Grabungsteam wieder überraschen und hatten deshalb nichts weitererzählt. Nichts Böses ahnend arbeiteten wir weiter und freuten uns insgeheim auf die erstaunten Gesichter der anderen. In Khirbet Kanafar angekommen, stellten wir uns wie immer erst einmal unter die Dusche. Nur der Grabungsaufseher ließ auf sich warten. Er wollte jemandem noch die Halskette zeigen. Da kam er, hastig und kreidebleich, trotz seiner Bräune. Er fragte, wo wir denn die Halskette verpackt hätten. »Im Fundeimer natürlich!« – »Da ist sie aber nicht!« Wir schluckten erst einmal und schauten uns an. Man wird doch nicht . . . ?! Alle anderen Funde waren da, nur die Halskette fehlte. Wir fühlten uns hundeelend und machten uns Selbstvorwürfe: Hätten wir besser aufgepaßt, wäre das sicher nicht passiert! Helle Aufregung herrschte im ganzen Team, das Abendessen wollte nicht schmecken, und es war merkwürdig still.

Wir fuhren mit dem Grabungsaufseher zurück nach Kāmid el-Lōz. Nach vergeblichem Absuchen des Grabungsgeländes suchten wir den Wächter auf. Als dieser erfuhr, was geschehen war, wurde er leichenblaß: sicherlich war es auch für ihn die größte Katastrophe seiner langjährigen Tätigkeit. »Entweder«, so lautete unsere kategorische Forderung, »das Gold ist morgen wieder da, oder die Grabung wird sofort eingestellt!«

Als wir am nächsten Morgen das Wächterhaus betraten, waren viele unbekannte Leute dort versammelt. Der Wächter lag bewußtlos auf seinem Bett. Nachts hatte ihn eine Nervenkrise gepackt. Der Grabungsleiter fragte kurz in die Runde: »Ist das Gold wieder da?« Als der erste stumm den Kopf schüttelte, machten wir auf dem Absatz kehrt und fuhren nach Khirbet Kanafar zurück. So war es verabredet worden. Wir beschäftigten uns an diesem Tag ganz gut im »Innendienst«, aber die Stimmung war nervös, fast gereizt. Der Grabungsleiter sagte lediglich: »Wenn ich das Dorf richtig kenne, dann wird heute Abend oder morgen eine Delegation des Dorfes kommen.«

Der Tag verging und nichts ereignete sich, auch nicht am nächsten Tag – einem Sonntag. Wir gingen ins Bett. So genau kannte er also die Leute aus Kāmid el-Lōz doch nicht! Gegen 23 Uhr entstand Unruhe auf dem Korridor: die Delegation war doch noch gekommen. Der Wächter, wieder auf den Beinen, hatte einige der



Abb. 29 Ausgrabungen im Palastbereich.

angeseheneren Dorfältesten mitgebracht und hielt eine flammende Rede. Aus der Verteidigung ging er zum Angriff vor . . . Gemessen erklärte ihm der Grabungsleiter: »Wenn das Gold nicht zurückgegeben wird, stellen wir die Grabung ein, und solange das Gold nicht wieder herbeigeschafft ist, wird nicht gearbeitet.«

Schließlich schlug der Wächter einen Kompromiß vor: »Ich bin kein Zauberer und kann das Gold heute nicht zurückgeben, denn ich habe es nicht. Doch ich verspreche: bis zum Ende der Grabung ist es wieder da. Aber ihr müßt die Arbeit wieder aufnehmen!«
Man einigte sich auf Wiederaufnahme der Grabung

am übernächsten Tag. Obwohl uns keiner, auch nicht versteckt, Vorhaltungen machte, fühlten wir uns an der ganzen Entwicklung der Dinge mitschuldig.
Die Grabung mußte weitergehen, und Arbeit gab es noch reichlich. Das Mädchenskelett mit der Goldkette war erst der Anfang gewesen. Einzelheiten verschwinden natürlich im Laufe der Zeit aus dem Gedächtnis, besonders, wenn Kostbarkeiten in solcher Fülle zu Tage treten. Längst aber sprachen wir vom »Schatzfund von Kāmid el-Lōz« und malten uns aus, wie es sein würde, wenn dies alles restauriert und auf Samt in Vitrinen präsentiert werden würde. Würde man einmal »unsere« Funde mit denen von Ras Shamra/Ugarit vergleichen? Würden sie so berühmt werden wie einst Schliemanns »Schatz des Priamos«? Mit solchen Gedanken spielten wir, während die Grabungsleitung das anders, nüchterner sehen mochte. Man ließ uns schwärmen, man ließ uns »unseren Schatz«, und das hielt die Stimmung aufrecht.
Zwar wußten wir nicht, womit wir verdient hatten, daß der »Schatz« gerade im Palastareal lag, daß man ausgerechnet 1978 an dieser Stelle grub und nicht ein Jahr vorher oder nachher, und daß gerade wir im Palast arbeiten durften, aber wir empfanden für dieses Glück tiefe Dankbarkeit.
Wir arbeiteten weiter und taten, als sei nichts geschehen. Es gab täglich neue Funde, die Nachtarbeit erforderten. Der Gedanke an das Gestohlene aber zerrte immer wieder an den Nerven. Zwar kamen ständig weitere Funde ans Licht, darunter auch schönere, wichtigere und wertvollere, aber konnte das ein Trost sein? Zum Glück tötete die Nachtarbeit alle grüblerischen Gedanken und Selbstvorwürfe. Man arbeitete und arbeitete und wurde immer müder. Plötzlich ein Aufschrecken: was war das? ... Maschinengewehrfeuer? ... Man hielt den Atem an! ... Nein, das ist doch Herr M., der Grabungsaufseher im Tempelareal! Er hämmert seinen Tagesbericht in die Schreibmaschine! Ein Trost: somit waren wir mit unserer Arbeit nicht allein.
Eine Woche war seit dem Diebstahl vergangen, als plötzlich, mitten in der Grabungsarbeit, unser libyscher Kollege, der sich schon oft als loyaler Vermittler bewährt hatte, uns zuflüsterte: »Das Gold ist wieder da!« In Windeseile hatte sich die Nachricht über den ganzen Tell verbreitet: Der Wächter hatte die 17 Goldsachen, in ein Stück Packpapier eingewickelt, dem Grabungsleiter in die Hand gedrückt: »Da hast du es wieder!« Und nach einer halben Stunde: »Ist alles vollständig?« Antwort: »Wenn Du sagst, es sei vollständig, so wird es so sein! Ich habe nicht gezählt!« Natürlich war alles vollzählig wieder da und auch unbeschädigt. Vom Täter sprach man nie. Uns aber war ein Stein vom Herzen gefallen.
Fünf Wochen waren vergangen, bis der letzte Fund aus dem Palastkeller geborgen war. Wenn wir richtig gezählt haben, müssen es weit über 1000 Einzelstücke gewesen sein. Es war eine spannende, ereignisreiche, aber auch anstrengende und belastende Zeit gewesen. Jetzt hatte uns der normale Grabungsalltag wieder: die Routine des Scherbensortierens, Vermessens und Planzeichnens.
Obwohl der Arbeitsanfall sich reduziert hatte, kamen wir nicht viel früher ins Bett als zuvor: Wir hatten jetzt Zeit zu feiern, Bekanntschaften zu Freundschaften auszubauen, Briefe zu schreiben, die unsere Rückkehr ankündigten. Trotzdem empfanden wir die wenigen Tage, die uns noch bis zum Ende der Grabungskampagne verblieben, mit seltsam zwiespältigen Gefühlen. Einerseits freuten wir uns, nach drei Monaten harter Arbeit bald wieder daheim zu sein. Andererseits hatten wir uns hier so gut eingelebt, daß uns der nahe Abschied traurig stimmte. Zudem hatten wir das Glück gehabt, an einer besonders aufregenden Grabungskampagne mitwirken zu dürfen. Daß da manchmal Schatten waren, zählte nun nicht mehr. Heute ist nur noch das einmalige Erlebnis geblieben.

Peter Weinzierl
Wolfram Schier

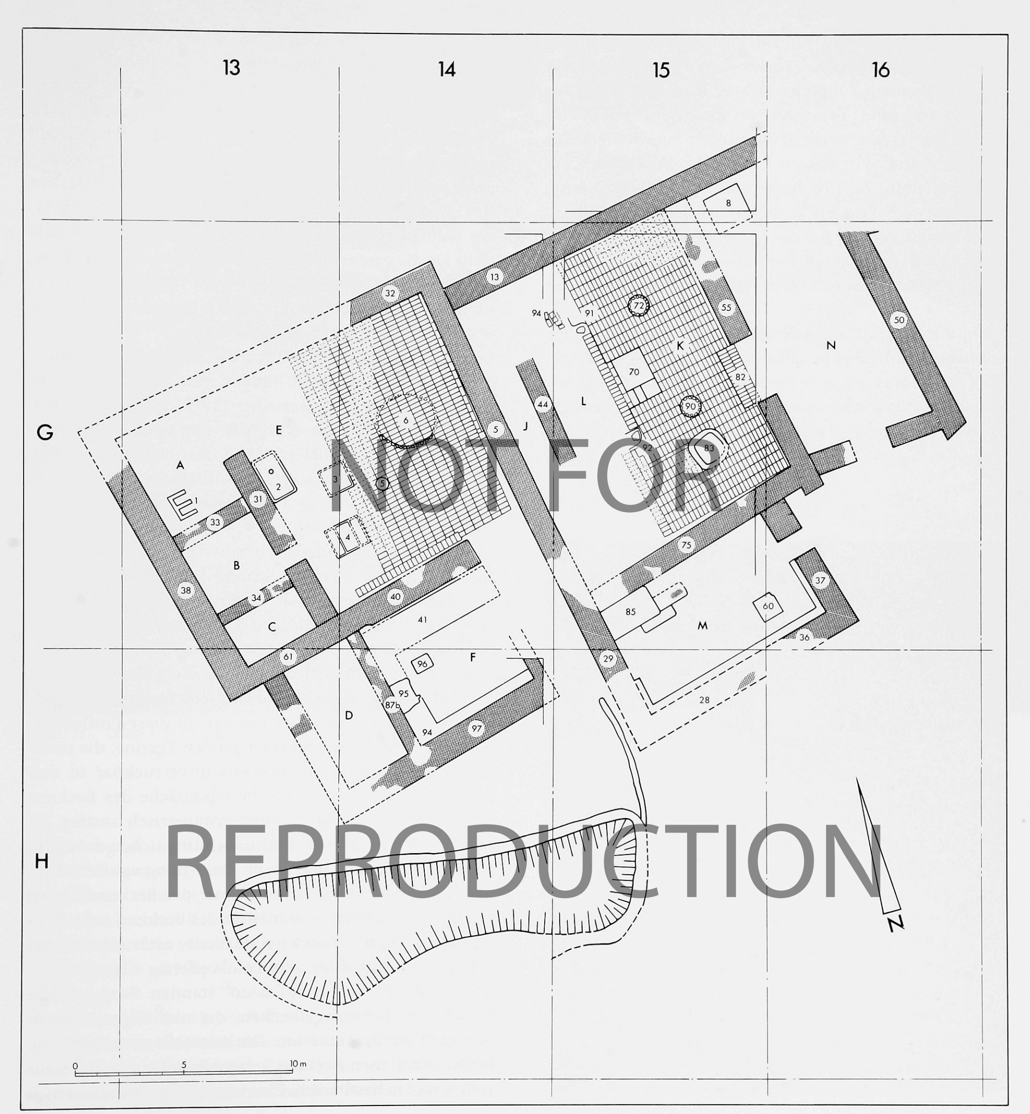
Über die spätbronzezeitlichen Tempel

Als man 1964, nach einer Vermessungskampagne im Jahre 1963, die Grabung auf dem Tell Kāmid el-Lōz in Angriff nahm, wählte man aus 648 möglichen 3 Areale aus: IIE1 im Norden, IIIA15 im Zentrum und IG13 im Westen. Ohne es zu ahnen, hatte man damit zwei Volltreffer erzielt: In Areal IIIA15 sollte man auf Reste des spätbronzezeitlichen Palastes stoßen, und in Areal IG13 gelang es noch im gleichen Jahr, drei Räume eines spätbronzezeitlichen Tempels auszugraben. Zunächst schwankte man in der Deutung der Befunde. Jahre geduldigen Grabens mußten vergehen, ehe man Gewißheit hatte und der Öffentlichkeit Kunde von dem neuentdeckten Tempel geben konnte[1]. Heute, nach zwanzigjähriger Arbeit, weiß man, daß es nicht einen, sondern drei Tempel gab, die sich während der späten Bronzezeit am gleichen Standort ablösten. Und man kennt bereits ausgedehnte Partien eines mittelbronzezeitlichen Tempels, der ihnen voranging[2].

Die Tempelruinen haben nicht alle den gleichen Erhaltungszustand. Der jüngste Tempel, mit 820 m² umbauter Fläche zugleich der größte, ist nur im Westen und Südosten einigermaßen gut erhalten. Anderswo sind seine Mauern dem Steinraub späterer Generationen zum Opfer gefallen. Große Mauerstrecken ließen sich nur an Ausbruchgruben nachweisen. Vom ältesten, mehrfach umgebauten Tempel sind zwar die Mauern fast vollständig erhalten; doch wurde er, als er einem Neubau weichen mußte, vieler seiner Kultinstallationen entkleidet, und fast alles Tempelgerät wurde daraus entfernt. Anders der mittlere Tempel. Zweimal war er umgebaut worden, ehe er mit seinem gesamten Inventar – festen Installationen wie beweglichem Gerät – verbrannte. Vieles blieb im Trümmerschutt erhalten, und nach und nach fügten sich die Befunde und Funde zu einem zwar nicht ganz vollständigen, auch nicht in allen Einzelheiten verständlichen, aber doch anschaulichen Bild eines Gotteshauses, das als Typ stark auf den Tempel gewirkt haben muß, den Salomo einige hundert Jahre später in Jerusalem von phönikischen Baumeistern errichten und von phönikischen Bronzegießern ausstatten ließ.

Die Grundmauern dieses Tempels, der als zweiter von oben die Bezeichnung T2 erhalten hat, waren im wesentlichen gut erhalten. Der 725 m² große Baukomplex trennte sich an Mauer 5 in zwei gegeneinander undurchlässige Bereiche, in denen sich die Räume jeweils um einen großen Hof gruppierten *(Abb. 30)*. Südlich des Hofes lag stets ein überdachter Kultraum. Westlich des Westhofes schlossen sich drei Kammern an, während östlich des Osthofes ein einziger langer Raum folgte. Im Norden endete der Tempel mit der Hofmauer. Das System der Raumerschließung war ähnlich: Beide Trakte waren von Süden, d. h. vom Palast her zu betreten. Nach links wandte man sich jeweils in einen überdachten Kultraum. Der westliche Kultraum war durch eine schmale Mauer ohne Durchlaß, offenbar eine Brüstungsmauer, in zwei Abschnitte unterteilt. Eine ebenso schmale Mauer grenzte ihn im Osten gegen einen Korridor ab, durch den man in den Westhof gelangte. Direkt von dort waren die beiden nördlichen Kammern zu erreichen, während die südliche Kammer nur von der mittleren aus zugänglich gewesen

Abb. 30 Der spätbronzezeitliche Tempel T2 (ältestes Baustadium). ▷



13
14
15
16
G
H
A
B
C
D
E
F
J
K
L
M
N
0
5
10 m
N

sein kann. Um in den Osthof zu gelangen, mußte man an dem östlichen Kultraum vorbei durch einen schmalen Eingang in einen Langraum gehen. Sich von dort nach Westen wendend, gelangte man durch ein drei Meter breites Portal über eine Stufe in den ein wenig tiefer gelegenen Hof. Vor dessen Rückwand öffnete sich ein breiter Schrein zum Hof. Beide Höfe waren in den älteren Baustadien des Tempels T2 zu jeweils etwa zwei Dritteln mit Lehmziegeln gepflastert *(Abb. 31, 32)*. Im jüngsten Baustadium war über das Pflaster ein Lehmestrich gestrichen, der mit einer dünnen Kalkschlämme überzogen war.

Nicht nur die Höfe, auch die meisten der anderen Räume enthielten zahlreiche Installationen mit kultischer Funktion. Die Bedeutung einer Installation läßt sich nicht immer eindeutig erschließen. Ihr unmittelbarer Zweck jedoch ist durchweg erkennbar. Im Raum A befand sich

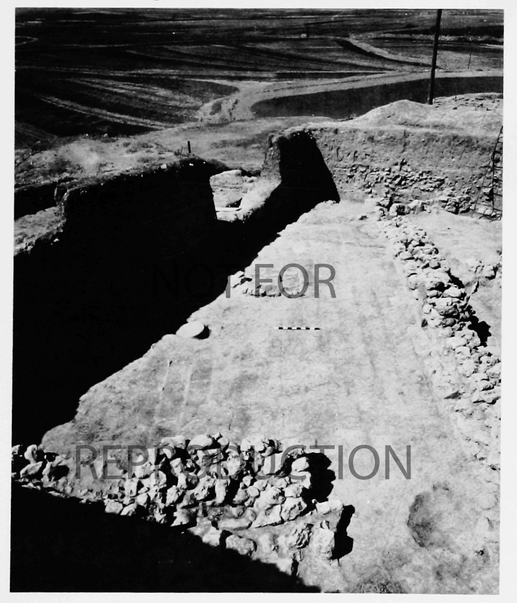


Abb. 31 Blick von Süden auf den lehmziegelgepflasterten Westhof des Tempels.

eine E-förmige Lehmziegelsetzung. Drei Ziegellagen waren erhalten. Die beiden nach Osten gewandten Nischen waren mit feiner, weißer Asche gefüllt, die mit Keramikscherben, großen Tierknochen und zerhackten Knochen vermischt war. In der südlichen Nische fand sich ein 22,5 cm langes Bronzemesser mit sichelförmiger Schneide, einem Löwenkopf am Griffende und einem zwischen Griff und Schneide aufgesetzten Handschutz in Form eines Frauenkopfes mit Hathor-Frisur. Südlich der Feuerstelle lag die geschwungene Schneide eines zweiten Bronzemessers. Die E-förmige Setzung dürfte als Brandopferstelle zu interpretieren sein; die Bronzemesser dürften Opferzwecken gedient haben.

In den Räumen B und C wurden keine Installationen gefunden. Dafür enthielt Raum C eine Anzahl außergewöhnlicher Funde. Außer einer Fritteschale, unzähligen verschieden geformten Fritteplättchen und zwei Rollsiegeln ist hier die S. 80 abgebildete Elfenbeinfigur zu nennen. Sie stammt aus einer Auffüllschicht, die mit der Errichtung des Tempels T2 in Zusammenhang gebracht werden muß (s. S. 80f.).

Gleich mehrere Installationen beherbergte wieder Hof E. An der Westmauer des Hofes stand das in seinem Nordteil etwas gestörte, aber einwandfrei zu ergänzende Lehmziegelbecken 2. Die Seitenflächen des flachen Beckens waren mit Lehmputz verkleidet. In der wannenartigen, mit starkem, hartem Kalkestrich belegten Vertiefung auf der Oberseite des Beckens befand sich eine runde Einflußöffnung von etwa 25 cm Durchmesser. In diese Einflußöffnung ragte die Mündung einer großen Terrine, die unter der Einflußöffnung des Beckens unverrückbar in den Boden eingelassen war. Da die Oberfläche des Beckens beiderseits der Einflußöffnung symmetrisch anstieg, da anzunehmen ist, daß die Einflußöffnung sich in der Mitte des Beckens befand, und da die Entfernung von der Mitte des Einflußloches bis zur Südkante des Beckens 1,35 m betrug, läßt sich die Gesamtlänge des Beckens auf 2,70 m ergänzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach diente das Becken zur Aufnahme von Trankopfern.

Am Westrand des Hofpflasters standen zwei weitere rechteckige Lehmziegelbecken, die nur fragmentarisch geborgen werden konnten. Die Ausmaße des südlichen, besser erhaltenen Beckens 4 lassen sich auf mindestens 1,80 × 1,40 m bestimmen. Eine zweistufige, wannenartige



Abb. 32 Osthof des Tempels. Im Hintergrund der Schrein, davor Lehmziegelpodium 70, im Vordergrund die Säulenbasen 72 u. 90.

Vertiefung an der Oberseite des Beckens war mit 8 cm breiten Stegen eingefaßt. Die Verkleidung des Beckens bestand aus einer gelben, kompakten Lehmschicht. Der südliche Abschluß des Beckens war nicht mehr erhalten. Nach Norden hin war es durch einen kompakten Lehmblock, der die gleiche Höhe wie das Becken hatte, abgeschlossen.

An diesen Lehmblock schloß sich nach Norden hin ein sehr fragmentarisch erhaltenes, rechteckiges Becken 3 an, dessen flache Eintiefung mit einer harten Kalkschicht abgedeckt war. Da bei diesen beiden Becken keine Einflußöffnung mit Auffanggefäß vorhanden war, wird es sich nicht um Libationsbecken, sondern um Wasserbecken für rituelle Reinigungen gehandelt haben.

Etwa in der Mitte des gepflasterten Teiles des Hofes lag ein annähernd runder Platz 6 von etwa 2 m Durchmesser, der mit bis zu 20 cm hohen Steinen eingefaßt war. Dieser Steinkreis umschloß eine Ansammlung feiner weißer Asche, vermischt mit Knochensplittern, Keramikscherben und einem Mandelkern. Nördlich des Steinkreises lagen vereinzelte Tierknochen auf dem Pflaster verstreut oder in das Pflaster hineingetreten. Die Lehmziegel der

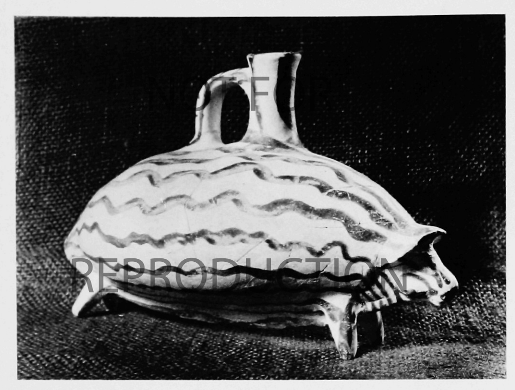
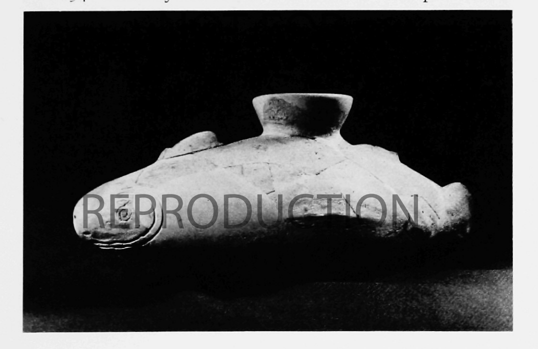


Abb. 33 Mykenisches Tierrhyton in Form einer Schildkröte (?); aus dem Westhof des Tempels.

Hofpflasterung waren innerhalb des Steinkreises dunkelrot und hart gebrannt. Also war die Asche nicht sekundär in den Steinkreis gebracht worden, sondern hatte sich angesammelt, als man innerhalb des Steinkreises Verbrennungen vornahm. Diese mit Steinen eingefaßte Feuerstelle dürfte als ebenerdiger Brandopferplatz zu interpretieren sein.
Etwa 1,5 m südwestlich des Brandopferplatzes war eine Basis 5 aus grünlich-grauem, wenig porösem Basalt in das

Abb. 34 Fischrhyton; aus dem Westhof des Tempels.



Lehmziegelpflaster eingelassen. Der Durchmesser betrug an der Oberfläche 60 cm und verbreiterte sich nach unten hin bis zu 70 cm. Auf der Oberseite und an den Seitenflächen war die Basis äußerst sorgfältig bearbeitet und sauber geglättet – der bestbearbeitete Stein im gesamten Tempelareal. Sie war auf einer Steinunterfütterung fundiert und so in das Pflaster eingelassen, daß die Oberfläche der Basis etwa 5 cm tiefer lag als die Begehungsfläche.
Das Hofpflaster sparte um die Basis herum eine rechteckige Fläche aus. Die Basis war an den Seiten mit einer 18–20 cm starken Einkleidung aus gelbem Lehm ummantelt. Auf die Lehmummantelung war ein weißer, harter Kalkverstrich aufgetragen. Der Bereich zwischen Lehmummantelung und Pflaster war mit dem gleichen Material wie die Fugen des Hofpflasters ausgefüllt[3].
Fragt man nach der Funktion der beschriebenen Basis, so liegt zunächst der Gedanke an eine Säulenbasis nahe. Dabei ist die Überdachung des gesamten Hofbereiches von vornherein auszuschließen; denn eine einzelne Säule hätte nicht genügt, um ein Dach von über 100 m^2 zu stützen. Anzeichen für weitere Säulenbasen waren jedoch nicht vorhanden. Außerdem wäre ein Dach im Bereich des Brandopferplatzes sicher in Brand geraten. Allenfalls wäre eine partielle Überdachung des südlichen Hofbereiches in Erwägung zu ziehen. Dagegen spricht jedoch, daß im gesamten Hofbereich weder Reste von verkohlten Deckenbalken noch Dachversturz gefunden wurden.
Da auf der Basaltbasis des Hofes E wahrscheinlich keine tragende Säule stand, wäre eine Basis für eine freistehende Kultsäule in Erwägung zu ziehen. Um den sicheren Stand einer freistehenden Säule zu gewährleisten, wäre jedoch eine Halterung notwendig gewesen, die indes nicht nachweisbar war.
Eine andere Möglichkeit zur Interpretation der Basaltsäule im Hof E bietet eine Gegebenheit im salomonischen Heiligtum. Aus Angaben in den Königsbüchern des Alten Testamentes geht hervor, daß es im Hofe des Jerusalemer Heiligtums einen Standplatz für den König gab, den der Herrscher, offenbar in seiner Eigenschaft als Kultherr des Tempels, bei besonderen Gelegenheiten innehatte, nach 2 Kön 11,13 der König Joas bei der Krönung, nach 2 Kön 23,3 Josia beim Bundesschluß anläßlich der »deuterono-

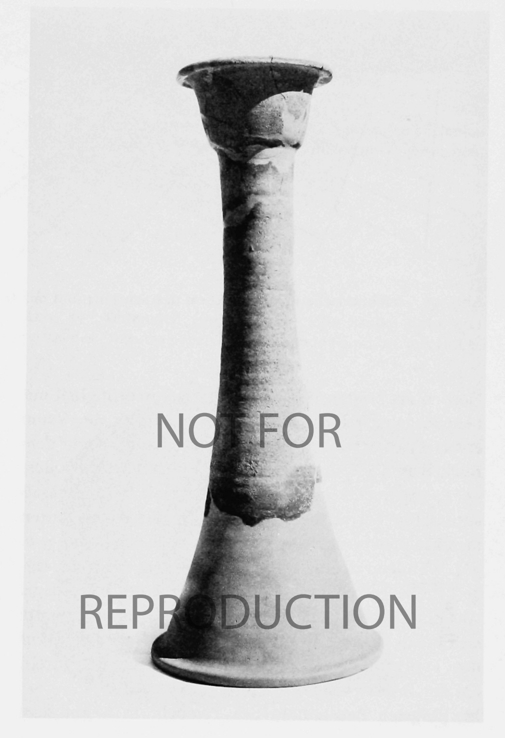


Abb. 35 Räucherständer aus Raum F.

mischen Kultreform«. Dieser Standplatz trägt die Bezeichnung hā-'ammûd, »die Säule«[4]. Das weist darauf hin, daß der Standplatz für den König die Form einer Säule hatte. Es wäre nun denkbar, daß der Terminus 'ammûd nicht unbedingt die gesamte Säule bezeichnen mußte, sondern sich in bestimmten Fällen lediglich auf die Basis, einen wichtigen Teil der Säule, beziehen konnte. Dann hätte der Standplatz für den König die Form einer Säulenbasis gehabt und die Basaltbasis im Hof des Heiligtums von Kāmid el-Lōz, die in Form einer Säulenbasis gestaltet war, könnte ein Standplatz für den König, vielleicht auch für den Oberpriester oder für den König in seiner Eigenschaft als oberster Priester und Kultherr, gewesen sein[5]. Die Steinfundierung der Basis und die mit Kalkverputz versehene Ummantelung hätten dann »isolierende« Funktion und dienten dem Zweck, die Basis nach unten und nach den Seiten hin als kultisch reinen Ort abzugrenzen.

Andersartige Kultinstallationen enthielt der überdachte Kultraum südlich des Westhofes, der durch die genannte Brüstungsmauer in die Teilräume D und F gegliedert wurde. Raum D war frei von Installationen, enthielt aber zahlreiche Kleinfunde. Die Installationen konzentrierten sich auf den Teilraum F. Drei Seiten des Raums waren von einer Bank umzogen, im Süden als Lehmziegelbank 94, im

Abb. 36 Räucherständer aus Raum F.



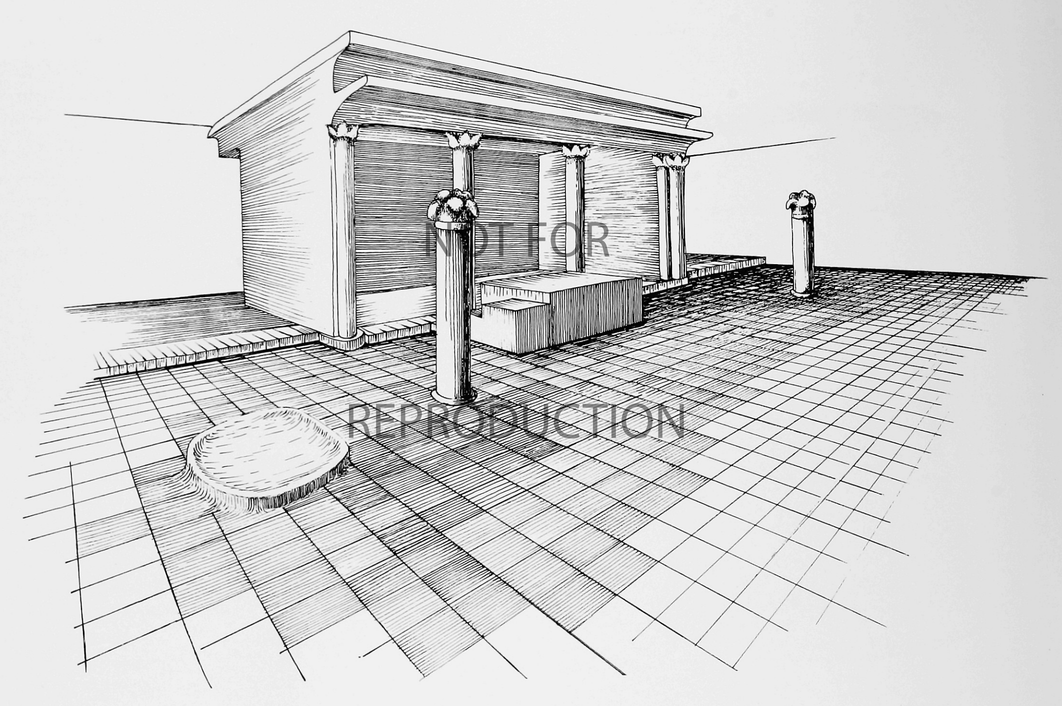


Abb. 37 Zeichnerische Rekonstruktion des Schreins und der freistehenden Säulen; Hof K, Blick von Südosten.

Norden als breitere Steinbank 41, die ursprünglich mit Lehmziegeln verblendet war. Davon hat sich aber kaum etwas erhalten. In der Mittelachse des Raums F, mit dem Rücken an der Brüstungsmauer, stand Lehmziegelpodest 95. Es war rechteckig, zwei Ziegellagen hoch und besaß antenartige Fortsätze nach Osten. Um das Podest hatten mehrere Räucherständer in Scherben gelegen *(Abb. 35 u. 36)*. Wenig nordöstlich des Podestes 95 lag das rechteckige Lehmziegelpodest 96. Die Oberfläche der Lehmziegel war dunkelrot bis violett verbrannt, in den Fugen hatte sich etwas Asche verfangen. Sonst lag kaum Asche auf dem Podest. Daneben lagen mehrere Schalen umgedreht auf der Erde.

Im jüngsten Baustadium des Tempels T2 – auf dem Grundriß *(Abb. 30)* nicht dargestellt – ist der überdachte Kultraum verändert worden. Dabei wurde Podest 95 durch Podest 92 ersetzt. Unter dem Podest 92 waren etliche ganze Gefäße deponiert, dazu eine Öllampe und eine Augenperle aus Fayence. Die beiden nacheinander hier installierten Podeste waren sicher besonders geheiligte Plätze und könnten vielleicht mit dem Wort »Altar« bezeichnet werden. Welche Rolle sie im Kult spielten, und welche Handlungen an ihnen vollzogen wurden, ist einstweilen noch nicht ganz klar. Das kleine Podium 96 wird man dagegen als bescheidenen Brandopferaltar ansprechen dürfen.

Wieder anders war Raum K, der Osthof, mit Installationen ausgestattet. An die Westmauer des Hofes war ein

zweiräumiger Schrein angebaut. Dessen östlicher Raum L, eine Art Zella, war zum Hof hin offen; der Eingang des rückwärtigen Raums J lag im Süden. Zwar hat sich vom Schrein der älteren Baustadien nur die Rückwand 44 nebst den Pfostenbasen 91 und 92 erhalten *(Abb. 30)*, doch aus dem in den Grundzügen vollständig vorgefundenen Schrein des jüngsten Baustadiums läßt sich ein gesichertes Bild auch für den älteren Schrein gewinnen *(Abb. 37)*. Zur Zeit des jüngsten Baustadiums war Raum L im Norden, Westen und Süden von Steinmauern umschlossen. An der offenen Ostseite des Raumes L wurden vier eckige Steinplatten gefunden, offenbar Basissteine für Holzpfosten, die das Dach an der zum Hof hin offenen Ostseite abstützten. Das Dach bestand aus Schilf- oder Reisigbündeln, die einem Holzrost auflagen und mit einem Lehmverstrich abgedeckt waren. Im Zerfallschutt fanden sich Reste der Lehmabdeckung, die oben glatt abgestrichen war und in deren Unterseite Reisig- oder Schilfbündelabdrücke sichtbar waren. Die beiden Basissteine 91 und 92 waren noch in Funktion und der Nord- sowie der Südmauer ostwärts vorgelagert. Sie waren mit Lehm ummantelt, über den eine Kalktünche gestrichen war. Weiß getüncht waren auch die Mauern des jüngsten Schreins. In den älteren Baustadien hingegen trug die Ostseite der Mauer 44 auf der weißen Kalktünche eine rote Bemalung. Teile dieses Wandbelages waren, mit der bemalten Seite nach unten, auf den Fußboden herabgestürzt und wurden so aufgefunden. Die farbige Bemalung ist ein Indiz dafür, daß dem Raum L im Bereich des Hofes besondere Bedeutung zukam.

Besondere Bedeutung hatte auch der Rückraum des Schreins, Raum J: Er diente zur Aufnahme unbrauchbar gewordenen Tempelgeräts, insbesondere des zerbrochenen Tongeschirrs. Neben zahllosen Gefäßfragmenten fanden sich hier aber auch etliche Pfeilspitzen, zahlreiche menschengestaltige Silberbleche, silberne Anhänger ähnlich den Goldscheiben Kat. Nr. 90, viele Fritteperlen und mehrere tier- und menschengestaltige Figuren aus gegossener Bronze (Kat. Nr. 110–112).

Etwa in der Mitte des Hofes K, ungefähr im Schnittpunkt der Diagonalen, stand ein 70 cm (7 Ziegellagen) hohes Lehmziegelpodest 70 mit quadratischem Grundriß (1,40 × 1,40 m), an dessen Südseite eine zweistufige Treppe angebaut war. Das Podest stand unmittelbar östlich des

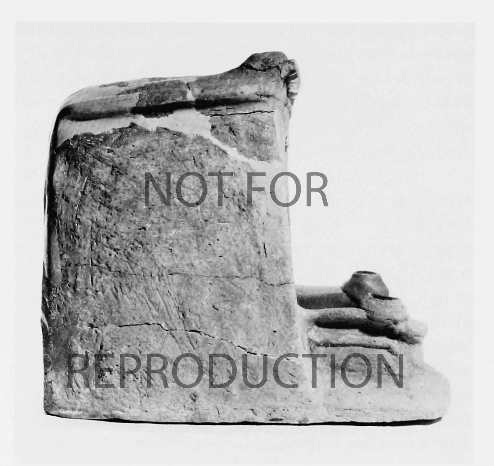
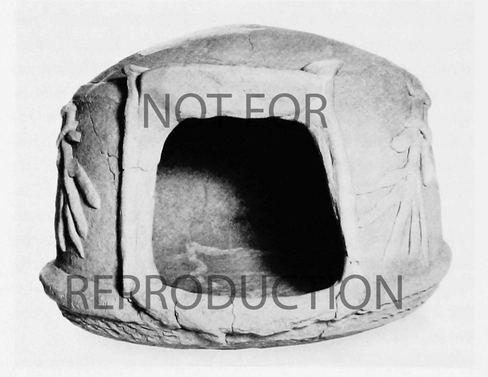


Abb. 38 Tonmodell eines Schreins mit vorgesetzten Säulenbasen; die ursprünglich freistehenden Säulen sind abgebrochen; aus Hof K.

Abb. 39 Tonmodell eines Schreins. Die Säulen links und rechts des Eingangs haben keine tragende Funktion; aus Hof K.



Schreines und war von der Schwelle, die Raum L zum Hof hin abgrenzte, um eine Lehmziegelbreite entfernt. Podest 70 wurde zur Zeit des ältesten Baustadiums errichtet, denn die mit Kalk getünchte Putzschicht des Podestes war auf das Lehmziegelpflaster herabgestrichen. Als später das Lehmziegelpflaster mit einer 10–20 cm starken Lehmschicht abgedeckt wurde, verschwand die unterste Ziegellage des Podestes 70 unter dem Fußboden, die Höhe des Podestes verringerte sich entsprechend. Auf den verbleibenden Teil wurden eine neue Putzschicht und ein neuer Kalkverstrich aufgetragen, die am Fuß des Podestes in den Lehm- und Kalkbelag des jüngeren Fußbodens übergingen. Ein zweites, kleineres Lehmziegelpodest 94 befand sich nördlich des Schreins. Es war jedoch schlecht erhalten und seine genaue Struktur war nicht mehr recht erkennbar.

Im Südosten des Hofes K lag ein ebenerdiger Brandopferplatz 83, analog zum – allerdings größeren – Brandopferplatz des Westhofes. Opferplatz 83 hatte etwa die Form eines sphärischen Quadrates (Ausmaße: 1,60 × 1,60 m) und war ursprünglich von einer Lehmziegeleinfassung begrenzt, die eine Ziegellage hoch und mit Lehm verputzt war. Der Bereich innerhalb der Einfassung war mit feiner weißer Asche, vermischt mit kleinen Knochen, Knochensplittern und Pflanzenkernen etwa 10 cm hoch angefüllt. Als im jüngsten Baustadium das Fußbodenniveau des Hofes erhöht wurde, hat man den Opferplatz mit einer dünnen Lehmschicht sauber abgedeckt und mit einer Steinfassung versehen. Auch innerhalb dieser Steineinfassung war feine weiße Asche angehäuft, und zwar in zwei Schichten, die von einer dünnen Lehmschicht getrennt wurden. Die beiden Lehmabdeckungen und die Lehmziegel des Hofpflasters unterhalb des Brandopferplatzes waren durch die Brandvorgänge bei den Opferhandlungen rot und hart gebrannt. Die jüngste Ascheschicht war oben durch Steine sorgfältig abgedeckt. Die beiden Lehmabdeckungen über den älteren Ascheschichten und die Steinabdeckung über der jüngsten lassen darauf schließen, daß man bemüht war, die Opferasche zu konservieren. Die geringen Dimensionen des Brandopferplatzes 83 schließen Ganzopfer von Kleintieren oder gar Rindern aus. Hier wurden gewiß nur Teile von Tieren verbrannt.

In das Hofpflaster waren die beiden großen Basissteine 72 und 90 so eingelassen, daß sie die Strecke zwischen der Front des Schreins und der Ostgrenze des Hofes ziemlich exakt halbierten. Hauptteil jeder Basis war ein flacher Kalkstein mit geglätteter Oberfläche. Jede Steinplatte lag etwa 10 cm unter dem Pflasterniveau und war mit drei Lagen kopfgroßer Steine kreisförmig umsetzt. Diese waren in eine starke, außen mit Kalk getünchte Lehmpackung gebettet. Offensichtlich dienten die Steinplatten als Basen für runde Holzsäulen, die in Lehm verpackten Steineinfassungen zu deren Halterung *(Abb. 32)*. Bei der Zerstörung des Heiligtums fielen die Säulen nach Nordosten und hinterließen in der Einfassung muldenförmige Abdrücke, in deren Bereich der Lehm durch den Brand der Säulen sekundär gehärtet war.

Zweifellos sind die Basen 72 und 90 zusammen mit dem Hofpflaster verlegt worden, denn Lehmpackung und Kalkverstrich der Steineinfassung waren auf die Ziegelpflasterung herabgestrichen. Die Basen müssen bis zuletzt in Funktion gewesen sein, da die obersten Steinlagen der Steineinfassung schon bei der Freilegung des jüngeren Fußbodens des Tempels T2 in Erscheinung traten.

Die Steinbasen 72 und 90 unterschieden sich in ihrer Struktur sowie in der Art und Weise ihrer Verlegung sowohl von der Basaltbasis 5 in Hof E, als auch von den beiden Steinbasen 91 und 92. Während die Oberfläche der Basaltbasis in Hof E etwa auf gleichem Niveau lag wie die Begehungsfläche des dortigen Pflasters, lag die Oberfläche der beiden Basen 72 und 90 auf der Höhe der Unterkante der Pflasterung in Hof K. Die Oberfläche der Basissteine 91 und 92 lag dagegen höher als die zugehörige Begehungsfläche. Die Basis 5 des Westhofes war an der Oberfläche und an den Seiten geglättet und viel sauberer gearbeitet als die beiden Basissteine 72 und 90 des Osthofes. Während die Oberfläche der Basis 5 eine kreisrunde Begrenzung hatte, verliefen die seitlichen Begrenzungen der beiden Basissteine 72 und 90 unregelmäßig, da sie ja unsichtbar unterhalb des Pflasters lagen. Von einer in Lehm verlegten Steineinfassung, wie bei den beiden Basissteinen 72 und 90, fehlte bei den übrigen Basissteinen des Tempelbezirks jegliche Spur.

Daß die beiden auf den Basissteinen 72 und 90 aufgestellten Säulen ein Dach getragen haben könnten, ist auszuschließen. Also bleibt nur der Schluß auf freistehende Säulen ohne konstruktive Aufgaben. Daß es solche Säu-

len gab, beweist ein Tonmodell eines Tempels, der in Idalion auf Zypern gefunden wurde[6]; ein ähnliches Tempelmodell stammt aus Kāmid el-Lōz selbst[7]. In beiden Fällen stehen frei aufragende Säulen vor dem Eingang zu einem Schrein *(Abb. 38)*. Freistehende Säulen im Zusammenhang mit einem Kultgebäude lassen sofort an den Tempel in Jerusalem denken, an die Säulen Jachin und Boas, die König Salomo vom Phöniker Hiram herstellen und im Tempel aufrichten ließ, den Eingang zur Vorhalle rechts und links flankierend. Aus der Beschreibung der Kapitellform, und aus der Angabe, daß die beiden Säulen aus Bronze gegossen und hohl waren (1 Kön 7, 15–19), läßt sich auf freistehende Säulen schließen. Offenbar orientierte sich Salomo beim Bau seines Tempels an phönikischen Vorbildern, was bei der Beschäftigung phönikischer Baumeister und Kunsthandwerker nicht verwunderlich war.

In der Nordwestecke des Raums M stand das mehrteilige, aus verschiedenfarbigen Lehmpatzen errichtete Podium 85. Vier Phasen ließen sich deutlich unterscheiden. Da Raum M samt der ihn umgebenden Mauern vom Vorgängerbau des Tempels T2, dem Tempel T3, übernommen war, dürften die älteren Phasen des Podiums diesem Bau angehört haben. Mit jedem Umbau war das Podium erweitert worden, von ursprünglich 0,70×0,90 m Seitenlänge auf zuletzt 2,30×1,40 m mit einer 1,90 m langen, 0,70 m breiten Rampe davor. Die kultische Bedeutung des Podiums veranschaulichen einige bemerkenswerte Kleinfunde aus verschiedenen Schichten. Zwei vollständig erhaltene Doppelgefäße, eine Miniaturschale, zwei Fritteanhänger und ein bronzener Fingerring mit graviertem Stein fanden sich auf oder unmittelbar neben dem Podest in seinem jüngsten Zustand, ein Stierkopf aus Ton (Kat. Nr. 105) lag auf dem Podium der vorhergehenden Phase.

Links des Eingangs befand sich das rechteckige Lehmziegelpodest 60. Wie Podest 96 im Kultraum des Westtraktes ist dieses Podest als kleiner Brandopferaltar zu interpretieren, denn die Ziegel waren auf der Oberseite gerötet, und Aschereste waren noch darauf vorhanden. Entlang der Südmauer des Raumes M schließlich lief eine schmale Lehmziegelbank, die auch noch die Mauern 29 und 37 ein Stück weit begleitete.

An der Rückwand des Raumes N, im Blickfeld des Eintretenden, lag eine Kalksteinplatte von 0,30 m Höhe und 1,80×2,20 m Seitenlänge. Sie war in den Fußboden eingelassen und ragte nur 5 cm über die Begehungsfläche auf. Sicher bezeichnete sie einen besonders geheiligten Ort. Davor stand ein niedriges Steinpodest. Es stammte noch aus dem Vorgängerbau, dem Tempel T3, und war ursprünglich ein tischhoher Altar mit einer Stufe davor gewesen. Eingang, Podest und Steinplatte lagen annähernd in einer Achse.

Vor dem Osttrakt des Tempels befand sich ein geschotterter Platz, der sich nach Süden bis zum Palast erstreckt hat. Komplizierter, aber auch interessanter, war der Befund vor dem Westtrakt. An einer Lehmziegelschwelle – in Wirklichkeit eine in Fußbodenniveau gekappte ältere Mauer – begann ein gemauerter Kanal, dessen Gefälle entgegen der allgemeinen Hangneigung verlief. Der Kanal mündete schon nach wenigen Metern in ein Bassin mit trocken ausgemauerter Wandung, das bis zur Sohle fast zwei Meter tief war! Scheinbar für die Aufnahme großer



Abb. 40 Ägyptische Fayenceschale mit Lotosblüten- und Fischdekor aus Tempel T1.



Wassermengen errichtet, war es doch nie wirklich gefüllt gewesen. Das läßt sich aus den spärlichen Sedimenten, die gerade den Boden des Beckens bedeckt haben, zweifelsfrei erschließen. Sicher hatte das Bassin kultische Funktion. Zu offensichtlich sind die Parallelen zum Tempelbezirk von Byblos (»Etang sacré«). Auch die Verbindung mit dem »ehernen Meer« im salomonischen Tempel ist nicht zu weit hergeholt, wenn man dessen Durchmesser von ca. 5 m und seine Tiefe von über 2 m bedenkt (1 Kön 7, 23–26).

Die Grundstruktur der Tempelanlage ist bestimmt durch die beiden Höfe E und K, um die herum Räume gelagert sind; um den Hof K im Osten und Süden, um den Hof E im Süden und Westen. Der Zugang zu den Höfen erfolgt jeweils über einen Kultraum, der Zugang zum Hof K von Osten her über Raum N, der Zugang zum Hof E durch den südlich vorgelagerten Raum F. An der Südseite des Hofes K lag Kultraum M, der keine Verbindung zu Hof K hatte, sondern von Osten zugänglich war. Die drei genannten Räume sind durch charakteristische Installationen als Kulträume ausgewiesen, Raum N durch Steinplatte 8, Raum M durch Lehmziegelpodest 85, Raum F durch Lehmziegelpodest 95, in dessen Umkreis »Räucherständer« zutage kamen. Von den Räumen westlich des Hofes E diente der am weitesten nördlich gelegene Raum A als Kultraum, wie aus einem E-förmigen Lehmziegelaltar und aus dem dort gefundenen Opfermesser ersichtlich wird. Nicht nur in den genannten Räumen, sondern auch im Bereich der Höfe E und K wurden Kulthandlungen vollzogen. Die Lehmziegelbecken 3 und 4 im Westhof und ein großes Steingefäß im Osthof dienten aller Wahrscheinlichkeit nach rituellen Waschungen. Auf Libationen weisen das Libationsbecken 2 im Hof E und die dort gefundenen Libationsgefäße, sowie die im Hof K gefundenen Rhyta *(Abb. 41, 42)*. Die ebenerdigen Brandopferplätze 6 und 83 zeigen, daß Brandopfer in beiden Höfen dargebracht wurden. Auch Rauchopfer gehören zu den Kulthandlungen, die in beiden Höfen vorgenommen wurden.

In der räumlichen Organisation, in der Verwendung von Baumaterialien und in der Anordnung der kultischen Einrichtung zeigt sich in den einzelnen Kultbezirken bemerkenswerte Vielfalt und Vielgestaltigkeit. Unterschiedlich ist etwa die Lage gleichartiger Installationen im Raum, wie die Brandopferplätze 1, 6 und 83 erkennen lassen. Sie haben auch verschiedene Gestalt und sind



◁◁ Abb. 41 Mykenisches Spitzrhyton mit Pflanzenmuster aus Hof K.

◁ Abb. 42 Mykenisches Spitzrhyton mit Oktopusmuster aus Hof K.

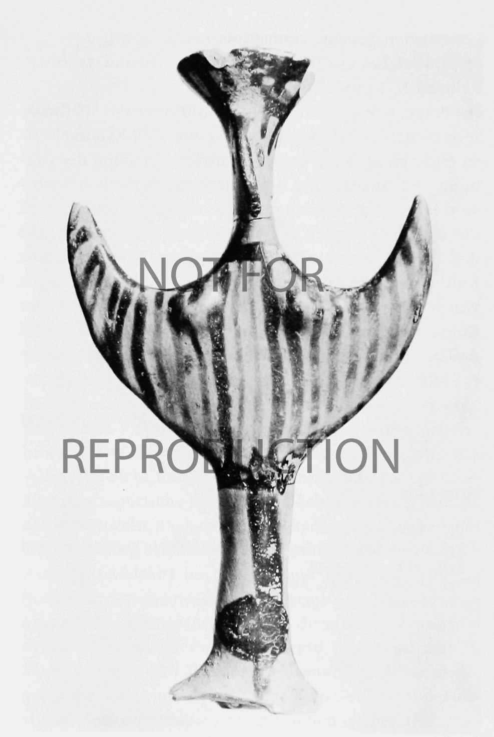


Abb. 43 Mykenisches Idol aus Tempel T1.

verschieden gebaut, einmal aus Lehmziegeln, dann aus Stein. Gleiches gilt für die Podeste 70, 85 und 95 in den Räumen K, M und F.
Die Frage, wie diese Vielfalt der Kulträume des spätbronzezeitlichen Tempelkomplexes T2 von Tell Kāmid el-Lōz zu erklären ist, kann beim gegenwärtigen Stand der Grabung und Auswertung noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Es wäre denkbar, daß der westliche und der östliche Komplex je einer Gottheit geweiht war und daß in den verschiedenen Kulträumen je verschiedene Kulthandlungen, die dieser Gottheit galten, vollzogen wurden. Es wäre aber auch möglich, daß die Vielzahl der Kulträume einer Vielzahl von Gottheiten entsprach und daß in jedem der verschiedenen Räume jeweils eine andere Gottheit verehrt wurde.

Martin Metzger

Anmerkungen

[1] Vgl. M. Metzger 1972.
[2] Vgl. M. Metzger 1977. S.a. Bulletin du Musée de Beyrouth 30, 1978, 41 ff., Abb. 2 und 9–19.
[3] Vgl. M. Metzger 1980, Abb. 6.
[4] Zur Wortbedeutung vgl. M. Metzger 1980, Anm. 15.
[5] Vgl. die Darstellung auf einer Stele aus Ras Shamra (Ugarit) in: Syria 14, 1933, Taf. 16. Dort steht ein Adorant auf einem Podest, das einer Säulenbasis gleicht.
[6] G. Perrot u. C. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité 3, Paris 1885, 227 u. Abb. 208 = H. Gressmann, Altorientalische Bilder zum Alten Testament, Berlin u. Leipzig 1927, Abb. 523.
[7] Vgl. R. Miron, Die Kleinfunde aus dem Bereich des »spätbronzezeitlichen« Heiligtums, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 31–35 u. Taf. 2.

Bibliographie

M. Metzger 1972 — Der spätbronzezeitliche Tempel von Kāmid el-Lōz, in: Supplementum Vetus Testamentum 22, 1972, 155–173 (heute in vielem überholt).

M. Metzger 1977 — Zehn Jahre Ausgrabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz, Libanon (1964–1974), in: Christiana Albertina. Forschungsbericht und Halbjahresschrift der Universität Kiel N.F. 6, 1977, 5–40.

M. Metzger 1980 — Die Ausgrabungen im »spätbronzezeitlichen« Tempelbereich bis zum Jahre 1970, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1968–70 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980, 21–35.

M. Metzger 1982 — Arbeiten im Bereich des »spätbronzezeitlichen« Heiligtums, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 17–29.

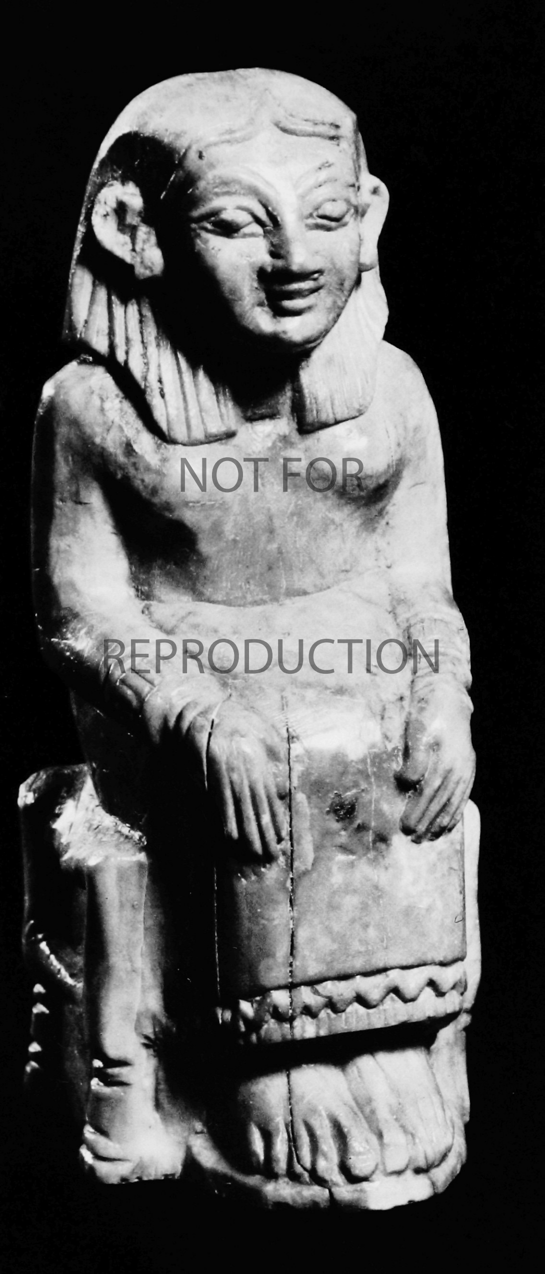
R. Slotta 1980 — Die Deponierungen im »spätbronzezeitlichen« Tempel, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1968–70 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980, 37–61.

Frühe phönikische Elfenbeine

Obwohl man heute niemandem mehr zu erklären braucht, was phönikische Elfenbeine sind, scheinen ein paar Worte zu den Elfenbeinen aus Kāmid el-Lōz angebracht. Denn nur wenige europäische Museen besitzen überhaupt phönikische Elfenbeinarbeiten in größerer Zahl, und dann überwiegend Werke, die erst im letzten Jahrtausend vor Christi Geburt entstanden sind. Wer eine der hier gezeigten qualitativ vergleichbare Kollektion älterer phönikischer Elfenbeinarbeiten im Original sehen will, muß normalerweise eine Reise durch mehrere Museen Europas, Amerikas und des Nahen Ostens machen.

Seit den bahnbrechenden Arbeiten von Dussaud 1949 und Decamps-de Mertzenfeld 1954 gehört der Begriff »Phönikische Elfenbeine« international zum wissenschaftlichen Sprachschatz. Schon Dussaud hatte die überragende Bedeutung der Elfenbeinarbeiten für die Kunstgeschichte nicht nur der Phöniker erkannt. »Durch ihre Anzahl, ihre Vielfalt, auch ihre Qualität würden die im Lande Kanaan entdeckten Elfenbeine genügen, die phönikische Kunst des 2. Jahrtausends und der darauffolgenden Jahrhunderte zu definieren und ihren hohen Rang zu bestimmen«, schrieb der französische Gelehrte[1]. Damit entschied er für sich die lange umstrittene Frage nach der »Nationalität« jener kunstvoll geschnitzten Schmuckstücke, Toilettengegenstände, Amulette, Menschen- und Tierfiguren, die man neben zahlreichen reliefierten oder gravierten Intarsien in Tell ed-Duweir (Lachish) und Tell el-Mutesellim (Megiddo), in Arslan-Tash (Ḫadâtu) und Sebaste (Samaria) in größerer Menge gefunden hatte. Was – so die doppelte Frage – berechtigte Dussaud, diese Werke als »phönikisch« zu interpretieren, und was veranlaßt uns, die Elfenbeingerätschaften und -figuren aus Kāmid el-Lōz (Kumidi) als »frühe phönikische Elfenbeine« zu bezeichnen? Die darin enthaltene Frage: »Wer waren die Phöniker?« ist in zwei Sätzen oder gar nicht zu beantworten. In zwei Sätzen würde die Antwort etwa lauten: Als Phöniker bezeichnen wir mit einem griechischen Wort[2] diejenigen Bewohner der Levante, die sich selbst vielleicht Kanaaniter genannt haben. Sie sprachen eine westsemitische Sprache und schrieben eine von ihnen entwickelte Buchstabenschrift, die phönikische[3]. Für die Zuweisung bestimmter, von Lachish im Süden bis Tell Atchana (Alalakh) im Norden und später bis Nimrud (Kalḫu) im Osten und Tell el-Mukayyar (Ur) im Südosten verbreiteter Elfenbeinarbeiten an diese Bevölkerung gibt es in der Hauptsache zwei Argumente. Erstens stammt die Masse vor allem der älteren Stücke aus den Städten an der syrischen Küste und dem küstennahen Gebirgssaum Palästinas, dem mutmaßlich phönikischen Gebiet also. Hier sind Saida (Sidon), Jbeil (Byblos), Minet el-Beida und Ras Shamra (Ugarit), Lachish und Megiddo zu nennen. Im verkehrsgünstigen Hinterland, dem Jordangraben und der Biqāʿ, liegen Tell el-Ḥosn (Beth Shan), Tell Wakkās (Hazor) und Kāmid el-Lōz. Und zweitens tragen etliche jüngere Arbeiten, Intarsien für Möbel zumeist, auf der Rückseite Versatzmarken, Besitzer-, Hersteller- und Weiheinschriften. Obwohl weit außerhalb des phönikischen Gebiets gefunden, bestehen diese Zeichen und Inschriften durchweg aus phönikischen Buchstaben! Schon Mitte des 19. Jahrhunderts hat der französische Gelehrte Charles Lenormand daraus den Schluß auf phönikische Herkunft dieser Stücke gezogen[4].

Stilistisch wie motivisch ist eine Abhängigkeit der phönikischen Elfenbeinarbeiten von ägyptischen Vorbildern



nicht zu leugnen und von der Forschung immer wieder betont worden. Aber man würde dieser Kunst Unrecht tun, wenn man nur darauf sehen wollte, was sie an fremden Anregungen aufgegriffen hat. Es gilt zu erkennen, wo sie über die Vorbilder hinausgegangen ist, wo Ausdrucksmöglichkeiten wahrgenommen wurden, die die ägyptischen Künstler ignoriert haben. Gerade dazu bieten die Elfenbeinfiguren von Kāmid el-Lōz reichlich Gelegenheit.

Die Eigenart phönikischer Kunst läßt sich am leichtesten an einer Elfenbeinstatuette aufzeigen, die schon 1964 in Kāmid el-Lōz gefunden wurde. Sie stammt aus einer Auffüllschicht, die beim Bau eines Tempels angeschüttet wurde. Nicht weit davon fanden sich in einem Tongefäß mehrere Weihegaben. Demnach darf die Figur vielleicht auch als Gründungsopfer angesehen werden[5].

Auf vierbeinigem Schemel mit geschnitzten oder gedrechselten Füßen sitzt in aufrechter Haltung eine Person, deren weiche, rundliche Gestalt spontan an eine Frauenfigur denken läßt *(Abb. 44)*. Sie trägt ein glattes, bis zu den Knöcheln reichendes Obergewand, ein in Kerbschnittmanier angebrachtes Zickzackband scheint den gefransten Saum darzustellen; darunter kommt der Rand eines fein gefälteten Untergewands zum Vorschein. Wie der untere Abschluß des Gewandes scheinen auch Ärmelabschlüsse deutlich angegeben. So könnte man jedenfalls die breiten, zwischen zwei umlaufenden Leisten längsgerippte Wülste knapp über dem Handgelenk durchaus plausibel deuten. Dagegen befremdet, weder am Hals noch im Nacken Andeutungen eines Gewandabschlusses zu finden. Das Gesicht der Figur ist rund, ein sanftes Lächeln unterstreicht die Weichheit der Züge. Im Gegensatz dazu steht allerdings der fast hochmütige Schwung der Augenbrauen. (Die eckigen Augäpfel und die etwas grob geformten Ohren zeigen, wo der Künstler an die Grenzen seiner Darstellungsmöglichkeiten gestoßen ist.) Die Frisur liegt eng am Kopf. Außer einem Mittelscheitel und einer Randleiste sind zunächst keine Einzelheiten angegeben. Erst wo das Haar hinter den Ohren auf die Schulter herabfällt, teilt es sich in parallele Strähnen.

Vieles an der nur sieben Zentimeter hohen Figur weist auf

Abb. 44 Elfenbeinfigur aus dem Tempelbereich.

Ägypten – von der eine ägyptische Kopfbedeckung imitierenden Haartracht über die hochgeschwungenen, plastisch vortretenden Augenbrauen und die Wölbung der Brust bis hin zum Motiv der Sitzfigur mit auf den Oberschenkeln ruhenden Unterarmen. Aber ebenso vieles an der Figur ist der ägyptischen Kunst fremd, manches auch an ihr, das ebensogut anderswo im Vorderen Orient vorkommt.

So gibt es exakt denselben Hockertyp auf einem Terrakottarelief aus Warka (Urūk)[6]; zottige Gewandsäume sind ebenfalls eher im Zweistromland anzutreffen als am Nil[7]. Doch reichen diese Anhaltspunkte keineswegs, einen Einfluß aus dieser Richtung geltend zu machen. In dem, worin diese Figur unägyptisch ist, spricht sich phönikischer Stil aus.

Die runde, volle Gesichtsform, der leichte Anflug eines Doppelkinns, der Moment des Lächelns vergegenwärtigen die dargestellte Person nicht als entrücktes Idealbild, sondern als lebenserfülltes Individuum. Leben regt sich noch in den kleinsten Details; darin etwa, wie sich die bloßen Zehen haltsuchend in den Boden krümmen, und wie davon die Sehnen auf dem Fußrücken plastisch hervortreten. Das ist nicht die starre, ehrfurchtgebietende Haltung ägyptischer Götter und Pharaonen, sondern natürliche Lebendigkeit. Diese Lebendigkeit des Augenblicks ist auch in der Handhaltung eingefangen. So entspannt, wie die Hände dieser Figur sich um die Knie legen, hätte ein ägyptischer Künstler das wohl kaum dargestellt. Die Natürlichkeit der Geste hätte seinem Hang zur Stilisierung der Person widersprochen. Aber ist die Geste denn so natürlich, wie sie wirkt? Wer versucht, aufrecht sitzend die Oberarme senkrecht herabhängen zu lassen und die Unterarme auf die Oberschenkel zu legen, wird mit den Händen nicht weiter als bis zur Mitte des Oberschenkels reichen, keinesfalls bis zum Knie und schon gar nicht dieses zu umfassen vermögen. Die so natürlich wirkende Haltung der Figur kann also keineswegs beobachtet sein, sie ist Ergebnis einer Stilisierung – nur geht diese in andere Richtung als in der ägyptischen Kunst! Nicht Hoheit und Ferne, sondern lebendige Nähe des dargestellten Wesens ist ihr Ziel. Nicht einem Idealbild, sondern der Gestalt eines Individuums sieht sich der Betrachter gegenübergestellt.

Trotzdem dürfte zumindestens dem modernen Betrachter ein Urteil darüber schwerfallen, wen er vor sich hat. Schon die Frage »Mann oder Frau?« ist nicht so einfach zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheint. Physiognomie und Körperbau deuten zwar stark auf eine Frau, die Haartracht indes wäre für eine Frau ungewöhnlich. Nicht ungewöhnlich dagegen wäre das Gewand – wenn, ja wenn es tatsächlich ein langes Gewand wäre! Das ist aber offenbar nicht der Fall. Auf das Fehlen eines Halssaums wurde schon hingewiesen. Vorhanden ist jedoch eine eingeritzte Linie quer über den Leib, etwa in Hüfthöhe. Von der Seite und von hinten zeigt sich statt der einfachen Ritzlinie deutlich ein plastisch herausgearbeiteter Absatz. Damit ist klar, daß die Figur nur einen Hüftrock trägt, der Oberkörper aber unbekleidet ist; die Wülste an den Handgelenken müssen Armbänder darstellen. Eine solche Tracht – mit freiem Oberkörper – wäre für eine Frau doch sehr befremdlich. Haar- und Gewandtracht legen also entgegen dem ersten Eindruck nahe, in der dargestellten Person einen Mann zu sehen. Daß die gewölbte Brust dem nicht widerspricht, zeigen entsprechend gestaltete Männerkörper in der ägyptischen[8] und der mesopotamischen[9] Kunst. Viel weiter läßt sich die dargestellte Person jedoch nicht identifizieren. Allenfalls könnte das Fehlen von Götterattributen noch den Schluß auf eine irdische Person zulassen. Dann aber verlöre man sich schnell in Spekulation.

Die Figur gelangte in einem späteren Abschnitt der Spätbronzezeit in die Erde. Das ist stratigraphisch gesichert. In Zahlen ausgedrückt, käme vielleicht die Zeit um 1300 v. Chr. in Betracht. Wie alt die Figur damals war, läßt sich natürlich nicht sagen. Stilistisch stehen ihr zwei Ebenholzfigürchen im Roemer-Pelizäus-Museum Hildesheim nahe, deren Fundort nicht sicher bekannt ist und die als Darstellungen Amenophis' III. und seiner Gemahlin Teje gelten[10]. Sie werden plausibel in die zweite Hälfte der Regierungszeit dieses Pharao (1390–1352 v. Chr.) datiert. Ebenfalls gut vergleichbar ist das Elfenbeinfigürchen eines hockenden Knaben aus Byblos, gefunden im Tempel der Ba'alat Gebal[11]. Vor allem gewölbte Brust und Handhaltung stimmen mit der Figur aus Kāmid el-Lōz überein. Außerdem ist in den Schädel der giblitischen Figur eine bronzene Aufhängeöse eingelassen. Auch die Figur aus Kāmid el-Lōz weist eine entsprechende Bohrung im Schädel auf!

Offenbar war es die ägyptische Kunst der Vor-Amarnazeit, welche im phönikischen Raum den Anstoß zur Entwicklung eines Stils gab, dessen Eigenart an Elfenbeinarbeiten wie der Sitzfigur aus Kāmid el-Lōz besonders deutlich wird: Der Dargestellte wird als Individuum in einem ganz bestimmten Augenblick seines natürlichen Lebens aufgefaßt. Diese Auffassung ist den Kulturen Ägyptens und auch Mesopotamiens fremd. Von dem Zwang, das Menschenbild in eine Sphäre höheren Seins zu rücken, hatte sich die ägyptische Kunst nur in einer einzigen, kurzen Epoche ihrer Geschichte befreien können: Allein im Alten Reich, in Werken der 5. und 6. Dynastie, kommt es zur Darstellung so unmittelbarer, augenblickhafter Lebendigkeit, wie sie sich in der Statuette von Kāmid el-Lōz so trefflich ausdrückt.

Ebenfalls nicht unbedeutende Beispiele dieser Kunst fanden sich im Palast von Kāmid el-Lōz. Ihr hohes Alter ist nicht zu bezweifeln, denn dieser Palast (P5) wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach, mitsamt seinem Inventar zerstört, ehe Mitte des 14. Jh. v. Chr. die ägyptischen Könige ihren Regierungssitz von Theben nach Tell el-Amarna (Akhetaton) verlegten: Briefe der von Amarna aus geführten Korrespondenz des Pharao mit seinen asiatischen Vasallen (s. S. 40ff.) fanden sich erst in dem nachfolgenden Palast (P4). Demnach läßt sich abschätzen, daß sämtliche hier ausgestellten Elfenbeinarbeiten spätestens im zweiten Viertel des 14. Jh. v. Chr. in die Erde gekommen sein dürften.

Von den zahlreichen Gegenständen ohne Dekor oder mit einfacher Ritzverzierung soll nicht weiter die Rede sein; auch nicht von den beiden Spielkästen, die J.-W. Meyer ausführlich behandelt hat (s. S. 101ff.). Gegenstand der folgenden Zeilen sind die plastisch verzierten Gerätschaften, Tier- und Menschenfiguren.

Unter den Gerätschaften sind an erster Stelle die Pyxiden in Form einer Ente zu nennen (Kat. Nr. 8–10). Sie dienten höchstwahrscheinlich zum Aufbewahren von Kosmetika. Etliche solcher entengestaltiger Schminkbüchsen sind entlang des syrisch-palästinensischen Küstenstreifens, von Lachish und Megiddo über Sidon und Ugarit bis Alalakh gefunden worden[11]. Selbst auf dem griechischen Festland, in Mykene, ist ein Exemplar aufgetaucht[12]. In Ägypten dagegen scheinen solche Gefäße seltener gewesen zu sein. Als kostbares Neujahrsgeschenk an den Pharao ist ein Entengefäß aus unbekanntem Material auf einem thebanischen Wandgemälde dargestellt[13]. Entsprechende Behälter aus Ägypten sind meist aus Holz und haben gedrungenere Form. Eine ganz ähnliche Schale aus Bergkristall stammt wieder aus Mykene[14].

Aus dem gesamten Fundbestand der Gattung sind die elfenbeinernen Gefäße aus Kāmid el-Lōz zweifach herauszuheben. Erstens läßt sich ohne Übertreibung feststellen, daß die Entendose Kat. Nr. 8 das bisher bei weitem eleganteste Exemplar ist. In schönem Schwung löst sich der Hals vom Körper, in einem gleitenden Gegenschwung folgt der gestreckte Kopf, und der lang ausgezogene, am Ende sanft nach unten gebogene Schnabel führt den Schwung in einer feinen Wellenbewegung zum Körper zurück. Um das zu ermöglichen, hat sich der Künstler nicht gescheut, den Schnabel ganz unnatürlich lang zu gestalten. Und zweitens bestätigt das Gefäß Kat. Nr. 9 die genannte Darstellung des Gefäßtyps auf dem thebanischen Grabgemälde. Dort ist auf dem Deckel eine Jungente dargestellt, allerdings in Form der Hieroglyphe $\underline{t}^{3}$. Deckel und Jungtier des Gefäßes Kat. Nr. 9 sind nun in Kāmid el-Lōz so zusammen gefunden worden. (Die übrigen Jungentenfigürchen sind einzeln gefunden und den Deckeln nachträglich wieder aufmontiert worden.) Außerdem zeigen die Gefäße aus Kāmid el-Lōz, was die strenge Profildarstellung auf dem ägyptischen Gemälde nicht zu zeigen vermochte: es konnten zwei, ja drei Jungtiere auf dem Rücken der Mutter Platz finden! Die schnabelreckenden Jungenten geben der Kopfhaltung des Muttertieres erst ihren Sinn: Die Rückwärtswendung ist Hinwendung zu den Jungen, Antwort auf deren Schrei nach Futter[15]. Wieder ist eine Augenblickssituation dargestellt, allerdings in einer viel mehr kunstgewerblichen Art als bei der besprochenen Statuette.

Neben den Schminktöpfen zieren rückwärts gewandte Entenköpfe auch drei Beinnadeln (Kat. Nr. 14–16). Es ist interessant, die bei aller Schematisierung unterschiedliche, d. h. individuelle Kopfbildung zu sehen.

Zu den figürlich verzierten Gerätschaften gehört schließlich noch das Griffende in Form eines Akrobaten Kat. Nr. 2, wahrscheinlich von einem Löffelstiel. Eine elfenbeinerne Löffelschale (Kat. Nr. 22) wurde separat gefunden, der Zusammenhang ist nicht sicher. Geräte mit anthropomorphem Griffende wären für Ägypten nicht ungewöhn-



Pyxis aus Elfenbein Kat. Nr. 8 (s. S. 119).

lich[16]. Auch auf den ersten Blick ähnliche Darstellungen von Akrobatinnen kommen als Relief oder Malerei vor[17]. Die ungewöhnliche Bauchlage der Figur findet ihre Parallelen indes in Funden aus Megiddo und Byblos[18]. Und ganz einzigartig ist die Biegung des Leibes bis zu dem Punkt, daß die Füße den Kopf berühren.
Körper und Gliedmaßen der Figur sind außergewöhnlich schlank, der Kopf ist im Vergleich dazu groß und schwer. Gesicht und Haupthaar sind plastisch voneinander abgesetzt, die Haare sind als geschlossene Masse mit glatter Oberfläche dargestellt. Die spitze Nase, der schmale, leicht herabgezogene Mund und das kleine Kinn sind trotz der Winzigkeit der Figur präzise und ausdrucksvoll. Dagegen wirken Augen und Augenbrauen unfertig, bossenhaft. Die entlang des Augenbrauenbogens eingegrabene Furche könnte für eine verlorengegangene Einlage aus anderem Material gedient haben, was den Oberflächenzustand dieser Gesichtspartie erklären würde. Die Figur

trägt einen dreiteiligen ägyptischen Schurz, der – entgegen der Schwerkraft – eng am Körper anliegt. Über dem Schurz ist als einzige Detailform der Bauchnabel angegeben. Sonst sind keine Einzelheiten dargestellt, die Körperoberfläche ist glatt, absatzlos geht der Leib in die Glieder über. Es ist keine Muskulatur angegeben, welche die Bewegung der Figur verständlich machen würde. Deshalb bleibt diese Bewegung ohne Dynamik. Sie ist elegant und gespannt, sicher, aber in diesem zügigen Schwung, der von den ausgestreckten Händen über den Körper zu Knien und Kopf führt, drückt sich jene eher kunstgewerbliche Ästhetik aus, die bei der beschriebenen Entendose zu beobachten war. Und in dem Formelhaften der Darstellung, im Regungslosen der Bewegung, offenbart sich die Nähe ägyptischen Kunsthandwerks.

Zu den von Ägypten beeinflußten Arbeiten phönikischer Elfenbeinschnitzer gehören auch jene Tierfiguren, wie sie vor allem in Palästina gefunden wurden. Da gibt es aus Lachish Ganzfiguren von Rind und Katze, dazu mehrere Cervidenköpfe; aus Megiddo stammen Löwen- und Bovidenfiguren neben einem Stierkopf; unter den jüngeren Elfenbeinen aus Samaria sind mehrere zusammengehörige Löwenfiguren und eine vollplastische Uräusfigur[19]. Die zahllosen Tierfigürchen aus dem Obeliskentempel von Byblos sind dagegen aus Fayence und daher nur im Hinblick auf die Motive vergleichbar[20]. Zu den bisher bekannten Elfenbeinfiguren kommen nun aus Kāmid el-Lōz die Figur eines Cerviden (Kat. Nr. 3) und – ganz überraschend – einer Heuschrecke hinzu. Die erste Figur zeigt einen jungen Rehbock oder Hirsch, wie er gerade im Begriff ist, sich zu erheben. Der rechte Vorderlauf ist ausgestreckt, der präzise ausgearbeitete Huf berührt noch nicht wieder die Erde. Vom nach hinten geworfenen Kopf mit aufgerissenem Maul steht ein Paar spitzer Ohren ab. (Das linke ist verloren.) Der linke Vorderlauf liegt noch in Ruhestellung unter dem Körper, und von den Hinterläufen ist nur der rechte ganz summarisch dargestellt, denn auf dem linken liegt der etwas zur Seite geschobene Hinterleib des Tieres.

Das Motiv des halb auf der Seite ruhenden Tiers mit einem angewinkelt vorgestreckten Vorderlauf ist unter den Figuren aus Byblos ganz geläufig, doch handelt es sich dort ausnahmslos um Boviden. Auch ist der Kopf dieser Figuren stets zur Seite gewandt[21]. Für den Kopf der Figur aus Kāmid el-Lōz finden sich Parallelen in Lachish[22]. In der Durchbildung physiognomischer Details ist die Arbeit aus Kāmid el-Lōz weniger anspruchsvoll, doch zeigt auch sie das dargestellte Wesen in einem ganz bestimmten Augenblick seines natürlichen Lebens. Allerdings ist die Bewegung, in der das Tier begriffen ist, nur als Summe von Oberflächenphänomenen erfaßt: der ausgestreckte Vorderlauf, der erhobene Kopf, der geöffnete Mund, die den Oberschenkel des rechten Hinterlaufs wiedergebende Wölbung. Was fehlt, ist der organische Zusammenhang zwischen diesen Einzelbeobachtungen. Was den Körper des Tiers von innen her bewegt, ist dem Künstler verborgen geblieben.

Die vielleicht verblüffendste unter den bisher bekanntgewordenen Tierfiguren im phönikischen Stil ist die etwa lebensgroße Skulptur einer Heuschrecke (Kat. Nr. 4). Die Figur hat kaum Volumen, ist eher ein »zweiseitiges Relief« als eine Plastik. Die Darstellung ist auf das Wesentliche reduziert und deshalb so eindringlich. Als entferntes Vergleichsbeispiel zu dieser Figur kann man nur einige Heuschreckenamulette aus Ägypten heranziehen, die durch Inschrift in die Zeit von Thutmosis III. (1479–1426 v. Chr.) bis Amenophis II. (1426–1400 v. Chr.) datiert sind[23].

Zu den eindrucksvollsten Zeugnissen phönikischer Elfenbeinskulptur gehören jene Gesichtsdarstellungen, wie sie aus Beth Shan, Lachish und Megiddo bekannt sind[24]. Ihre Funktion ist noch ungeklärt. Einige werden Bruchstücke rundplastischer Figuren sein – so auch das Elfenbeinköpfchen Kat. Nr. 7. Andere, deren flache Rückseite nur rauh gesägt und ansonsten unbearbeitet ist, waren wohl reliefartig irgendwo aufgeklebt. Dazu gehören die beiden Gesichter Kat. Nr. 5 und 6.

Das schön modellierte Gesicht Kat. Nr. 7 ist aus mehreren Fragmenten zusammengesetzt. Der rückwärtige Teil des Kopfes ist wohl abgebrochen. Über der Stirn ist das Köpfchen dagegen glatt abgeschnitten – ein Zeichen, daß das Haar nicht aus demselben Stück Zahn mitskulptiert war. Auch der Hals ist nicht etwa abgebrochen, sondern glatt abgedreht. Er wird in einen hohlen Körper eingezapft gewesen sein. Trotz empfindlicher Zerstörungen, vor al-

Figürlicher Griff aus Elfenbein Kat. Nr. 2 (s. S. 114). ▷



lem der rechten Gesichtshälfte, ist die außerordentliche Qualität der Darstellung nicht zu übersehen. Das zarte Relief der Augenbrauen, die sanfte Wölbung des Augapfels unter den Lidern, der fein gezeichnete Mund mit den schön geschwungenen Lippen lassen nicht nur genaue Naturbeobachtung, sondern auch Sinn für die Schönheit des menschlichen Antlitzes erkennen. Es gehört zum archaischen Stil dieser Skulptur, konkave Flächen zu vermeiden, das Gesicht aus aneinanderstoßenden, konvex gewölbten Flächen aufzubauen. Selbst im Bereich der Nasenwurzel ist im Grunde so verfahren. Nicht zuletzt diesem Formprinzip verdankt das Gesicht seine klare, erhabene Schönheit.

Zweifellos handelt es sich um das Gesicht einer Frau. Das schmale Kinn, die schmalen Wangen lassen keine andere Deutung zu. Wer dennoch zweifelt, den wird das Profil mit der leicht fliehenden Stirn, dem in gleichem Winkel ansteigenden Nasenrücken und der zurückweichenden Mundpartie mit dem kleinen Kinn überzeugen. Die nächste Parallele dazu bilden vier Reliefköpfe aus Megiddo, die durch Hathorfrisur als Darstellung einer weiblichen Gottheit gesichert sind.

Das Gesicht Kat. Nr. 5 ist nur eine flache Scheibe, auf einer Seite reliefiert. Der Umriß ist schildförmig, weder Hals noch Schädel sind vorhanden. Die stereometrische Grundform spricht stärker mit und verleiht dem Gesicht etwas Maskenhaftes. Daran ändert auch die kräftigere Modellierung des Kinns nichts. In die Augen scheinen ursprünglich Pupillen gemalt gewesen zu sein. Die Nasenlöcher sind mit einem Bohrer angefertigt. Offenbar handelt es sich um eine tüchtige, aber nicht erstrangige Darstellung eines Männergesichts.

Als Ungeschicklichkeit könnte man das Gesicht Kat. Nr. 6 ansehen, wenn es nicht überzeugende Beweise gäbe, daß seine Mißgestalt in der Absicht des Künstlers lag. Zunächst ist da die Diskrepanz zwischen offensichtlicher handwerklicher Perfektion, wie sie sich in meisterlicher Oberflächenbehandlung verrät, und der anscheinend »ungekonnten« Wiedergabe des Gesichts: verschieden starke Gesichtshälften, Mund nach links, Nase nach rechts verzogen, vorquellende Augen, die konturlos in ihrer Umgebung verschwimmen. Daß dies jedoch kein Versagen des Künstlers vor der Aufgabe naturgetreuer Darstellung eines normalen Gesichts, sondern drastische Schilderung eines pathologischen Befunds ist, läßt sich wohl erweisen. Denn es gibt Gesichtsdarstellungen aus Beth Shan und Lachish, die dasselbe teils weniger gekonnt, teils weniger eindringlich[25] wiedergeben. Immer handelt es sich um die Darstellung von Blindheit, verbunden mit einer Verzerrung der Gesichtszüge. Die Streuung der Funde von Lachish bis Kāmid el-Lōz macht die Darstellung eines Individuums unwahrscheinlich – es sei denn, ein weit bekanntes Individuum wäre gemeint. Wahrscheinlicher ist wohl die Annahme, es sei ein Typ dargestellt, vielleicht eine mythologische Figur. Aber auch dies ist keineswegs sicher, wie die noch nicht behandelte Statuette Kat. Nr. 1 zeigt.

Die knapp siebeneinhalb Zentimeter hohe Figur stellt eine musizierende Person dar, und zwar eine lyraspielende Frau. Musikantinnen sind in der Kunst des Alten Orients öfters dargestellt worden, zumeist in kleinen Gruppen. Ein Elfenbeinrelief auf einer Büchse aus Nimrud zeigt zwei Flötenspielerinnen, eine Frau mit Tamburin und zwei Leierspielerinnen[26]. Die Elfenbeinfigur einer knieenden Frau mit Tamburin aus Ugarit war noch unlängst in Deutschland zu sehen[27]. In ähnlichen Zusammenhang dürfte auch die Figur aus Kāmid el-Lōz gehören.

Sie steht in aufrechter Haltung da, die Füße dicht beieinander, der Körper von einem knöchellangen Gewand eng umschlungen. Ärmel sind nicht angegeben, wie überhaupt der formale Aufwand zur Darstellung des Körpers auf das Äußerste reduziert ist. Außer den angewinkelten Armen sind keine Einzelheiten wiedergegeben. Die Hände halten waagerecht vor dem Leib eine Lyra. Doch sie halten nicht wirklich: Rechte wie linke Hand greifen in die fünf Saiten des Instruments, das offenbar zwischen Körper und linkem Oberarm eingeklemmt ist. Das ist aber nicht dargestellt. Vielmehr sind Leib und Lyra auf eine Ebene gepreßt, einander durchdringend und miteinander verschmelzend: Der eckige Absatz am Rücken der Figur kann unmöglich das Gesäß darstellen, sondern nur den unteren Rand des Resonanzkastens. Das Instrument ist offenbar die aus zahlreichen Abbildungen bekannte Variante der symmetrischen Lyra mit eckigem Klangkasten, wie sie beispielsweise auf einer gravierten Elfenbeinplatte aus Megiddo von einer Frau vor dem Herrscher gespielt wird[28].



Gesicht aus Elfenbein Kat. Nr. 7 (s. S. 118).

Daß Körper und Instrument nicht unterschieden sind, ist ein Stilmerkmal dieser ganz »unplastischen« Skulptur, die zunächst eher wie eine schlecht ins Dreidimensionale übersetzte Zeichnung wirkt. Der Körper ist mehr kantig als rund, die Rückseite fast ganz eben. Aber was heißt Rückseite? – Die rechte Körperseite ist gemeint, denn als Vorderseite hat die linke Körperseite zu gelten. Deshalb hat der Künstler die Figur von vorne schmaler als von der Seite gemacht. Obwohl also vollplastisch ausgearbeitet, ist dies keine Rundplastik im eigentlichen Sinne. Sie läßt nur die Betrachtung von einer Seite zu, und nach dieser Seite hat die musizierende Frau ihren Kopf gewandt, dem Betrachter entgegen.

Der schaut in ein detailliert ausgearbeitetes Gesicht, das in überraschendem Gegensatz zu der stark schematisierten Gestalt steht. Schulterlanges Haar umgibt das Gesicht mit der kräftigen Nase darin und dem vorgeschürzten Mund, dessen Lächeln selbstsicher, fast ironisch wirkt. Augen aber fehlen in diesem Gesicht, nur Schlitze in den Augenhöhlen stellen die geschlossenen Lider vor, und

Hirschkalb (?) ▷
aus Elfenbein
Kat. Nr. 3,
Heuschrecke
aus Elfenbein
Kat. Nr. 4
(s. S. 114).



Gesichter
aus Elfenbein
Kat. Nr. 5–7
(s. S. 115 f.).



Nadeln aus Elfenbein Kat. Nr. 14–16 (s. S. 122 f.).

das Gesicht ist deutlich asymmetrisch! Die Darstellung könnte von der selben Hand stammen wie das blinde Gesicht Kat. Nr. 6, und man könnte versucht sein, in beiden Fällen dieselbe Person dargestellt zu sehen. Wie um den Zustand der Blindheit zu verdeutlichen, hält die Musikantin den Kopf leicht in den Nacken geneigt – so, wie es die Blinden tun. Einen begründeten Zweifel an der Interpretation dieser Figur als Darstellung einer blinden Musikantin kann es wohl nicht geben. Weiter kann die Interpretation jedoch nicht gehen, da der szenische Zusammenhang, aus dem die Figur sicher stammt, verloren ist. Doch sind noch ein paar Worte zum Stil der Skulptur angebracht. Die Diskrepanz zwischen der äußerst schematischen Darstellung des Körpers und der subtilen Wiedergabe der Physiognomie wird nur verständlich, wenn man dem Künstler Absicht unterstellt. Sollte er die Gestalt deshalb zur formelhaften Einheit von Leib und Instrument abstrahiert haben, um die Aufmerksamkeit des Betrachters auf das Gesicht zu lenken? Das erscheint sinnvoll, denn nicht in der Gestalt, sondern im Gesicht

hat er das Wesen der Person, das Hören durch das Nicht-Sehen dargestellt. Sollte also der Stilbruch zwischen Körper und Kopf Absicht sein, so wäre dies ein Werk in einem expressiven Stil, der vorausweisen würde auf die ägyptische Kunst der Amarna-Zeit.

Rudolf Echt

Anmerkungen

1 Dussaud 1949, 83 (Übers. d. Verf.).
2 phoinix = 1) purpur 2) Palme.
3 Vgl. Moscati 1966, 15–19.
4 Vgl. Barnett 1957, 31.
5 R. Hachmann, Verlauf und Ergebnisse der Grabung des Jahres 1964, in: R. Hachmann u. A. Kuschke, Kāmid el-Lōz 1963/64, Bonn 1966, 49–51.
6 Vgl. Orthmann 1975, Taf. 185 b.
7 Vgl. Orthmann 1975, Taf. 21 b, 25 (frühdynastisch), Taf. 42, 44 (altakkadisch).
8 Vgl. Vandersleyen 1975, Taf. 182, 184, 206 a.
9 Vgl. Orthmann 1975, Taf. 65.
10 Vgl. Leclant 1979, 161 f. u. Abb. 314, 315.
11 Lachish: O. Tufnell, C. Inge u. L. Harding, Lachish 2: The Fosse Temple, London 1940, Nr. 10, 16, 17, 19, 21, 22; Megiddo: Loud 1939, Taf. 30, 31, 45; Sidon: Parrot, Chehab, Moscati 1975, Abb. 90; Ugarit: Syria 13, 1932, Taf. 8 – Decamps-de Mertzenfeld 1954, Taf. 67, Nr. 754–757 u. 765; Alalakh: L. Wooley, Alalakh. An Account of the Excavations at Tell Atchana in the Hatay, 1937–1949 (Reports of the Research Committee of the Society of Antiquaries of London 18), Oxford 1955, Taf. 75.
12 Sakellarakis 1971, Abb. 1–3. Das unvollständige Stück stammt aus den Grabungen Tsountas' vor der Jahrhundertwende und fand sich in Grab 88 der Nekropole.
13 A. Hermann, Das Motiv der Ente mit zurückgewendetem Kopfe im ägyptischen Kunstgewerbe, in: ZÄS 68, 1932, 86–105, bes. 95–97 u. Abb. 8.
14 G. E. Mylonas, Ancient Mycenae. The Capital City of Agamemnon, Princeton 1957, Abb. 60, 61. Die Schale stammt aus Grab O im Gräberrund B.
15 So schon A. Herrmann a. a. O. Anm. 13, 97.
16 Z. B. H. Carter u. A. C. Mace, Tut-Ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab, Leipzig 1924, Taf. 41, 55, 56; weitere Beispiele bei Vandersleyen 1975, Taf. 373.
17 In Relief und Malerei; Beispiele bei Vandersleyen 1975, Taf. 282 b u. 333 b.
18 Megiddo: Loud 1939, Taf. 41, 42, Nr. 182–184; Byblos: M. Dunand, Fouilles de Byblos 2, 1933–1938 (Etudes et documents d'archéologie 3), Paris 1950, Taf. 151, Nr. 17241.
19 Lachish: O. Tufnell, C. Inge u. L. Harding, a. a. O. Anm. 11, Taf. 17, Nr. 9 u. 11–14; Megiddo: Loud 1939, Taf. 45, Nr. 197–210; Samaria: Crowfoot u. Crowfoot 1938, Taf. 9, Nr. 1 u. Taf. 22, Nr. 2.
20 M. Dunand a. a. O. Anm. 18, Taf. 100–108. Nach U. Finkbeiner, Untersuchungen zur Stratigraphie des Obeliskentempels in Byblos, in: Baghdader Mitteilungen 12, 1981, 13–69, bes. 65 f. wurden die Tierfiguren nicht vor Bauphase 5 und spätestens während Bauphase 6 des Obeliskentempels deponiert.
21 M. Dunand a. a. O. Anm. 18, Taf. 102, Nr. 15259, Taf. 105, Nr. 15269, 15270, 15271, Taf. 107, Nr. 15250 u. 15265.
22 O. Tufnell, C. Inge u. L. Harding, a. a. O. Anm. 11, Taf. 17, Nr. 13.
23 L. Keimer, Die »Papyrus-farbene« Heuschrecke, in: ZÄS 68, 1932, 119–121.
24 Lachish: O. Tufnell, C. Inge u. L. Harding, a. a. O. Anm. 11, Taf. 16, Nr. 2, 3, 5; Megiddo: Loud 1939, Taf. 44, Nr. 190–196; Beth Shan: A. Rowe, The Four Canaanite Temples of Beth-shan 1: The Temples and the Cult Objects (Publications of the Palestine Section of the University Museum, University of Pennsylvania 2), Philadelphia 1940, Taf. 70 A, Nr. 6.
25 Beth Shan: A. Rowe, a. a. O. Anm. 24; Lachish: O. Tufnell, C. Inge u. L. Harding, a. a. O. Anm. 11, Taf. 16, Nr. 5.
26 Barnett 1957, Taf. 17.
27 K. Kohlmeyer u. E. Strommenger, Land des Baal. Syrien – Forum der Völker und Kulturen. Katalog der Ausst. Berlin 1982, Mainz 1982, Nr. 142.
28 Loud 1939, Taf. 4.

Bibliographie

R. D. Barnett 1935 — The Nimrud Ivories and the Art of the Phoenicians, in: Iraq 2, 1935, 179–210.

R. D. Barnett 1957 — A Catalogue of the Nimrud Ivories with other examples of Ancient Near Eastern Ivories in the British Museum, London 1957.

J. W. Crowfoot u. G. M. Crowfoot 1938 — Early Ivories from Samaria (Samaria-Sebaste Reports 2), London 1938.

C. Decamps-de Mertzenfeld 1954 — Inventaire commenté des ivoires phéniciens et apparentés découverts dans le Proche-Orient, Paris 1954.

R. Dussaud 1949 — L'art phénicien du 2e millénaire, Paris 1949.

J. Leclant u. a. 1979 — Le monde égyptien 2: L'empire des conquérants (L'univers des formes), Paris 1979.

G. Loud 1939 — The Megiddo Ivories (Oriental Institute Publications 52), Chicago 1939.

S. Moscati 1966 — Die Phöniker. Von 1200 vor Christus bis zum Untergang Karthagos, Zürich 1966.

W. Orthmann 1975 — Der Alte Orient (Propyläen Kunstgeschichte 14), Berlin 1975.

A. Parrot, M. Chehab u. S. Moscati 1975 — Les phéniciens (L'univers des formes) Paris 1975.

I. A. Sakellarakis 1971 — Elefantinon ploion ek Mykenon, in: Archaiologike Ephemeris 110, 1971, 188–233.

J. Thimme 1973 — Phönizische Elfenbeine. Möbelverzierungen des 9. Jahrhunderts v. Chr. Eine Auswahl aus den Beständen des Badischen Landesmuseums, Karlsruhe 1973.

C. Vandersleyen 1975 — Das Alte Ägypten (Propyläen Kunstgeschichte 15), Berlin 1975.

Elfenbeinnadeln Kat. Nr. 14 und 15 (s. S. 122 f.), Spielbrett Kat. Nr. 25 (s. S. 127 f.). ▷



Zur Rekonstruktion eines bronzenen Schuppenpanzers

Im südlichen Kellerraum des königlichen Pavillons von Kāmid el-Lōz kamen verschiedene Waffen aus Bronze zum Vorschein, darunter ein Sichelschwert (Kat. Nr. 73), eine große Anzahl von Pfeilspitzen (Kat. Nr. 76) sowie etwa 180 Platten eines Schuppenpanzers (Kat. Nr. 77). Nach Abschluß der Grabungskampagne 1978 wurden die Panzerschuppen zusammen mit den übrigen Funden aus dem königlichen Pavillon zur Restaurierung nach Deutschland gebracht. Nach eingehender Beratung mit Fachleuten des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz konnten die Bronzelamellen in mühevoller und zeitraubender Kleinarbeit in Saarbrücken restauriert, d. h. gereinigt, zusammengesetzt, konserviert und teilweise ergänzt werden.

Die vorliegenden, mäßig bis stark korrodierten Panzerplatten können in vier Haupttypen aufgegliedert werden, die sich vor allem in ihrer Größe und Form, Anzahl und Anordnung der Löcher, Anzahl der Rippen sowie ihrer Blechstärke unterscheiden *(Abb. 45)*. Mit Sicherheit wurden die Platten nicht gegossen, sondern aus Rohblechen zurechtgeschnitten oder herausgeschlagen. Die rechteckigen Löcher wurden ebenfalls aus den Platten herausgeschlagen, wie die auf der Rückseite erkennbaren Grate beweisen; runde Löcher sind teils geschlagen, teils gebohrt. Die von der Rückseite herausgearbeiteten Mittel- und Seitenrippen sind von ausgezeichneter Prägequalität. Es ist anzunehmen, daß diese Genauigkeit nur nach Erhitzen des Metalls erreichbar war. Die oftmals beobachtete absolute Deckungsgleichheit der Lochanordnungen läßt vermuten, daß bereits fertige Platten als Schablone benutzt wurden. – Im Bereich der Panzerplatten wurden außerdem fast 40 haken- oder schlingenförmig gebogene Bronzekrampen gefunden, auf deren Funktion noch näher einzugehen sein wird.

Antike bildliche Darstellungen von Schuppenpanzern, wie die in *Abb. 46* aufgeführten Beispiele aus Ägypten, vermitteln zwar einen recht guten Eindruck von der damals üblichen Panzerkleidung, sind jedoch zu schematisch gehalten, als daß sie für eine detaillierte Rekonstruktion herangezogen werden könnten. Sicherlich sind kupferne oder bronzene Panzerplatten, die chronologisch mit dem Fund aus Kāmid el-Lōz in Zusammenhang gebracht werden könnten, auch von anderen vorderasiatischen Ausgrabungsorten bekannt, meist jedoch in nur geringer Stückzahl. Eine Ausnahme stellen die Funde aus Nuzi dar, wo von den insgesamt 55 aufgefundenen Schuppen etwa 35 Exemplare – offenbar noch in ihrer Originallage – zusammenkorrodiert waren. Bei der Rekonstruktion der ursprünglichen Plattenanordnung kann dieses Fragment eines Schuppenpanzers aus dem 15. Jh. v. Chr. als ein nützlicher Anhaltspunkt gewertet werden. Ebenfalls ins 15. Jh. v. Chr. gehören einige Tontafeln aus Nuzi, deren Keilschrifttexte Aufschluß über die Beschaffenheit von Schuppenpanzern geben. In einer Art »Buchhaltungsliste« machten die Schreiber recht präzise Angaben über Schuppenzahlen, ihren Verwendungszweck und sonstige für die Rüstung benötigte Materialien wie z. B. Ziegenhäute und Pferdehaar. Unter anderem ist dort zu lesen: »500 Schup[pe]n für den ›Körper‹, 500 [Schu]ppen für die ›Ärmel‹, 200 [di]to für den ›Halsschutz‹: 1200 Schuppen aus Bronze hat Ninki-Tešup erhalten ...« Oder: »[x+] 179 [Sc]huppen aus Bronze, groß, für den ›Körper‹, [x+] 100 Schuppen [a]us Bronze, klein, für die ›Ärmel‹ (und) 246 Schuppen, groß, aus Leder, wurden in

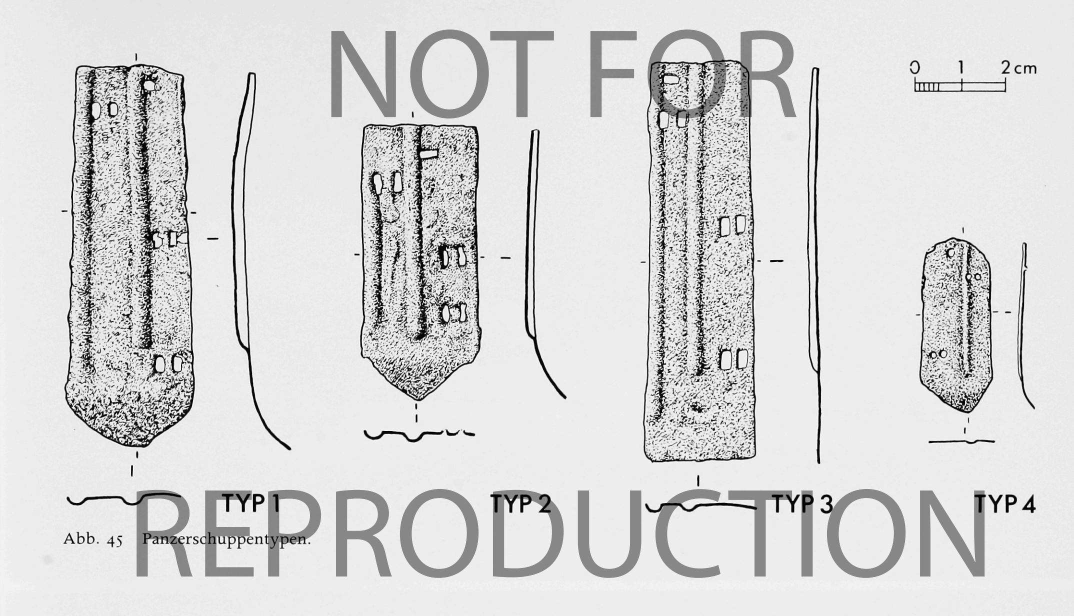


Abb. 45 Panzerschuppentypen.

die Hand des Aḫi-illika gegeben, und er soll (daraus) einen Panzer fertigen ...«

Trotz dieser sehr aufschlußreichen Hinweise basiert die Rekonstruktion des Panzers aus Kāmid el-Lōz weitgehend auf Beobachtungen »am eigenen Objekt«, wobei die technischen Aspekte im Vordergrund standen. Diese sollen hier in groben Umrissen skizziert werden.

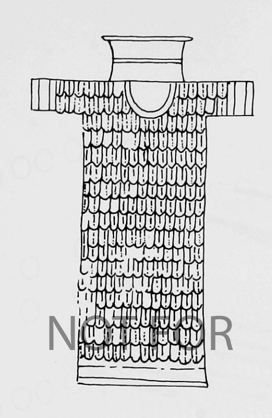
Zu dem kleinsten Plattentyp 4 *(Abb. 45)* wurde eine in Originallage zusammenkorrodierte, aus 10 Schuppen bestehende Plattenreihe gefunden, die allerdings lediglich über die Überlappungsweise in der horizontalen Anordnung der Platten Auskunft gibt *(Abb. 47)*. Die Vertikalanordnung ergab sich aus Beobachtungen des Lochschemas. Im Gegensatz zu den übrigen Plattentypen haben diese kleinen Panzerschuppen nur eine wenig erhabene Mittelrippe; sie konnten also leicht »gefächert« werden und eigneten sich somit für die im Bewegungsablauf besonders beanspruchten Bereiche des Oberkörpers: nämlich die Hals-Schulter-Gegend.

Die Plattentypen 1–3 besitzen jeweils eine Seiten- und eine Mittelrippe *(Abb. 45)*. Schiebt man zwei Platten eines Typs in der Horizontalen übereinander, so legt sich die Seitenrippe der oberen Platte über die Mittelrippe der unteren Platte, sie »rastet ein«. Die Rippen haben im übrigen auch einen verstärkenden Effekt für die einzelnen Schuppen. Die Vertikalanordnung der Plattenreihen ergibt sich wiederum aus den Lochpaarschemata, die bei allen Typen recht ähnlich sind, so daß auch die Verbindung von Plattenreihen unterschiedlichen Typs unproblematisch ist.

Im Vergleich zu den übrigen Lamellen weisen die mittelgroßen Panzerschuppen des Typs 2 eine kräftigere Blechstärke auf. Zudem liegen diese Schuppen bei einem fertig montierten Panzer, wie unten demonstriert werden wird, in vier Lagen übereinander und bilden somit eine besonders sichere Panzerung. Deshalb scheint es am wahrscheinlichsten, daß die Platten Typ 2 den im Kampfgeschehen besonders bedrohten und lebenswichtigen Be-



NOT FOR
REPRODUCTION



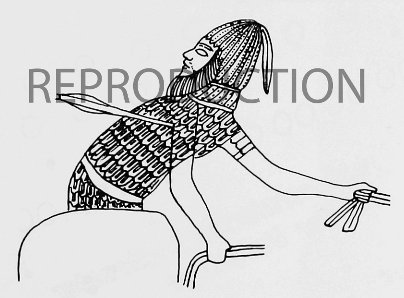


Abb. 46 Ägyptische Darstellungen von Schuppenpanzern. Oben: Wandmalerei im Grab des Kenamun in Theben (Ende des 15. Jh.s v. Chr.); unten: Relief auf dem Wagenkasten des Thutmosis IV (1400–1390 v. Chr.).

reich des Körpers, nämlich die Brust und Oberbauchgegend, geschützt haben. Aus den am unteren Ende gerade abgeschnittenen Platten Typ 3 wurde mit Sicherheit der unterste Teil eines Panzers gebildet (je nach Länge des Panzerhemdes eine oder mehrere Plattenreihen). Hierfür

◁ Pyxiden aus Elfenbein Kat. Nr. 9 und 10 (s. S. 119f.).

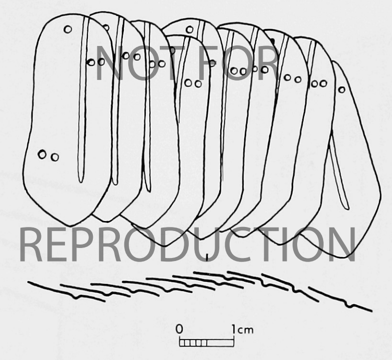


Abb. 47 Panzerplatten Typ 4 in Fundlage.

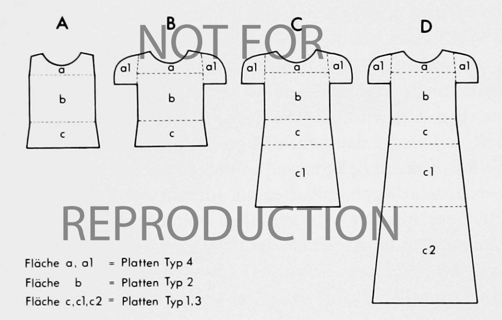
spricht nicht nur die Tatsache, daß sich auf Grund ihrer leichten Trapezform in der Rekonstruktion ihrer ursprünglichen Plattenanordnung die Abwicklung eines Schurzes oder einer Rockform ergibt, sondern auch die Beobachtung, daß diese Schuppen plan sind, ihr unterer Teil also nicht wie bei den Typen 1, 2 und 4 nach hinten umbiegt. Demnach müssen die Platten Typ 3 im Bereich der Gürtellinie und darunter angeordnet werden. Die verbleibende Körperzone zwischen den Lamellen Typ 2 und 3 wird höchstwahrscheinlich durch die Schuppen des Typs 1 bedeckt worden sein.
Als Unterlage, auf der die Bronzelamellen aufgenäht waren, hat man sehr wahrscheinlich Leder verwendet, das sich bei dem großen Gewicht der Panzerplatten als kräftig und formbeständig erwies. Die rechteckige Ausführung der Plattenlöcher deutet darauf hin, daß zum Verschnüren der Plattenreihen auf der Unterlage Lederriemen benutzt wurden. Die Rekonstruktionszeichnung *(Abb. 48)* macht deutlich, daß mit einem langen Lederstreifen in einem Arbeitsgang sowohl in der Horizontalen übereinanderliegende Platten als auch in der Vertikalen sich überlappende Plattenreihen verschnürt werden konnten. Für das Aufnähen der Schuppen Typ 4, die sich durch ihre sehr kleinen, runden Löcher auszeichnen, hat man vermutlich das in den Nuzi-Texten erwähnte Roß-

NOT FOR REPRODUCTION

rekonstruiertes Lochraster auf der Unterlage

Abb. 48 Verschnürungsweise der Panzerplatten auf der ledernen Unterlage.

Abb. 49 Verschiedene Formen der Panzerkleidung.



haar verwendet, das man zu feinen Schnüren drehen konnte und das zudem eine hohe Reißfestigkeit besaß.
Es ist anzunehmen, daß die lederne Unterkonstruktion des Panzers aus mehreren großflächigen Lederstücken bestand, die untereinander mit den oben genannten Bronzekrampen verbunden waren. Ja man könnte sogar vermuten, daß diese Teilstücke als Brust-, Bauch- und Rockpanzerung gestaltet und je nach Bedarf abnehmbar waren. Zum Teil mögen die Bronzekrampen für notwendige Reparaturmaßnahmen gedient haben.
Um sich ein Bild von der für einen Panzer benötigten Plattenanzahl und dem Gesamtgewicht eines Panzerhemdes machen zu können, müssen zunächst verschiedene

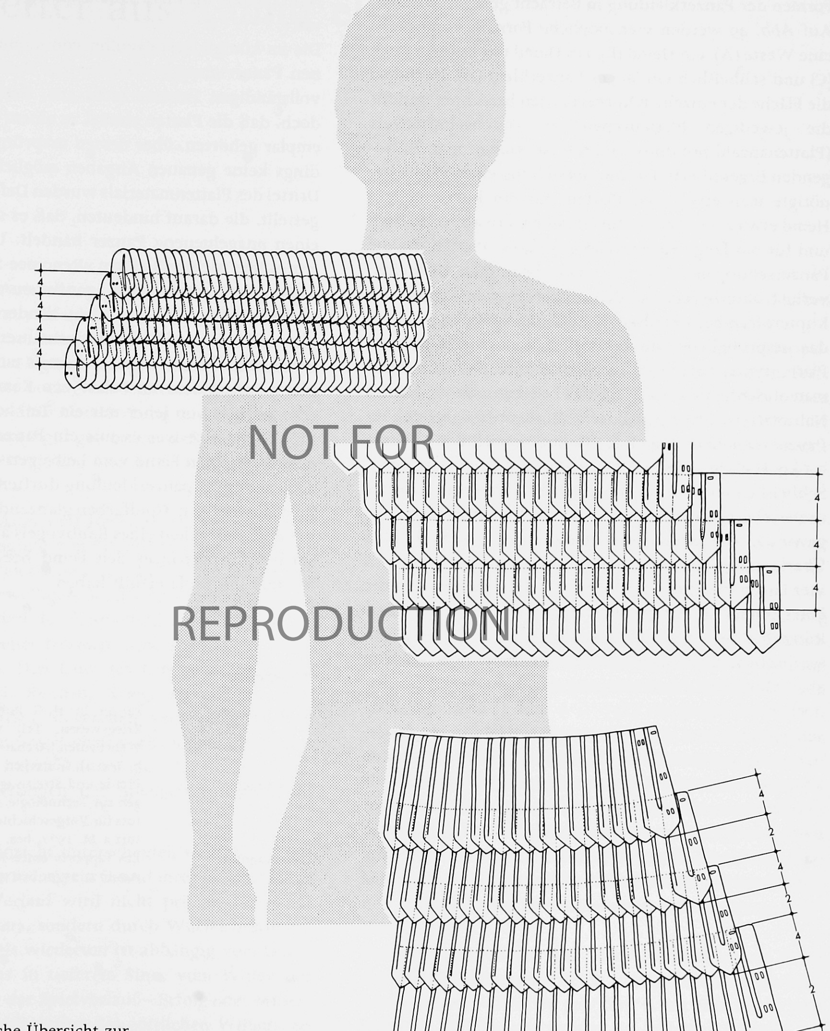


Abb. 50 Schematische Übersicht zur Anordnung der Panzerplattentypen.

Formen der Panzerkleidung in Betracht gezogen werden. Auf *Abb. 49* werden vier mögliche Formen vorgestellt: eine Weste (A), ein Hemd (B), ein Hemd mit kurzem Rock (C) und schließlich ein langes Panzerkleid (D). Nachdem die Fläche der einzelnen Körperpartien berechnet und für die jeweiligen Plattentypen ein Durchschnittswert (Plattenanzahl pro dm^2) ermittelt ist, kommt man zu folgenden Ergebnissen. Für die Herstellung einer Weste benötigte man etwa 1300 Platten, für ein kurzärmeliges Hemd etwa 2000 Platten, für Version C etwa 2700 Platten und für das lange Panzerkleid etwa 4000 Platten. Da die Panzerschuppen einem korrosionsbedingten Gewichtsverlust unterliegen, wurden entsprechende Kopien aus Kupferblech hergestellt, anhand deren »Frischgewichte« das ursprüngliche Durchschnittsgewicht der einzelnen Plattentypen berechnet werden konnte. Berücksichtigt man außerdem das Gewicht der Lederunterlage und des Nahtmaterials, so ergeben sich für die oben dargestellten Panzerversionen folgende Gesamtgewichte: A etwa 9,5 kg, B etwa 11 kg, C etwa 19 kg und D etwa 27 kg.
Schließlich sei noch auf einige »Qualitätsmerkmale« eines in der oben geschilderten Art hergestellten Panzers hingewiesen. Auf Grund ihrer horizontalen und vertikalen Überlappungsweise liegen die Schuppen Typ 2 und 4 in vier Lagen übereinander *(Abb. 50)*, somit bestand für die betreffenden Körperpartien eine vierfache Schutzwirkung. Bei den längeren Lamellen Typ 1 und 3 hingegen wechseln sich vierfach und zweifach überlagerte Zonen ab. – Durch die Plattenbiegung der den Oberkörper bedeckenden Schuppen (Typ 1, 2 und 4) entstehen zwischen diesen und der Lederunterlage Hohlräume, in denen nicht nur verknotete Schnüre untergebracht werden konnten, sondern die gleichzeitig eine schlagmildernde »Pufferzone« bildeten. – Das Bemerkenswerteste aber beim Schuppenpanzer aus Kāmid el-Lōz ist die Tatsache, daß alle Verschnürungen von außen unsichtbar waren. Ein Schwerthieb oder Pfeilschuß konnte also niemals eine Naht treffen, die im Ernstfall eine Schwachstelle gewesen wäre.
Die im königlichen Pavillon von Kāmid el-Lōz gefundenen Panzerschuppen reichen zur Rekonstruktion eines vollständigen Panzers nicht aus. Gesichert scheint jedoch, daß die Platten einmal zu einem vollständigen Exemplar gehörten, über dessen ursprüngliche Form allerdings keine genauen Angaben möglich sind. Bei einem Drittel des Plattenmaterials wurden Deformierungen festgestellt, die darauf hindeuten, daß es sich hier nicht um einen »nagelneuen« Panzer handelt. Und gewiß haben wir es hier nicht mit einem »Renomee-Stück« zu tun wie dem reich verzierten Prunkpanzer aus dem Grab des Tutanchamun (1332–1323 v. Chr.), sondern mit einem Feldkleid, das sich im Kampf zu bewähren hatte. Ungeklärt wird wohl bleiben, ob sich ehemals tatsächlich das komplette Panzerkleid im Palast von Kāmid el-Lōz befand, oder ob hier von jeher nur ein Teil aufbewahrt wurde. Möglicherweise war es nur ein Panzerfetzen, den man einem besiegten Feind vom Leibe gerissen hatte. – Bronzene Schuppenpanzerkleidung durften wohl nur wenige ihr Eigen nennen. Goldfarben glänzend, von der Struktur her dem Federkleid eines Raubvogels ähnelnd, mußte ein solcher Körperpanzer den Feind beeindruckt und den Besitzer mit Stolz erfüllt haben.

Walter Ventzke

Bibliographie

H. W. Catling, Panzer, in: H.-G. Buchholz und J. Wiesner, Kriegswesen, Teil 1: Schutzwaffen und Wehrbauten (Archaeologia Homerica I, Kap. E, Teil 1), Göttingen 1977, 74–118.

C. Zaccagnini, Pferde und Streitwagen in Nuzi, Bemerkungen zur Technologie, in: Jahresber. des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M. 1977, bes. 32 ff.

C. Zaccagnini, Les rapports entre Nuzi et Ḫanigalbat, in: Assur 2, 1979, bes. 4 ff.

Spielbretter aus Kāmid el-Lōz

Zu den in dieser Ausstellung gezeigten Funden gehören zwei Spielbretter aus Elfenbein (Kat. Nr. 24, 25). Es mag erstaunen, daß diese, mit ihrer Einteilung in Felder und der Benutzung von Figuren und Würfeln, sich nur geringfügig von heute noch gebräuchlichen Spielen unterscheiden. Brettspiele zur Unterhaltung und Entspannung sind so sehr Allgemeingut geworden, daß nur selten die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer primären Bedeutung gestellt wird.

Unabhängig von Alter und Herkunft stellen Brettspiele immer die Übertragung von Situationen des Lebens auf die Ebene des Spielerischen dar. Dabei handelt es sich stets um die der jeweiligen Gesellschaft immanenten Inhalte, die, abstrahiert durch Spielfelder und Figuren, im Rahmen vorgegebener Normen, d.h. Spielregeln, nachvollzogen werden. Den Lauf des Lebens bestimmende Handlungen, Jagd, Rennen, Krieg, können im Spiel »nachgeahmt« werden. So gesehen, sind Spiele Nachbildungen der in einer Gesellschaft vorhandenen Lebensbedingungen. Daher haben Änderungen der Gesellschaftsstruktur oft Änderungen der Spielgewohnheiten zur Folge.

In wesentlicher Hinsicht unterscheiden sich aber Spiele vom Leben, und darin mag ein Grund ihrer Beliebtheit zu sehen sein: Der Verlauf wird nicht primär durch das Geschick des Spielers, sondern durch Würfel bestimmt. Der Fall des Würfels wiederum ist abhängig vom Glück des Einzelnen, oder in tieferem Sinn, vom Willen der Götter. Damit wird der Spielverlauf – Erfolg oder Mißerfolg – zu einer Manifestation des göttlichen Willens. So symbolisieren Spiele einen Mikrokosmos des Lebens mit all seinen Unwägbarkeiten. Alle antiken Kulturen haben schon früh vergleichbare Spielsysteme entwickelt.

Die beiden hier ausgestellten Spielbretter sind als doppelseitig verwendbare Kästen konzipiert; auf der einen Seite befinden sich jeweils 30 Felder, angeordnet in drei Reihen zu je zehn Feldern, auf der anderen Seite 20 Felder, die sich in ein Rechteck von drei mal vier Feldern sowie eine Verlängerung der mittleren Reihe um acht Felder gliedern.

Eines der Spielbretter (Kat. Nr. 24), ein rechteckiger Kasten aus massivem Elfenbein, enthält nur an einer Schmalseite eine Aussparung für eine Schublade zur Aufbewahrung der Figuren und Würfel. Die seitlich im Rahmen angebrachte Öse kann als Lager für die Verriegelung der Schublade angesehen werden *(Abb. 51)*. Alle Spielfelder sind in den Elfenbeinblock eingeschnitzt und durch Stege voneinander getrennt. Die freien Flächen tragen keinen Dekor.

Bei dem zweiten Spielbrett (Kat. Nr. 25) sind die einzelnen Felder nicht aus einem Elfenbeinstück herausgeschnitzt, sondern als Intarsien, in Form von flachen Plättchen, hergestellt, die in einen nicht mehr erhaltenen Rahmen – wohl aus Holz – eingelassen waren. Alle nicht von den Spielfeldern eingenommenen Flächen sind durch Ritzdarstellungen verziert; nur über den Dekor der nicht erhaltenen Mittelteile der Seitenflächen ist keine Aussage möglich.

Dargestellt sind Jagd- und Tierkampfszenen, wie sie in Ägypten seit dem Alten Reich zum geläufigen Repertoire der bildenden Künstler gehören. Auch Haartracht und Kleidung der Figuren weisen auf ägyptische Vorbilder. Die Themen sind sicher nicht vom Zufall bestimmt: Jagd

und Kampf stehen zum Spielgeschehen in sinnvoller Beziehung.

Bei allen ägyptischen Anregungen verraten Stil und Technik der Darstellung einheimische Arbeit. Die Figuren sind graviert – eine in Ägypten seltene, in Palästina häufige Technik. Auch sind aus Ägypten keine Spielbretter mit vergleichbarem Dekor bekannt; dagegen weisen Spielbretter aus Tell el-Mutesellim (Megiddo) und Enkomi auf Zypern ähnliche Motive auf.

Das als senet = »durchqueren« bezeichnete 30-Felder-Spiel ist in Ägypten seit der vordynastischen Zeit belegt. Die herausragende Bedeutung derartiger Spiele im Niltal in dieser frühen Periode wird durch zahlreiche Funde von Spielgeräten und bildlichen Darstellungen in Gräbern sichtbar. Interessant ist, daß auch der Beiname des legendären Reichsgründers Narmer, Menes, mit einer Hieroglyphe geschrieben, die das Bild eines Spielbrettes mit Spielfiguren wiedergibt: = mn »aushalten, bleiben«.

Während des gesamten Alten Reichs wurden Spiele in den Grabmalereien dargestellt. Die Tradition setzte sich fort bis in die Ptolemäerzeit. Daneben gab es seit dem Mittleren Reich auch Spielbretter als Grabbeigaben. Auch die Einführung des 20-Felder-Spiels konnte die Vorliebe für diese traditionelle Spielform nicht brechen. Allerdings werden seit der 18. Dynastie (ca. 1540–1293 v. Chr.) häufig beide Typen miteinander kombiniert. Von derartigen Spielkästen sind zahlreiche Beispiele bekannt, allein vier Exemplare aus dem berühmten Grab Tutanchamuns (1332–1323 v. Chr.).

Aus der 19. Dynastie (ca. 1293–1190 v. Chr.) ist eine religionsgeschichtliche Erklärung für Ablauf und Bedeutung des Spiels überliefert. Durch die Wiederbelebung des Osiris-Kultes unter Sethos I. (1290–1279 v. Chr.) und Ramses II. (1279–1213 v. Chr.) wird dieses Spiel in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Totenbuch gestellt, indem die einzelnen Felder des Spiels mit den Etappen der Seele auf ihrer Wanderung gleichgesetzt werden. Nach dem Tod muß die ba-Seele des Verstorbenen eine Reise in das Totenreich (Amduat) zur »Halle des Osiris« unternehmen, um selbst Osiris, d. h. unsterblich zu werden. Im Rahmen dieser Reise überquert (= snt) die Seele u. a. den »See der Wahrheit«, dem im Verlauf der Totenzeremonie die Fahrt des Leichnams auf der Barke über den Nil zu seinem Grab in Theben entspricht (= Feld 27 des Spiels). Gelingt diese Reise nicht, wird also das Spiel verloren, dann bedeutet das nach dem ägyptischen Glauben Nicht-Existenz, d. h. permanenter Tod. Der Verstorbene spielt demnach um den höchsten Einsatz: Erlösung oder Verdammung seiner eigenen Seele. In den bildlichen Darstellungen des Spiels wird nur ein Brettspieler, der Verstorbene selbst, gezeigt. Sein unsichtbarer Gegner ist wahrscheinlich der Totengott Osiris, vor dem er nur bestehen, d. h. gewinnen kann, wenn er ein untadeliges Leben geführt hat. Unter diesem Gesichtspunkt, der symbolischen Gewinnung des Seelenheils, wurde das senet-Spiel auch in den folgenden Jahrhunderten gespielt, und erst unter römischem Einfluß veränderten sich die mythisch-religiös geprägten Hintergründe.

Daneben hat es aber zu allen Zeiten einen profanen Gebrauch des Spieles gegeben, der eine Verwendung unabhängig vom sozialen Status der Spieler erlaubte. Mehrfach finden sich entsprechende Ritzzeichnungen. Eine vergleichbare profane Verwendung kann auch für die auf Zypern, in Palästina und in Phönikien gefundenen Spiele angenommen werden. Heute noch ist ein ähnliches Spiel als tab-es-siga in Ägypten und dem Sudan verbreitet.

Das 20-Felder-Spiel, so auch der ägyptische Name, besitzt ebenfalls eine lange Geschichte; sein vorderasiatischer Ursprung wird durch den bisher ältesten Beleg aus dem Königsfriedhof von Ur (ca. 2400 v. Chr.) bestätigt. Aus den dort freigelegten Gräbern stammen mindestens vier aufwendig mit Muscheln und farbigen Halbedelsteinen verzierte Spielbretter. Zwar weisen sie gegenüber den Exemplaren aus dem 2. Jt. v. Chr. eine leicht abweichende Anordnung der Spielfelder auf, doch kann aufgrund der identischen Markierung bestimmter Felder auf ein übereinstimmendes Schema des Spielablaufs geschlossen werden.

Spätestens seit dem Beginn des 2. Jt. v. Chr. verbreitete sich dieser Spielbrettyp nach Westen, doch erreichte dieses Spiel nie die Beliebtheit des senet-Spiels; seine geringere Volkstümlichkeit im ägyptischen Einflußbereich geht auch daraus hervor, daß es als Brettspiel nur in Kombination mit der einheimischen Variante auftritt und in den Malereien der Gräber kaum Beachtung findet. Bereits im Verlauf der 20. Dynastie (ca. 1190–1075 v. Chr.) enden die Belege dieses Typs in Ägypten; allerdings

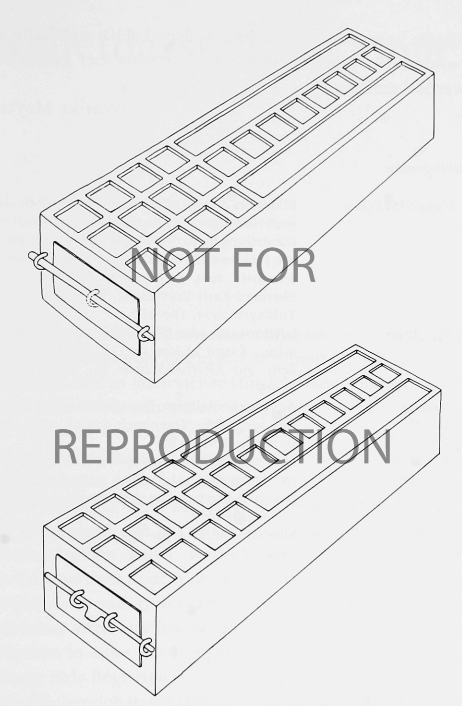


Abb. 51 Spielbrett Kat. Nr. 24; Rekonstruktionsversuche zur Schubladenverriegelung (zu den Riegeln vgl. Kat. Nr. 17–19).

scheint es eine, wenn auch nur kurzfristig verwendete Weiterentwicklung dieses Typs gegeben zu haben, wie die wenigen erhaltenen Exemplare eines 31-Felder-Spiels (ägyptischer Name »doppeltes 20-Felder-Spiel«), das als klappsymmetrische Variante anzusehen ist, beweisen. Die Anordnung der Felder besteht aus zwei Rechtecken mit je drei mal vier Feldern und einer beide Teile verbindenden Brücke von weiteren sieben Feldern, die von beiden Spielern in entgegengesetzter Richtung benutzt werden mußte. Dieser Spieltyp hatte eventuell ebenfalls einen religiösen Hintergrund: Das Eintreten der Seele des Verstorbenen in die Halle der 30 Götter und die eigene Gottwerdung als Einunddreißigster.

Eine vergleichbare Auslegung des 20-Felder-Spiels ist für Mesopotamien, das Ursprungsland, nicht gesichert. Zwar liegt für die Funde aus Ur ebenfalls ein Bestattungskontext vor, doch sind aus der sumerischen Literatur keine entsprechenden Texte bekannt. Außerdem überwiegt auch hier in den folgenden Jahrhunderten eindeutig der profane Gebrauch des Spiels.

Nach dem 9. Jh. v. Chr. finden sich in Syrien und Palästina keine Hinweise mehr auf eine Benutzung des Spiels, nur in Assyrien scheint eine längere Tradition bestanden zu haben.

Den beiden beschriebenen Spieltypen ist eine Benutzung durch jeweils zwei Personen gemeinsam. Die exakten Regeln für das Ziehen der Figuren sind nach über drei Jahrtausenden natürlich nicht mehr bekannt, doch können für das 30-Felder-Spiel eine Reihe von Gesetzmäßigkeiten erschlossen werden: Beide Spieler besaßen die gleiche Anzahl von Figuren unterschiedlicher Form (vgl. Kat. Nr. 26–28) – normalerweise sieben. Als Ausgangssituation ist vermutlich eine alternierende Aufstellung auf den Feldern 1–14 anzunehmen. Ziel des Spiels ist es, alle Figuren über das 30. Feld hinauszubringen, d. h. die eigene ba-Seele, die durch die Figuren repräsentiert wird, zur Unsterblichkeit zu führen. Der Spielverlauf wird durch Würfeln und entsprechendes Setzen der Figuren bestimmt. Die dazu verwendeten vier Wurfstäbe besitzen eine verzierte und eine unverzierte Seite, so daß sich theoretisch fünf verschiedene Zugmöglichkeiten ergeben (1–4 verzierte Seiten sichtbar = Zug um 1–4 Felder, vier unverzierte Seiten = Zug um 5 Felder, oder umgekehrt). Auch die Benutzung von zwei Astragalen (Kat. Nr. 29) erlaubt eine entsprechende Anzahl von Kombinationsmöglichkeiten. Weitere Regeln, wie die Möglichkeit mehrerer Würfe nacheinander, das Schlagen gegnerischer Spielsteine, gehen zwar aus den Texten hervor, können aber nicht rekonstruiert werden. Offensichtlich haben die Felder 1–25 nur eine religiöse Implikation besessen, die Verwirklichung der einzelnen Etappen der ba-Seele, sind aber ansonsten ohne Einfluß auf den Spielverlauf. Wichtig erscheint das Erreichen des 26. Feldes, dem »Schönen Haus«, der Stätte der Einbalsamierung und Mumifizierung des Toten; nur nach Vollzug dieser Hand-

lungen konnte der Verstorbene auf ein ewiges Leben hoffen. Übertragen auf das Spiel könnte dies bedeuten, daß die Figuren dieses Feld nicht überspringen durften, sondern es mit einem Wurf direkt erreichen mußten. Das 27. Feld symbolisiert den »See der Wahrheit«, bzw. den Nil, den es zu überqueren gilt, oder in den man die Steine des Gegners »versenken« kann. Von den Feldern 28, 29 und 30 aus ist dann der jeweilige Spielstein nur mit einem entsprechenden Wurf (3, 2 oder 1) ins Ziel zu führen. Derjenige Spieler, der zuerst alle Figuren durch sämtliche Felder gebracht hat, ist Sieger.

Über den Verlauf des 20-Felder-Spiels ist noch weniger bekannt. Vermutlich wird hierfür eine geringere Anzahl von Spielsteinen benötigt. Die häufig beobachtete Anordnung von Rosetten oder anderen Symbolen auf dem 4., 8. und 12. Feld der mittleren Reihe sowie den beiden äußeren Eckfeldern des Rechtecks läßt darauf schließen, daß das Spiel mit einem vierseitigen Würfel oder mit Astragalen gespielt wurde. Als Ziel ist ebenfalls das Erreichen des Endfeldes anzusehen. Da sich aus den erhaltenen Exemplaren keine weiteren Aufschlüsse über den Verlauf oder über etwaige Hindernisse ergeben, könnte es sich bei diesem Spiel um ein einfaches Jagdspiel gehandelt haben, bei dem die Figuren möglichst rasch ins Ziel gebracht werden mußten.

Jan-Waalke Meyer

Bibliographie

I. Gamer-Wallert — Bilder des Alltags oder mehr? Beischriften als wertvolle Interpretationshilfe altägyptischer Darstellungen, in: Wort und Bild, Symposion des Fachbereichs Altertums- und Kulturwissenschaft zum 500jährigen Jubiläum der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1977, Tübingen 1979, 169–180.

J.-W. Meyer — Lebermodell oder Spielbrett, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 53–79.

S. Morenz — Ägyptische Religion, Stuttgart [2]1975.

E. Naville — Das ägyptische Totenbuch der 18. und 20. Dynastie, Berlin 1886.

E. B. Pusch — Eine unbeachtete Brettspielart, in: SAK 5, 1977, 199–212.

E. B. Pusch — Das senet-Brettspiel im alten Ägypten I (MÄS 38), Berlin 1979.

J. Vandier — Manuel d'archéologie égyptienne IV, Paris 1964.

Reliefdarstellung einer fürbittenden Göttin

Unter den vielen bedeutsamen Objekten aus dem Schatzfund im Palast von Kāmid el-Lōz nimmt ein kleines Edelmetall-Relief in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung ein: Es handelt sich um ein knapp über sechs Zentimeter hohes, von der Rückseite her getriebenes und auf der Vorderseite im Detail ziseliertes, mit einer dünnen Goldfolie belegtes Silberblech (Kat. Nr. 92). Dargestellt ist eine fürbittende Göttin, bekleidet mit einem knöchellangen Falbelgewand, das aus acht übereinandergestaffelten Horizontalreihen feiner wellenförmiger Fransen gebildet wird. Auf dem Kopf trägt sie eine mit vier Hörnerpaaren besetzte Krone, unter der ein voluminöser Haarschopf sichtbar wird, der bis auf die Schulter herabfällt und im Nacken in einer Art Doppelknoten aufgebunden ist. Um ihren Hals liegt eine schwere, vielgliedrige Kette, die im Nackenbereich in ein langes, schmales, am Rücken herabfallendes Gegengewicht übergeht. Die Göttin hält die am Handgelenk mit Reifen geschmückten Unterarme in betender Haltung vertikal nebeneinander vor den Körper, die Hände in Höhe des Gesichtes *(Farbtafel S. 109)*.

Zeichnen sich die Figur und ihre Haltung auch – sicher typbedingt und durch verbindliche Bildvorstellungen geprägt – durch eine gewisse zeremonielle Steifheit und Schematisierung bestimmter Bildelemente aus, so überraschen an diesem Miniaturkunstwerk doch nicht nur Delikatesse und Sicherheit in der Ausführung von Bilddetails, sondern vor allem Einzelheiten in der Wiedergabe des Götterbildes: von der zarten Wellenzeichnung der Gewandlamellen bis zur plastischen Durchbildung der Gesichts- und Armpartien äußert sich in vielem die Hand eines außerordentlich begabten Goldschmieds. Allein die deutliche Differenzierung der Innenhandfläche der Rechten durch Angabe der Fingergelenkfalten – im Gegensatz zur glatt belassenen Außenhandansicht der Linken – verdient Beachtung, und dieser Eindruck von sorgfältiger Detailbeobachtung wird auch nicht geschmälert durch die unübersehbare Tatsache, daß Armhaltung, Fußstellung, Augenbildung, Hörnerkrone und Halskettenführung ganz in der Tradition der vorperspektivischen Sehweise befangen sind.

Die Gestalt der Göttin von Kāmid el-Lōz ist allerdings nicht als Einzelfigur angelegt, sondern muß Teil einer mehrgliedrigen Szene gewesen sein: eine Anzahl gleichartiger, in Werktechnik und Stil identischer goldbelegter Silberblechfragmente aus dem gleichen Fundzusammenhang, die sich teilweise zusammensetzen ließen und im Einzelfall an die Göttin selbst anpassen, beweisen eindeutig, daß ursprünglich mehrere Figuren dieser Art mindestens einen horizontalen Fries bildeten, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß es sogar mehrere, übereinandergestaffelte Bildstreifen gegeben hat.

Zu dieser Komposition gehören u. a. die Fragmente wenigstens einer zweiten, wohl identisch gebildeten Göttin, von der sich lediglich die Arme und der Unterkörper erhalten haben. Diese Bruchstücke lassen erkennen, daß die Figuren auf einer wulstartigen Standleiste aufgereiht waren, und zeigen zudem, daß die rechte Seitenbegrenzung des Gesamtbildes, ebenfalls in Form eines erhabenen Wulstbandes angedeutet, gegenüber der Standleiste einen stumpfen Winkel bildet, der eine Rekonstruktion des Ganzen als trapezförmige Platte nahegelegt (Kat. Nr. 93).

Ein weiteres, aus mehreren Teilen zusammengesetztes unverziertes Fragment paßt bruchgenau an die linke Sei-



Abb. 52 Rekonstruktionsvorschlag zu den vergoldeten Silberblechfragmenten Kat. Nr. 92–94 (ein einzelner Bildstreifen).

tenkante der vollständig erhaltenen Göttin, und die Konturen seines linken Randes formen die Rückenlinie einer weiteren Göttin nach, von der sich noch ein Rest des Gegengewichtes von ihrem Rücken erhalten hat (Kat. Nr. 92).

Die Zugehörigkeit mehrerer Teile von Randstreifen mit einem fein ziselierten Flechtbandmuster, an der einen Kante jeweils mit einer engen Folge feiner Durchbohrungen – wohl zum Aufnähen des Gegenstandes auf einer Unterlage – versehen, ist zwar nicht anhand passender Bruchkanten zu sichern, jedoch im Hinblick auf die Identität in Werktechnik, Material und Fundsituation sowie auf Grund einiger Vergleichsstücke sehr wahrscheinlich (Kat. Nr. 94).

Der Typus der »fürbittenden Göttin« – mit Sicherheit als Darstellung der aus vielen Keilschrifttexten bekannten Schutzgottheit Lama identifizierbar – begegnet in der Bildkunst des Alten Orients erstmals in Mesopotamien seit der Akkadzeit (22. Jh. v. Chr.), zunächst häufig in Verbindung mit Anbetungs- oder Einführungsszenen, später aber auch als isoliertes Bildmotiv, und läßt sich – bei gewissen Veränderungen der Tracht, Haltung und Figurenproportion im Laufe der Zeit – bis an den Beginn des 1. Jt. v. Chr. verfolgen[1].

Die in Kāmid el-Lōz belegte Darstellungweise der Göttin im Profil mit mehrpaariger Hörnerkrone und Falbelgewand taucht in Mesopotamien erstmalig während der Zeit der III. Dynastie von Ur (um 2000 v. Chr.) auf und ist bald darauf auch in das Bildrepertoire einiger nordsyrischer Zentren aufgenommen worden. In altbabylonischer Zeit (ca. 1900–1530 v. Chr.) gehört sie zum festen Bestand bestimmter Figurengruppen und Bildszenen, während sie in der Bildkunst der nachfolgenden mittelbabylonischen Zeit (2. Hälfte des 2. Jt.s v. Chr.) anscheinend eine weitgehend untergeordnete Rolle gespielt hat.

Die nächsten Vergleichsstücke zum Relief von Kāmid el-

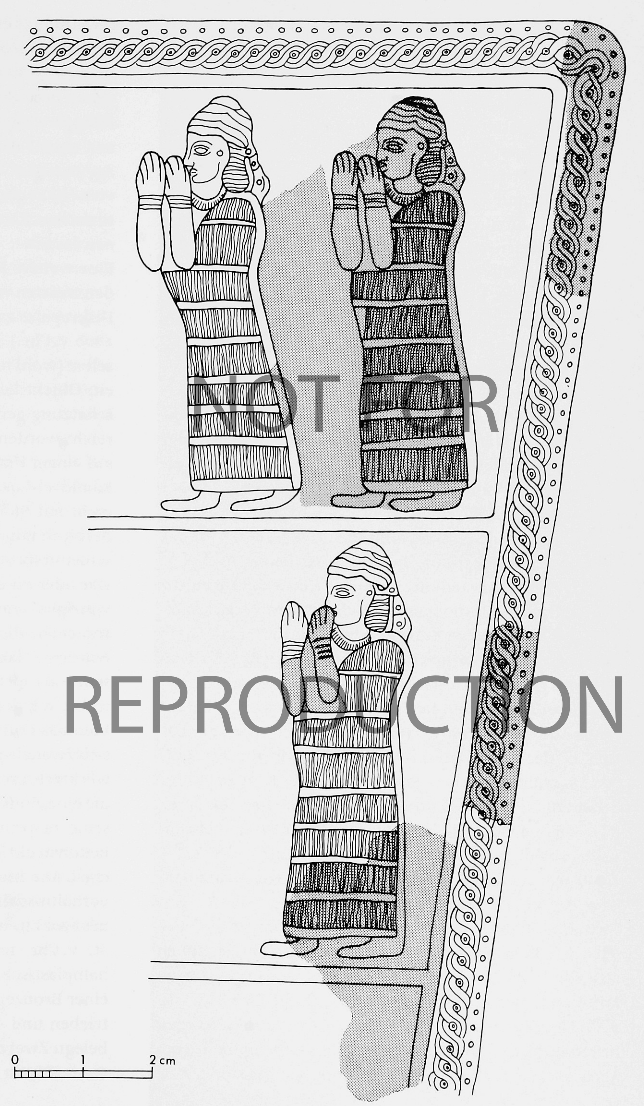


Abb. 53 Rekonstruktionsvorschlag zu den vergoldeten Silberblechfragmenten Kat. Nr. 92–94 (mehrere Bildstreifen).

Lōz in stilistischer wie typologischer Hinsicht finden sich im Bereich der babylonisch-assyrischen Bildkunst Mesopotamiens und in einigen Erzeugnissen aus der nordostsyrischen Stadt Mari am mittleren Euphrat. Abgesehen von einer relativ großen Anzahl rundplastischer – und damit nur bedingt vergleichbarer – Wiedergaben der fürbittenden Göttin[2] kennt man eine ganze Reihe von Flachbildwerken mit entsprechenden Darstellungen, die der Göttin von Kāmid el-Lōz sehr nahestehen: Weihreliefs, Wandmalereien und Rollsiegelbilder, die ausschließlich der altbabylonischen Epoche entstammen.

Besonders enge Verwandtschaft in Stil, Proportionskanon und Trachtdetails weist ein ursprünglich mit Silberfolie überzogenes kleines Steinrelief mit der Abbildung einer fürbittenden Göttin aus dem altbabylonischen Königspalast von Mari auf[3]. Neben einer Anzahl von Siegelbildern derselben Periode aus dem gleichen Fundzusammenhang und aus anderen Zentren Babyloniens und Nordsyriens[4] bietet auch ein altbabylonisches Terrakottarelief aus Ur[5] eine nahezu identische Parallele.

Die Möglichkeit zu einer noch enger begrenzten Datierung innerhalb der altbabylonischen Zeit böte sich für das Relief aus Kāmid el-Lōz, falls sich die Beobachtung A. Moortgats zur Darstellungsweise der Hörnerkrone im altbabylonischen Mesopotamien und in Mari[6] verallgemeinern ließe: Demnach wäre die in Kāmid el-Lōz belegte Wiedergabe der Hörnerkrone in Vorderansicht auf einem im Profil gezeigten Götterkopf ein Hinweis auf ein Entstehungsdatum vor der Regierungsmitte des altbabylonischen Königs Hammurabi (um 1700 v. Chr.), denn zumindest in der Großbildkunst setzt sich von diesem Zeitpunkt an die »korrekte« Seitenansicht der Krone auf Profilköpfen im Flachbild durch. Zusätzlich liefert aber auch das Gegengewicht auf dem Rücken der Göttin einen wichtigen Anhaltspunkt zur Datierung des Reliefs: Die Laufzeit dieser speziellen Frauenschmuckmode endet mit dem Ausgang der altbabylonischen Periode[7].

Zeitliche Stellung und geographische Verbreitung der nächsten Vergleichsstücke fordern somit für die Göttin aus Kāmid el-Lōz mit großer Wahrscheinlichkeit eine Datierung in die mittlere altbabylonische Zeit (18. Jh. v. Chr.) und eine Herkunft aus der Gegend am mittleren Euphrat (Mari) oder Babylonien selbst, wenn auch eine nordsyrische Imitation altbabylonischer Vorbilder aus etwas jüngerer Zeit nicht gänzlich ausgeschlossen werden kann. Auf jeden Fall dürfte das Relief ein hochwertiges Importobjekt aus einer weit östlich oder nordöstlich gelegenen Produktionsstätte darstellen. Damit steht es in auffälligem Gegensatz zu fast allen anderen Gegenständen aus dem Palastschatz von Kāmid el-Lōz, die entweder ägyptischen Vorbildern verbunden, wenn nicht sogar vom Nil importiert sind, oder aber enge Beziehungen zum syrischen Raum, insbesondere zum Küstengebiet erkennen lassen.

Eine weitere Besonderheit zeichnet das Relief gegenüber den meisten anderen Bestandteilen des Schatzes aus: die Diskrepanz zwischen seiner Entstehungszeit (wohl vor 1700 v. Chr.) und dem Abschlußdatum des Schatzfundes selbst (wohl nach 1400 v. Chr.). Es muß sich demnach um ein Objekt handeln, das Jahrhunderte lang hohe Wertschätzung genoß und über viele Generationen weitergereicht worden ist – ob vor dem Export am Ursprungsort, auf einem Umschlagplatz in Nordsyrien oder letztlich in Kāmid el-Lōz selbst, wissen wir nicht. Auch läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, ob das vergoldete Silberblech mit den Göttinnen bis zum Schluß überhaupt in seiner ursprünglichen Gestalt und Funktion in Benutzung war oder ob es – und dafür könnte die geringe Zahl von winzigen, amorphen, nicht anpassenden Restfragmenten sprechen, die im selben Fundzusammenhang geborgen wurden – längere Zeit in bereits fragmentarischem Zustand als gleichwohl kostbarer Besitz pietätvoll aufbewahrt worden ist.

Identifizierung und Datierung des Figurentypus erwiesen sich zwar als problemlos, doch gibt es leider keine auch in werktechnischer Hinsicht identischen Vergleichsfunde, die eine eindeutige Zuordnung des Reliefs im Hinblick auf seine ursprüngliche Funktion oder gar eine gesicherte Rekonstruktion des szenischen Zusammenhangs ermöglichen. Die hinsichtlich Werkmaterial und -technik noch verhältnismäßig engste Parallele bieten Besatzstücke eines wohl iranischen Bronzehelms aus der 2. Hälfte des 2. Jt. v. Chr. im Metropolitan Museum von New York[8]: halbplastisch geformte Götterfiguren sind jeweils über einer Bronzeplatte mit Bitumenauflage in Silberblech getrieben und – wie in Kāmid el-Lōz – mit einer Goldfolie belegt. Zwei der Besatzfiguren stellen ebenfalls die fürbittende Göttin dar, hier allerdings hochplastisch in reiner

Vorderansicht wiedergegeben. Für eine aus Edelmetall getriebene Reliefkomposition mit mehreren Göttinnen im Profil lassen sich jedoch zur Zeit keine überzeugenden Belege anführen.

Beim Versuch einer szenischen Rekonstruktion des Reliefs von Kāmid el-Lōz stört nicht nur der Mangel an brauchbaren Vergleichsstücken: bedauerlicherweise lassen sich auch auf Grund der aufgefundenen Fragmente selbst keine verbindlichen Aussagen über die ursprüngliche Gesamtkomposition machen. Will man nicht annehmen, daß ein einziger Bildstreifen ausschließlich aus einer Reihe von drei oder mehr nach links gerichteten Göttinnen bestanden hat – eine theoretisch denkbare Lösung mit einer minimalen Friesbreite von 10 cm (vgl. *Abb.* 52), – so bleibt als wahrscheinlichere Alternative die Vermutung einer zentralen Figur oder Figurengruppe, auf die hin ausgerichtet die Göttinnen sich von beiden Seiten her zubewegten.

Dieser eine symmetrische Komposition postulierende Rekonstruktionsvorschlag setzt allerdings eine erhebliche Breite des Gesamtbildes voraus, zumal wenn jeweils mindestens drei Göttinnen auf jeder Seite der Zentralfigur in nur einem Fries untergebracht waren; unter diesen Umständen erhielte die Platte die Gesamtform eines mindestens 22 cm breiten und 8–9 cm hohen Trapezes. Bei Annahme mehrerer, übereinander angeordneter Bildstreifen ergäbe sich ein entsprechend höheres Trapez mit einer Mindestbreite von 16 cm, symmetrische Komposition vorausgesetzt; im Falle, daß pro Fries jeweils nur maximal zwei Göttinnen abgebildet waren, muß man mit einer minimalen Breite von 7 cm und einer minimalen Höhe von 15 cm rechnen, wobei in allen Maßangaben die Flechtbandbordüre nicht berücksichtigt ist (vgl. *Abb.* 53).

Die einzelnen Kombinationen führen jeweils zu unterschiedlichen Proportionen des Gesamtumrisses, und gerade die Vielzahl dieser Rekonstruktionsmöglichkeiten macht es außerordentlich schwierig, die ursprüngliche



Fürbittende Göttin im Falbelgewand Kat. Nr. 92 (s. S. 156).

Funktion des Gegenstandes genauer zu definieren, da diese nur mit Hilfe der äußeren Form bestimmt werden kann. Daß die Folie auf einen weichen Untergrund wie Leder oder Stoff aufgenäht war, darf auf Grund der wahrscheinlich zugehörigen Flechtbandborte mit ihrem eng perforierten Außenrand wohl als sicher gelten. Bestand das Gesamtobjekt aus nur einem oder zwei Bildstreifen von erheblicher Länge, so könnte man an ein Pektorale oder einen streifenförmigen Gewandbesatz denken. Nimmt man eine mehrfriesige Komposition von nicht allzu großer horizontaler Ausdehnung an, käme ein Pferdestirn- oder -brustschmuck in Betracht. Ein hohes, schmales Trapez, auf jedem Fries mit nur jeweils zwei oder drei Figuren geschmückt, könnte als Schwertscheiden- oder Köcherbeschlag gedeutet werden. Als Lösung ausgeschlossen erscheint lediglich eine Interpretation des Bleches als Gürtelbeschlag, der die gesicherte Trapezform des Gegenstandes widerspräche.

Für alle genannten Möglichkeiten gibt es Beispiele, aus Edelmetall- oder Bronzeblech gearbeitet, die sich vor allem in der 1. Hälfte des 1. Jt.s v. Chr. in weiten Teilen des Alten Orients großer Beliebtheit erfreuten; aber auch Vorgänger aus dem Bereich des 2. Jt.s v. Chr. sind bekannt. Keines jedoch bietet auch nur eine entfernte Vergleichsmöglichkeit mit den erhaltenen Figurenresten aus Kamid el-Loz, so daß die Frage nach der ursprünglichen Bildkomposition, Umrißform und Funktion des Beschlagbleches aus dem Libanon wohl so lange offenbleiben muß, bis sich vielleicht eines Tages inhaltlich entsprechende, vollständig erhaltene Vergleichsstücke finden.

Johannes Boese

Anmerkungen

1 Spycket (1960).
2 Wiseman (1960); Spycket (1981) 231 ff.
3 Parrot (1960) Abb. 371 = Strommenger (1962) Tf. 168 rechts = Amiet (1977) Abb. 436.
4 Parrot (1960) Abb. 381 ff.; Orthmann (1975) Tf. 267 f.; al-Gailani Werr (1980) 37 ff.
5 Spycket (1960) Fig. 1 = Wiseman (1960) Pl. XXIII d.
6 Moortgat (1967) 76. 91.
7 Spycket (1948).
8 Orthmann (1975) Tf. XXXVI = Amiet (1977) Abb. 540.

Bibliographie

Amiet, P. 1977 — Die Kunst des Alten Orient. Große Epochen der Weltkunst. Ars Antiqua (Freiburg/Basel/Wien).

al-Gailani Werr, L. 1980 — Chronological Table of Old Babylonian Seal Impressions, in: Bulletin of the Institute of Archaeology 17, 33–84.

Moortgat, A. 1967 — Die Kunst des Alten Mesopotamien. Die klassische Kunst Vorderasiens (Köln).

Orthmann, W. 1975 — Der Alte Orient. Propyläen Kunstgeschichte 14 (Berlin).

Parrot, A. 1960 — Sumer. Die mesopotamische Kunst von den Anfängen bis zum XII. vorchristlichen Jahrhundert. Universum der Kunst (München).

Spycket, A. 1948 — Un élément de la parure féminine à la I[re] dynastie babylonienne, in: Revue d'Assyriologie et d'Archéologie Orientale 42, 89–97.

Spycket, A. 1960 — La déesse Lama, in: Revue d'Assyriologie et d'Archéologie Orientale 54, 73–84.

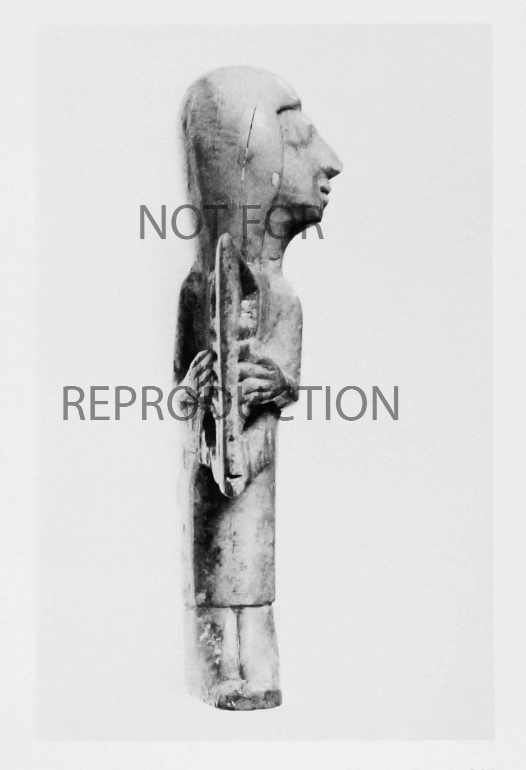
Spycket, A. 1981 — La statuaire du Proche-Orient Ancien. Handbuch der Orientalistik, 7. Abt., 1. Bd., 2. Abschn. B, Lief. 2 (Leiden/Köln).

Strommenger, E. 1962 — Fünf Jahrtausende Mesopotamien. Die Kunst von den Anfängen um 5000 v. Chr. bis zu Alexander dem Großen (München).

Wiseman, D. J. 1960 — The Goddess Lama at Ur, in: Iraq 22, 166–171.

Beschreibung der Ausstellungsobjekte

Die den Funden vorangestellten Katalognummern (Kat. Nr.) sind mit der Numerierung der Objekte in der Ausstellung identisch. Die hinter den Maßangaben vermerkten KL-Nummern sind Inventarnummern der Grabung Kāmid el-Lōz. Wo hinter der Beschreibung »(K)« vermerkt ist, handelt es sich um Kopien nach im Nationalmuseum Beirut befindlichen Originalen. Zur Datierung der Funde sei auf die chronologische Übersicht auf S. 188 verwiesen.

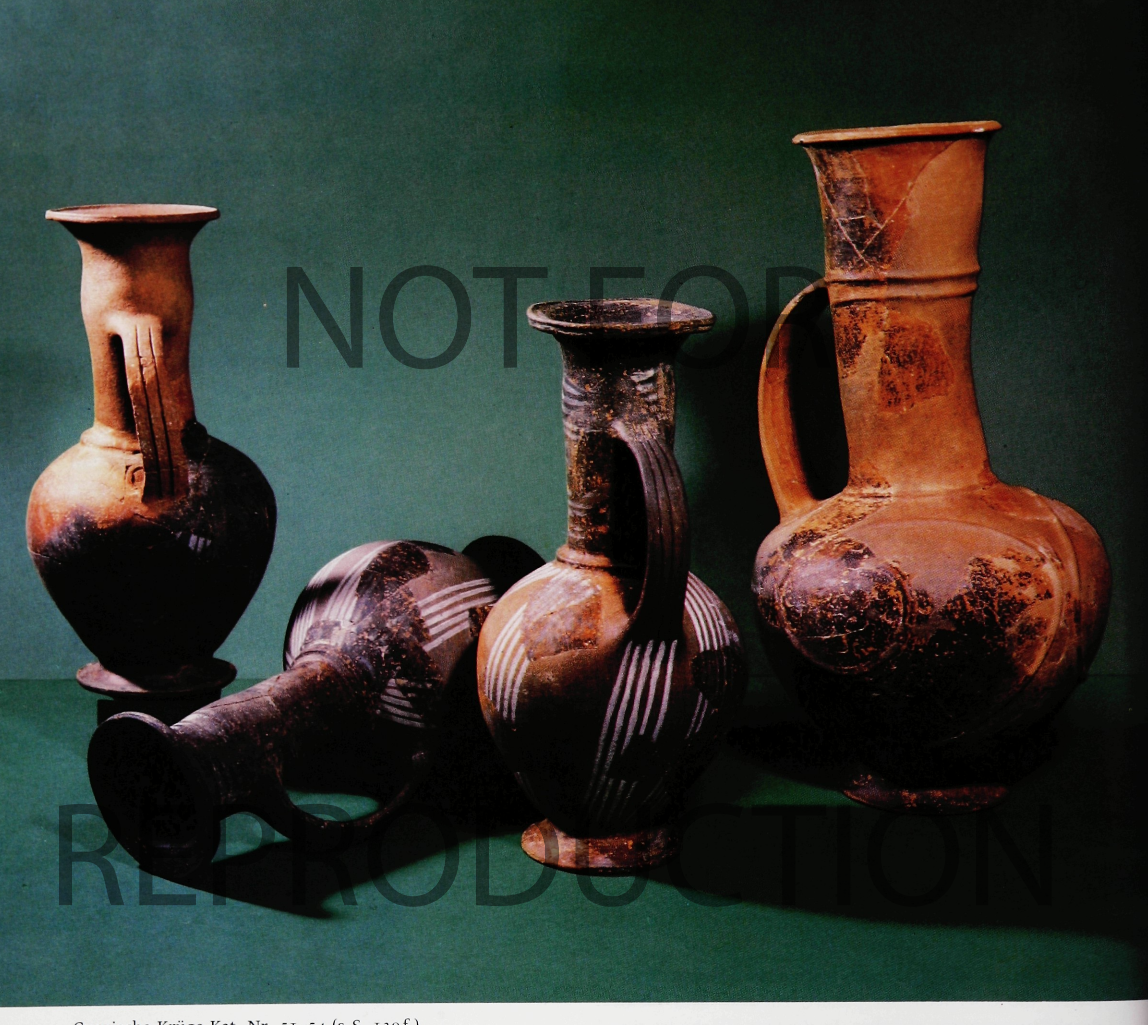


Funde aus dem königlichen Pavillon

1 Leierspielerin aus Elfenbein

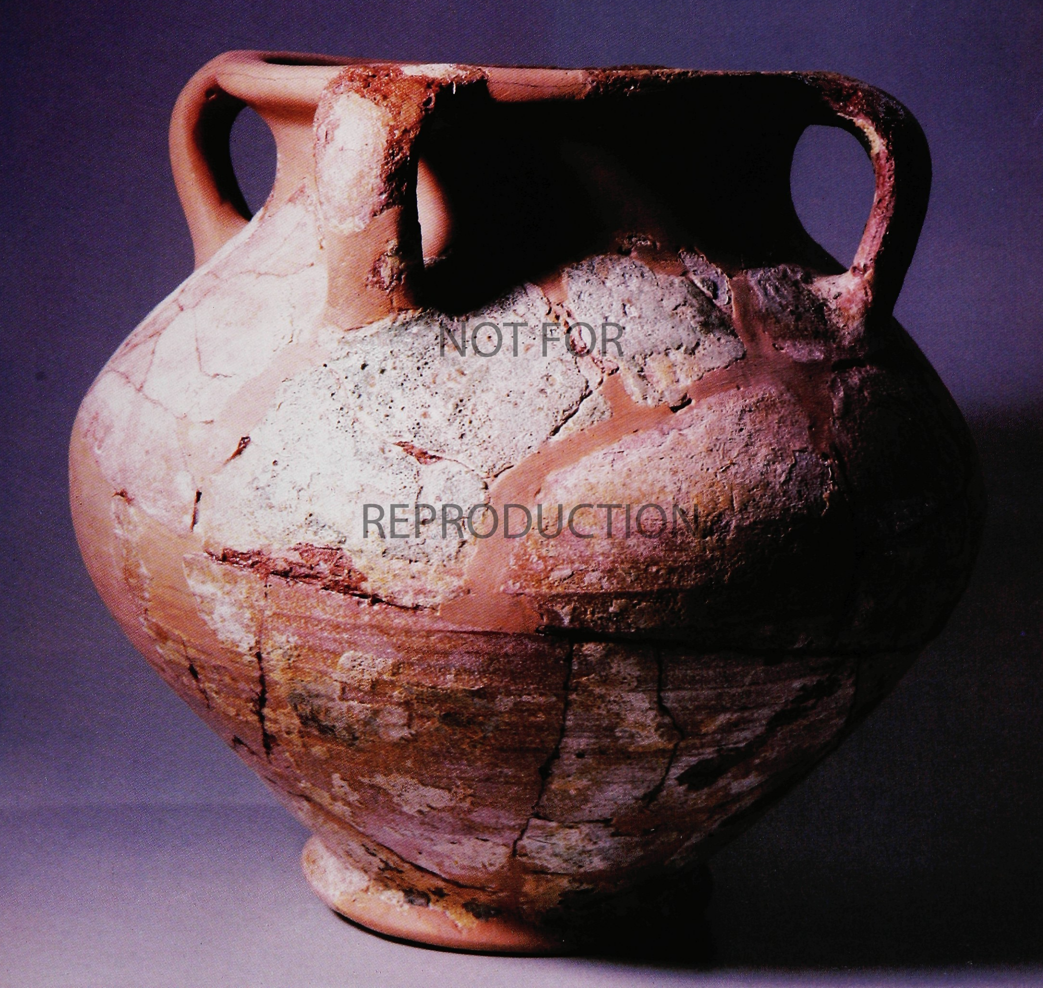
(Farbabb. s. Umschlag)

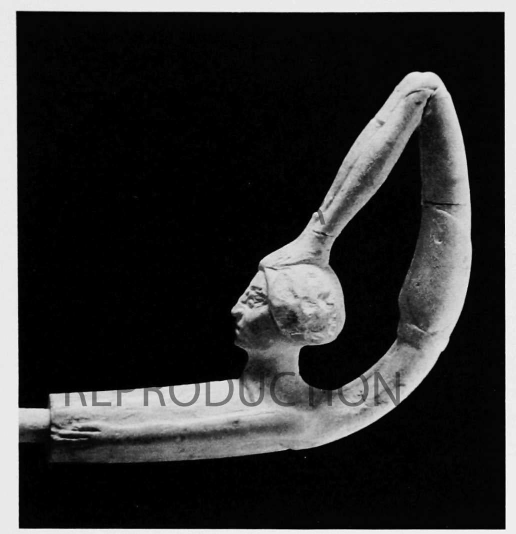
Vollständig erhalten; einige Stellen sind leicht abgeplatzt; die Oberfläche ist poliert; rundum sind kleine Bearbeitungsspuren sichtbar. In die Standfläche ist eine Bohrung angebracht, so daß anzunehmen ist, daß die Figur ursprünglich auf einem Gegenstand aufgesessen hat. Mit Ausnahme des Kopfes ist der Körper ziemlich kantig gestaltet. Die Darstellung ist teils vollplastisch, teils halbreliefartig, teils nur geritzt. (Vgl. S. 79ff.).
H. 7,3 cm (KL 78:504)



Cyprische Krüge Kat. Nr. 51–54 (s. S. 139f.).

Vierhenkliges Fayencegefäß Kat. Nr. 55 (s. S. 140). ▷





2

2 Figürlicher Griff aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 85)

Der Griff ist vollständig erhalten; der Gegenstand, der in der dafür vorgesehenen runden Bohrung gesteckt hat, fehlt. Dargestellt ist eine mit einem Lendenschurz bekleidete Person in akrobatischer Stellung: Der Körper ist derart gebogen, daß die Füße den Kopf berühren. Die Oberfläche ist gut poliert; kleine Stücke des Haares sind abgeplatzt. In Anbetracht ihrer Zierlichkeit ist die Figur äußerst präzise und detailliert dargestellt (z. B. Bauchnabel, Zehen und Finger). (Vgl. S. 79 ff.).
H. 4,3 cm (KL 78 : 503)

3 Liegendes Hirschkalb (?) aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 89)

Nahezu vollständig erhalten, ein Ohr fehlt; rundum poliert. Das rechte Vorderbein ist ausgestreckt, das linke liegt umgebogen unter dem Körper. Auf der planen Unterseite eine Bohrung, die zeigt, daß die Figur auf einem anderen Gegenstand aufgesessen hat. (Vgl. S. 79 ff.).
L. 6,6 cm (KL 78 : 544)

4 Heuschrecke aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 89)

Vollständig erhalten. Der Kopf ist nur andeutungsweise herausgearbeitet. Die Beine sind auf der einen Seite reliefartig dargestellt, auf der anderen Seite nur geritzt. Auf der Unterseite eine runde Bohrung. (Vgl. S. 79 ff.).
L. 6,0 cm (KL 78 : 542)





3



4



5

5 Gesicht aus Elfenbein

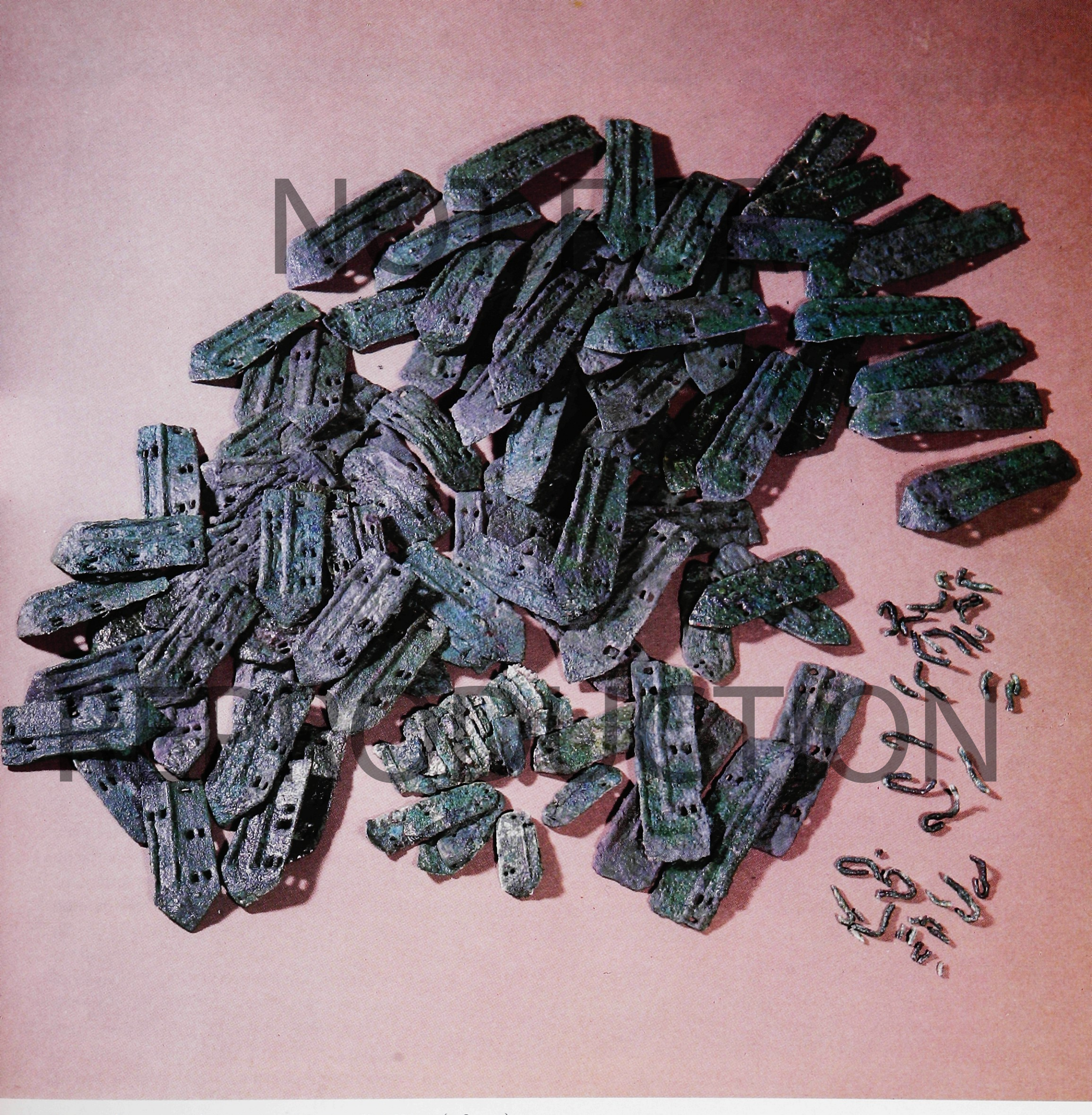
(s. Farbtaf. S. 88)

Vollständig erhalten; über dem linken Auge ist die Oberfläche etwas angegriffen. Die Gesichtszüge sind sauber und präzise herausgearbeitet; am rechten Auge ist die schwarze Bemalung der Pupille erhalten. Die Gesichtsoberfläche ist poliert, zeigt aber viele Bearbeitungsspuren. Auf der planen Rückseite und der oberen Schnittfläche sind ebenfalls Schneidespuren sichtbar. Wahrscheinlich diente das Objekt als Verzierung eines größeren Gegenstandes. (Vgl. S. 79ff).
H. 3,7 cm (KL 78:505)

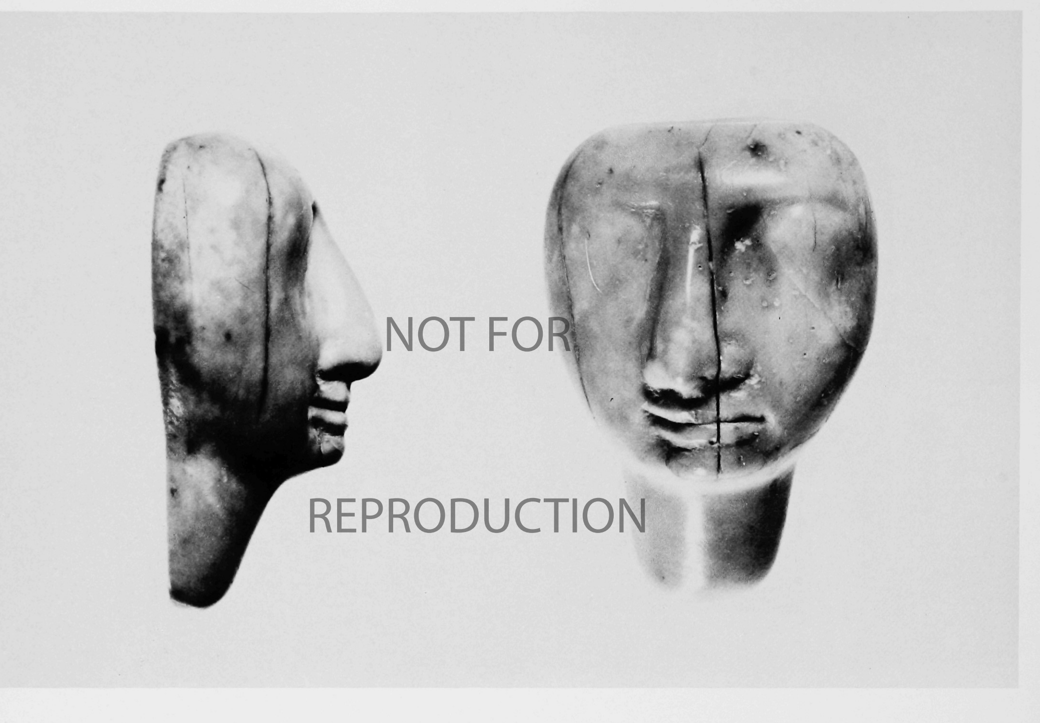


Bronzenes Sichelschwert Kat. Nr. 73 und Bronzedolch Kat. Nr. 74 (s. S. 147 f.).

Pfeilspitzen aus Bronze Kat. Nr. 76 (s. S. 149).



Panzerschuppen und Krampen aus Bronze Kat. Nr. 77 (s. S. 149).



6

6 Gesicht aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 88)

Vollständig erhalten. Auffallend ist die ungleichmäßige Darstellung der Nase. Die Gesichtsoberfläche ist poliert und weist keinerlei Bearbeitungsspuren auf. Auf den abgeflachten Stirn- und Halsseiten sowie auf der Rückseite sind deutliche Schnittspuren sichtbar. (Vgl. S. 79ff.).
H. 4,35 cm (KL 78:506)

7 Gesicht aus Elfenbein

(s. Abb. S. 87 und Farbtaf. S. 88)

Ob der Kopf ursprünglich rundplastisch gearbeitet war, läßt sich nicht mit Sicherheit klären. Die erhaltene flache Rückseite ist sehr uneben; Bearbeitungsspuren sind nicht sicher feststellbar; in vertikaler Richtung verläuft eine tiefe Rille (= Zentrum des Elfenbeinzahns). Durch die Lagerung im Boden ist die Oberfläche stark angegriffen und z.T. zerstört; das Gesichtsteil ist vom übrigen Kopf weitgehend abgeplatzt. Die Oberseite war ursprünglich poliert und sehr sorgfältig gearbeitet (z.B. Markierung der Nasenflügel). Auf der Stirnflachseite und am Ende des Halses sind Bearbeitungsspuren sichtbar. (Vgl. S. 79ff.).
H. 4,9 cm (KL 78:518)

8 Pyxis aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 6–7 und Abb. S. 83)

In Form einer schwimmenden Ente; bis auf zwei Stifte, die als Verschluß des Deckels dienten, vollständig erhalten. Die Zuordnung der Jungtiere ist nicht gesichert. Die Pyxis macht insgesamt den Eindruck einer sorgfältigen Schnitzarbeit; in einigen Details sind jedoch Ungenauigkeiten feststellbar. Der rundum polierte Rumpf ist nicht symmetrisch. Die Unterseite von Kopf und Schnabel ist zwar geglättet, aber nicht poliert. Auch die Unterseiten der beiden Jungtiere zeigen grobe Fertigungsspuren. Das zugehörige Podest ist ungleichmäßig gearbeitet. (Vgl. S. 79ff.).

L. 25,1 cm (KL 78 : 526)

9 Pyxis aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 96)

In Form einer schwimmenden Ente; bis auf einen Verschlußstift des Deckels vollständig erhalten. Die Zuordnung des Jungtiers ist gesichert. Bis auf die Sockelfläche und eine Stelle am Halsansatz vollständig und sehr sorgfältig poliert. Die Verzierungsrillen auf dem etwas zu kurzen Halsstück sind sehr grob ausgeführt. Neben dem rechten Auge eine Fehlbohrung. Die Ritzungen am Schnabel sind ungleichmäßig angebracht. Der Rumpf ist wie bei Kat. Nr. 8 unsymmetrisch. Beim Jungtier ist lediglich die Oberseite poliert. Die Dosenhöhlung ist sehr sauber herausgearbeitet. Die Pupillen waren höchstwahrscheinlich farbig ausgelegt. Im rechten Auge sind Reste eines leuchtend blauen Pulvers erhalten (Frittereste?). (Vgl. S. 79ff.).

L. 16,1 cm (KL 78 : 524)

9







10

◁ Spielbrett aus Elfenbein Kat. Nr. 24 und Spielsteine aus Fritte Kat. Nr. 26–27 (s. S. 126, 129).

10 Pyxis aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 96)

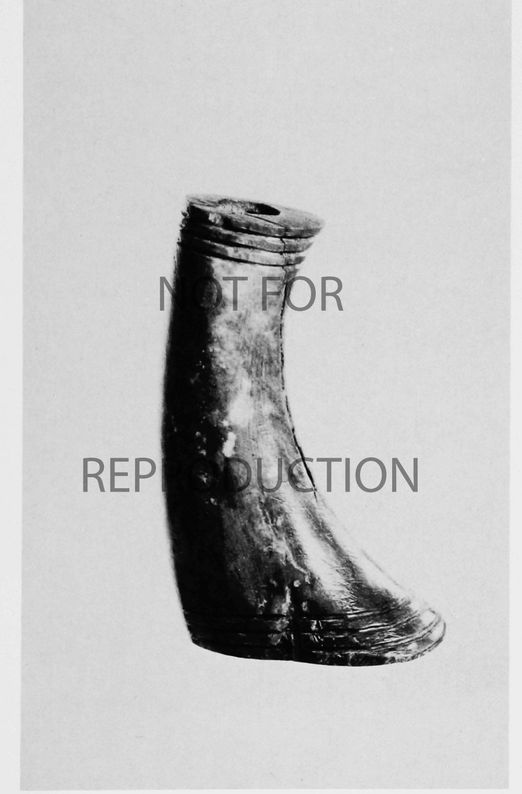
In Form einer schwimmenden Ente; ein Stück der Dosenwandung ist ausgebrochen, restauriert; außerdem fehlen zwei Stifte zur Befestigung des Deckels. Die Zuordnung des Jungtiers ist gesichert. Die Oberfläche ist rundum gut geglättet und poliert. Kopf und Hals wirken im Verhältnis zur Kompaktheit des Rumpfes unproportioniert. Die Augen und die Verzierungsrillen am Hals sind sehr grob ausgeführt. (Vgl. S. 79ff.).
L. 16,4 cm (KL 78:525)

11 Hals einer Entenfigur aus Elfenbein

Vollständig erhalten; rundum poliert. Teil einer Pyxis wie Kat. Nr. 8–10. Die Enden sind mit umlaufenden Rillen verziert. Auf den Flachseiten Bohrungen für die Verbindung zum Kopf bzw. Entenkörper.
H. 5,8 cm (KL 78: 528)



11



12 Deckel einer Pyxis aus Elfenbein

Vollständig erhalten; Oberseite poliert. Teil einer Pyxis wie Kat. Nr. 8–10. In der Mitte aufsitzend eine kleine Ente.
L. 9,4 cm (KL 78: 523)

12



NOT FOR REPRODUCTION

13 Podest aus Elfenbein

Bis auf wenige Ausbrüche vollständig erhalten; Oberfläche poliert; nicht ganz gleichmäßig geformt. Für welchen Gegenstand das Podest gearbeitet wurde, ist nicht sicher feststellbar.
L. 6,1 cm (KL 78: 529)

14 Elfenbeinnadel mit Entenkopf

(s. Abb. S. 90 und Farbtaf. S. 92)

Vollständig erhalten; gut poliert. Am Schaftende vier umlaufende Rillen. Der umgewandte Entenkopf ist vollplastisch und sehr sorgfältig gearbeitet; die Augen sind durch eine durchgehende Bohrung dargestellt; die Schnabelspitze ist mit dem Schaft verschmolzen. Auf der abgeflachten Unterseite des Entenkopfes sind Bearbeitungsspuren erkennbar. (Vgl. S. 79ff.).
L. 22,3 cm (KL 78: 512)



17



18

15 Elfenbeinnadel mit Entenkopf

(s. Abb. S. 90 und Farbtaf. S. 92)

Vollständig erhalten; poliert. Am Schaftende zwei umlaufende Rillen. Der Kopf ist relativ flüchtig dargestellt und kantig; die Augen sind beidseitig durch runde Bohrungen markiert. Am Kopf sind noch Bearbeitungsspuren sichtbar. (Vgl. S. 79 ff.).
L. 19,1 cm (KL 78:513)

16 Fragment einer Elfenbeinnadel

(s. Abb. S. 90)

Das Unterteil des Schaftes fehlt; poliert. Das Ende ist in Form eines stilisierten Entenkopfes gearbeitet; die Augen sind durch eine durchgehende Bohrung dargestellt. (Vgl. S. 79 ff.).
L. 7,9 cm (KL 78:520)

17 Griff oder Riegel aus Elfenbein

Vollständig erhalten; ziemlich grob geschnitzt; Oberfläche kaum geglättet. Die Funktion ist nicht ganz eindeutig. Das eine Ende ist zugespitzt und könnte in einen anderen Gegenstand eingezapft oder in eine Öse eingeschoben worden sein.
L. 7,9 cm (KL 78:531)

18 Griff oder Riegel aus Elfenbein

Vollständig erhalten; ziemlich grob geschnitzt und kaum geglättet. Form wie Kat. Nr. 17.
L. 6,9 cm (KL 78:532)

19 Griff oder Riegel aus Elfenbein

Vollständig erhalten; die Oberfläche ist rundum bestoßen, der Gegenstand ist dennoch sorgfältiger gearbeitet als Kat. Nr. 17 und 18. An einem Ende ist ein Einsteckzapfen herausgearbeitet. Funktion ebenfalls unklar.
L. 5,6 cm (KL 78:533)

19



20

20 Dose aus Elfenbein

Vollständig erhalten, allerdings fehlt der zugehörige Deckel. Aus einem Stück gearbeitet; die Oberfläche ist innen und außen poliert.
H. 2,9 cm (KL 78:527)

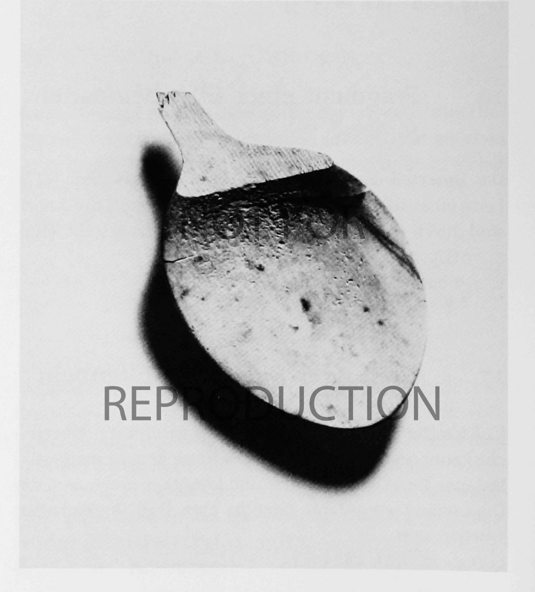
21 Rosette aus Knochen

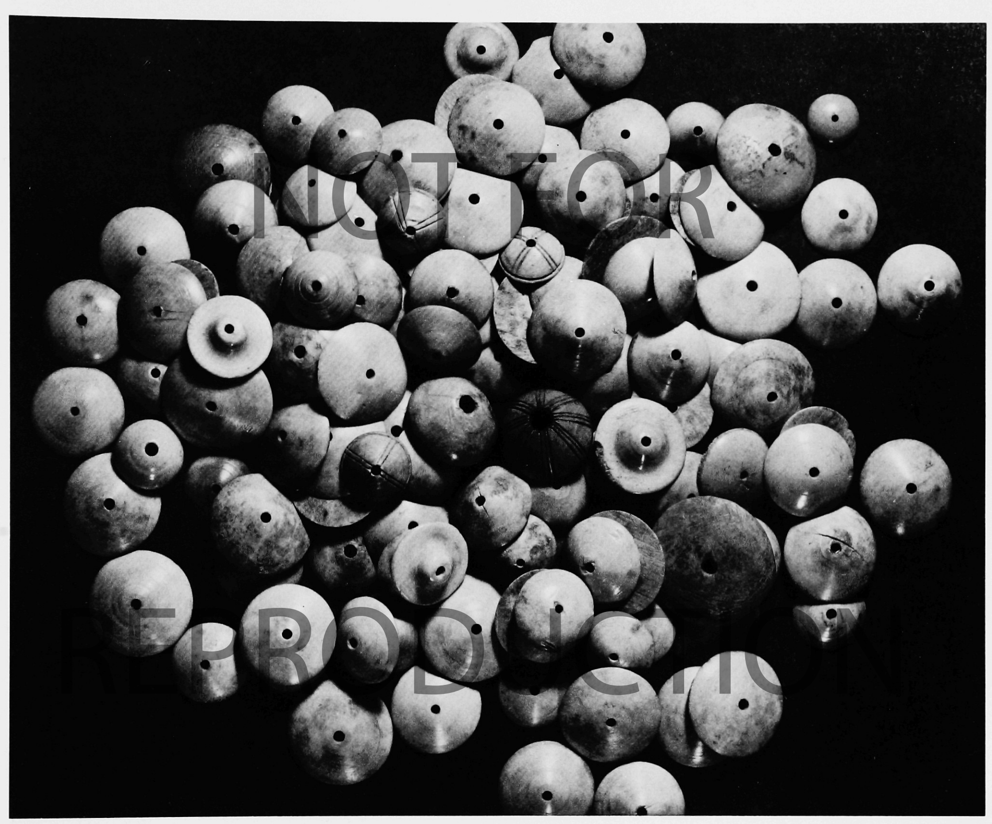
Vollständig erhalten; die Rosette war wohl ursprünglich durch den Knochenniet auf einem anderen Gegenstand befestigt. Die einzelnen Blütenblätter sind in die Knochenscheibe recht tief eingeschnitzt. Die Oberseite und die Kuppe des Nietes sind kaum poliert.
Dm. 3,2 cm (KL 78:535)

21



22





23

22 Löffel aus Elfenbein

Lediglich die Löffelschale ist erhalten, der Griff ist am Ansatz schräg abgebrochen. Die Oberfläche ist z. T. leicht angegriffen. Das Stück ist sorgfältig gearbeitet; an einer Kante ist eine kleine Unebenheit sichtbar; beidseitig gut poliert.
Erh. L. 6,7 cm (KL 78:521)

23 Knopfartige Elfenbeinscheiben

(s. Farbtaf. S. 180)

Insgesamt wurden etwa 130 Elfenbein»knöpfe« gefunden, die z. T. – nach dem Befund zu urteilen – möglicherweise auf einer Schnur aufgereiht waren. Alle Stücke besitzen eine runde Durchbohrung und eine flache unpolierte Unterseite; die Oberseite ist fast durchweg sorgfäl-

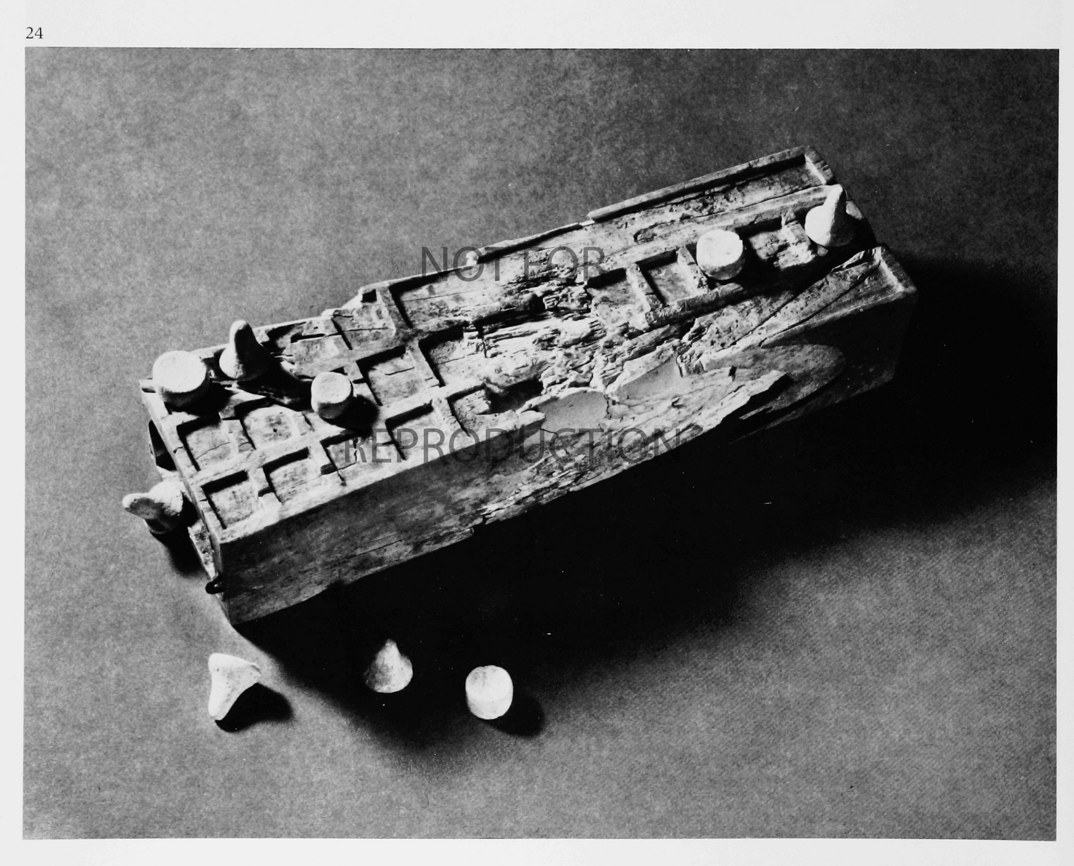
tig poliert. Unter den Formen können flach und stärker gewölbte Stücke sowie kegel- und hutförmige Exemplare unterschieden werden. Einige Stücke haben auf der Oberseite kräftiger gedrehte, konzentrische Rillen, andere Stücke tragen eine radial angeordnete Ritzverzierung.
Dm. 1,25–3,0 cm (KL 78: verschiedene Kollektionen)

24 Spielbrett aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 120)

Aus einem Stück gearbeitet; die Oberfläche ist rundum ziemlich angegriffen und z. T. stark zerstört. Dennoch ist noch gut erkennbar, daß es sich hier um eine sorgfältige und präzise handwerkliche Arbeit handelt. Die Oberfläche war ursprünglich vollständig poliert. Das Spielbrett ist beidseitig bespielbar. Die besser erhaltene Seite zeigt ein 20-Felder-Spiel; auf der schlecht erhaltenen Seite läßt

24



sich mit Sicherheit ein 30-Felder-Spiel rekonstruieren, da an den Kanten des Spielbretts die Ansätze zu entsprechenden Zwischenstegen noch erkennbar sind. Ob die eingetieften Spielfelder ursprünglich intarsienartig ausgelegt waren und ob die Seitenflächen weitere Verzierungen trugen, ist fraglich. Zumindest spricht die gleichmäßige Politur gegen weitere Verzierungen. An einer Querseite ist eine Vertiefung ausgehöhlt, die zur Aufnahme einer Schublade für Spielsteine diente. Neben der Aushöhlung ist für die Verriegelung der Schublade eine bronzene Öse eingeschlagen *(Abb. 51)*. (Vgl. S. 101 ff.).
L. 19,5 cm (KL 78:534)

25 Spielbrett aus Elfenbein

(s. Farbtaf. S. 92–93)

Das Spielbrett wurde in vielen Einzelteilen gefunden; die Identifizierung als Spiel ergab sich erst im Verlaufe der Funddokumentation. Die hier vorgestellte Rekonstruktion ist in ihren wesentlichen Teilen gesichert. Unter den Funden aus dem königlichen Pavillon befinden sich noch weitere Elfenbeinteile, die möglicherweise ebenfalls diesem Spiel zuzuordnen sind, so daß sich vielleicht die Rekonstruktion noch weiter vervollständigen lassen wird. – Es ist anzunehmen, daß das Spiel ursprünglich einen Holzkern hatte, auf den die Elfenbeinplatten und -stege montiert waren. Auf einer Frontseite war eine Schublade für die Spielsteine eingelassen; von der Schublade haben sich grob geschnitzte, unpolierte Platten erhalten, die in die Rekonstruktion jedoch nicht eingearbeitet sind. Auf der anderen Frontseite befindet sich eine zweiteilige, ritzverzierte Platte, auf der ein Mann mit Lendenschurz dargestellt ist, der eine Antilope an einem Vorderbein und einem Horn gepackt hat und zu Boden reißt. Die sechs runden Löcher zeigen, daß beide Plattenteile mit kleinen Stiften befestigt waren. Die beiden Flachseiten haben als Spielflächen gedient. Auf der einen Seite befindet sich ein 30-Felder-Spiel, das aus zehn rechteckigen Platten (nur 9 erhalten) besteht, die durch Ritzlinien in jeweils 3 Felder unterteilt sind. Das Mittelfeld einer dieser Platten ist mit einem im Profil dargestellten Kopf verziert. Eine andere Platte hat zwei Durchbohrungen, deren Funktion unklar ist. Auf der gegenüberliegenden Flachseite befindet sich ein 20-Felder-Spiel: an



25

25





25

25

25

25

eine Gruppe von 4 × 3 Feldern schließt sich eine Kolonne mit 8 Feldern an. Die einzelnen Felder sind aus nahezu quadratischen Plättchen gearbeitet, die von schmalen Stegen intarsienartig eingefaßt sind (nicht alle Plättchen und Stege sind im Original erhalten). Auf beiden Seiten der langen Felderkolonne sind rechteckige, ritzverzierte Platten angebracht, die merkwürdigerweise nicht exakt gleich lang sind. Dargestellt sind eine Antilope mit umgewandtem Kopf, die vor einem geduckten Schakal (?) flieht, bzw. eine von einem Strauch fressende Antilope, der ein geduckter Schakal (?) auflauert. Die Seitenflächen sind jeweils oben und unten durch schmale, aus zwei Teilen gearbeitete Leisten eingefaßt. Dazwischen sind links und rechts jeweils rechteckige, ritzverzierte Platten eingefügt, wobei die Ritzverzierung teilweise auch auf die Randleisten übergreift. Die ursprüngliche Gestaltung der Mittelfelder ist bislang nicht geklärt. Auf der einen Seite ist links ein galoppierender Stier und rechts ein nicht näher identifizierbares Tier mit gepunktetem Fell abgebildet. Auf der gegenüberliegenden Schmalseite ist links und rechts jeweils ein Mann mit Lendenschurz dargestellt, der eine Antilope zu Boden zu reißen versucht. – Die Oberseite aller Platten und Stege ist sorgfältig poliert, die nicht sichtbaren Flächen sind rauh belassen. Die Außenkanten des Spielbrettes sind abgerundet. Einige Teile sind sekundär hellgrün verfärbt (wohl Abfärbungen von Bronzepatina). (Vgl. S. 101 ff.).

L. 27, 1 cm (KL 78:536)

26 Spielsteine

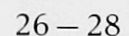
Weiße Fritte; flachzylindrisch; mit leichten Abnutzungsspuren.
Dm. 1,1–1,3 cm (KL 78:836, 845, 853, 854)

27 Spielsteine

Weiße und hellgraue Fritte; kegelförmig; z. T. leicht lädiert. Der Kern der weißen Spielsteine ist gelb. Das hellgraue Exemplar besitzt ein eingelegtes, vom Boden bis zur Spitze umlaufendes, hellgelbes Spiralband. Dieser Stein hat außerdem in der Bodenmitte eine runde Bohrung.
H. 1,4–2,2 cm (KL 78:844, 846, 848–851)

28 Spielsteine

Weiße und gelbe Fritte; halbkugelförmig, die Bodenmitte besitzt entweder eine kleine Bohrung oder ist konkav gewölbt. In ihren Details sind die Spielsteine sehr unterschiedlich gestaltet. Die Grundfläche ist weißlich, auf die ein Augenmuster mit weißer Farbe aufgemalt oder mit gelber Paste eingelegt ist. Teilweise sind die Augen etwas erhaben. Bei einigen Steinen haben sich Reste schwarzer Bemalung erhalten.
H. 1,1–1,4 cm (KL 78:837–840, 847, 852, 855, 856)


26 – 28



29

29 Astragale

Mittelfußknochen größerer Tiere, die als Spielsteine verwendet wurden. Bei einigen Exemplaren sind die vorstehenden Kanten flach abgeschliffen. Das kleinste, hellbraune Stück stellt offenbar die Imitation eines Astragals aus Elfenbein dar. – Das Spielen mit Astragalen ist noch heute in verschiedenen Gegenden des Orients und Nordafrikas üblich.

L. 3,1–4,3 cm (KL 78:1045–47, 1049–51, 1053)

30 Schale mit ägyptischer Inschrift

(s. Farbtaf. S. 49)

Vulkangestein, weitgehend verkieselt, mit teilweise umgewandelten Hornblenden. Sehr sorgfältig gearbeitetes Gefäß; die Oberfläche ist außen und innen geschliffen und poliert; auf der Außenfläche kleine Ausbrüche und Unebenheiten. Auf der Schulter eine ägyptische Inschrift; Lesung: »Fürst Ra-woser« (Vgl. S. 38 f.).

H. 15,9 cm (KL 78:507)

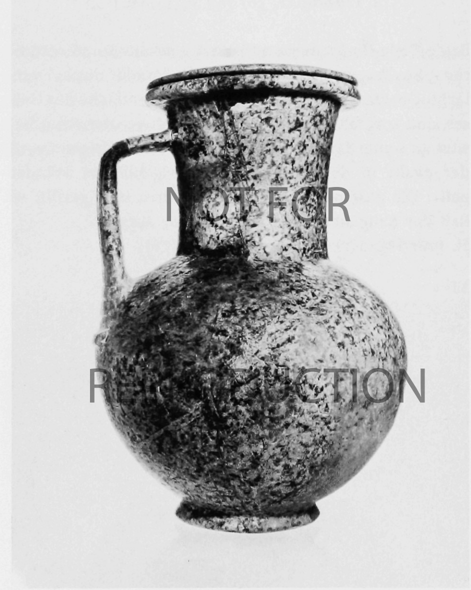
31 Krug mit Deckel aus Serpentin

(s. Farbtaf. S. 52)

Der Deckel ist vollständig, der Krug zu etwa $^{2}/_{3}$ erhalten; restauriert. Einige Stellen des Kruges sind sekundär dunkler verfärbt. Die Oberfläche außen und die Innenfläche des Halses sind sorgfältig geschliffen und poliert. Der Henkel ist mit vertikalen und horizontalen Rillen verziert.
H. des Kruges 26 cm; Dm. des Deckels 12,6 cm (KL 78:575)

32 Kleiner Krug aus Serpentin

Das Gefäß ist fast vollständig erhalten; restauriert. Einige Stellen an Bauch und Schulter sind, wohl sekundär, dunkelbraun bis dunkeloliv verfärbt. Die Oberfläche außen und die Innenfläche des Halses sind sorgfältig geschliffen und poliert.
H. 12,2 cm (KL 78:573)



31

30



32



33 Krug mit Ständer aus Serpentin

(s. Farbtaf. S. 56)

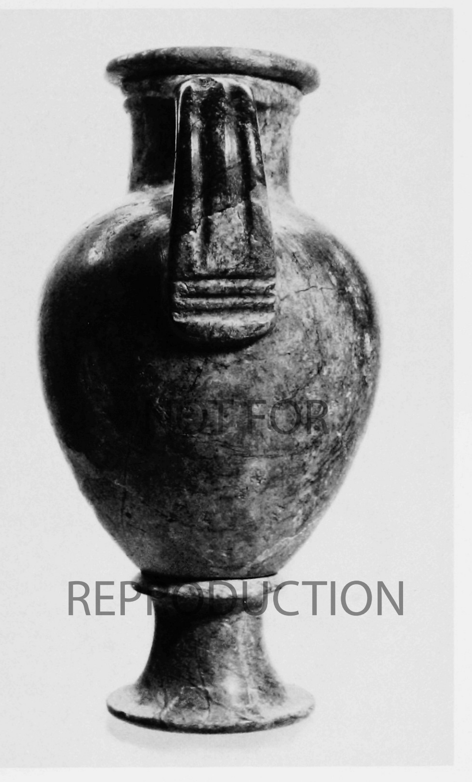
Beide Teile sind nahezu vollständig erhalten und restauriert. Ein Fragment des Henkels ist sekundär dunkel verfärbt. Die Oberfläche außen und die Innenfläche des Halses sind sorgfältig geschliffen und poliert. Der Krug besitzt an seiner Bodenfläche einen kurzen kräftigen Dorn, der exakt in den entsprechend ausgehöhlten Ständer paßt. Die aufeinanderliegenden Flächen sind gerillt, so daß der Krug sicher auf dem Ständer aufsitzt.
H. (mit Ständer) 23,8 cm (KL 78:572)

34 Vase mit Schnurösen aus Serpentin

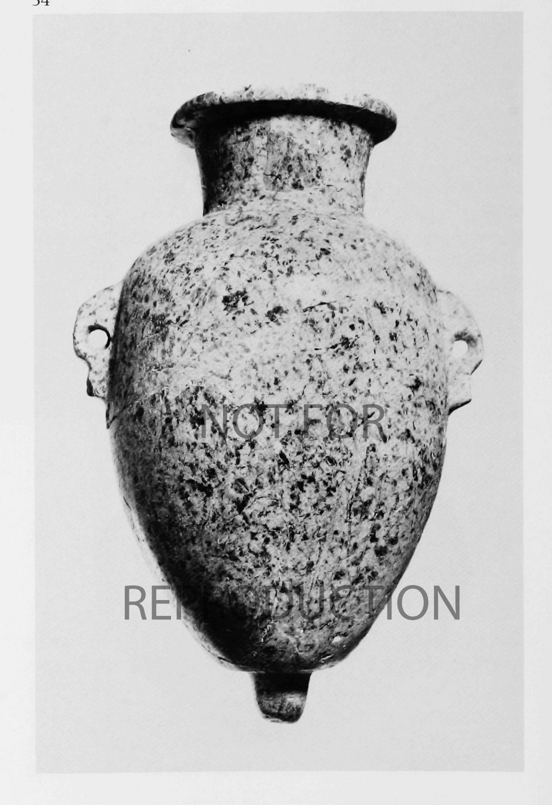
(s. Farbtaf. S. 56)

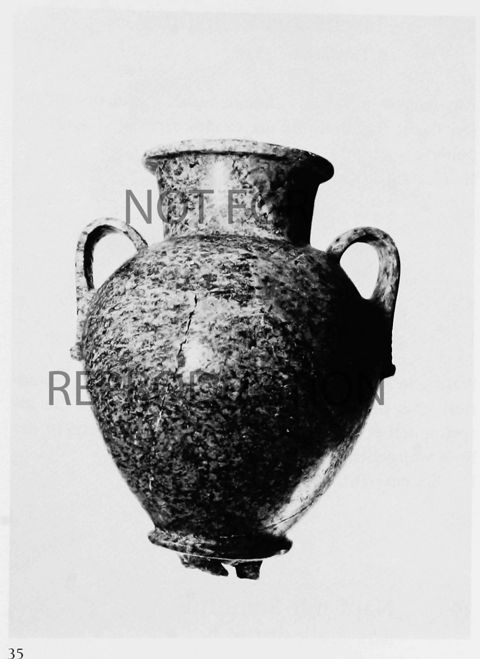
Das Gefäß ist nahezu vollständig erhalten; restauriert. Außenfläche und Randlippe sind sorgfältig geschliffen und poliert. Einige Stellen sind durch Sinterablagerungen jetzt etwas rauher. Der zugehörige Ständer fehlt.
H. 21,5 cm (KL 78:574)

33



34





35

35 Vase aus Serpentin

(s. Farbtaf. S. 52)

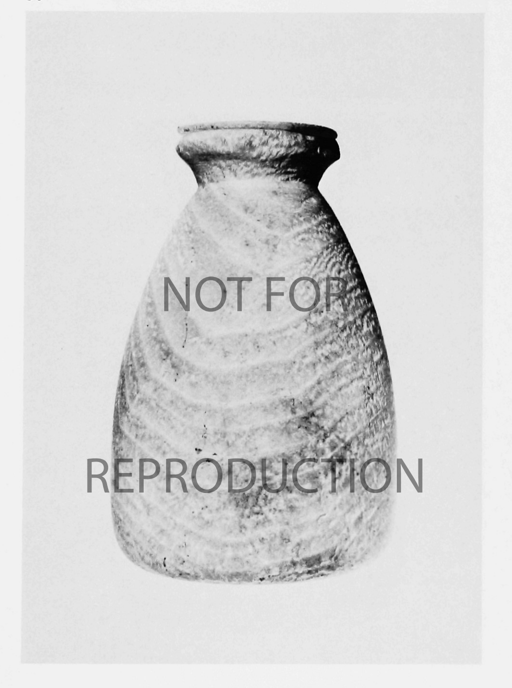
Etwa zur Hälfte erhalten; die Hälfte der Mündung und des Halses, ein Henkel mit größerem Wandungsteil und der Fuß fehlen; restauriert. Das Gefäß ist sehr sorgfältig gearbeitet; die Oberfläche ist glänzend poliert, die Innenwandung des Halses ist ebenfalls poliert. Die Rekonstruktion des Fußes – mit Zapfen und separatem Ständer oder mit Standfuß – ist nicht gesichert. Letzteres erscheint wahrscheinlicher, da unterhalb des Bodenringes die erhaltene Außenfläche des Fußes poliert ist und nach außen ausschwingt.
Erh. H. 28,7 cm (KL 78:571)

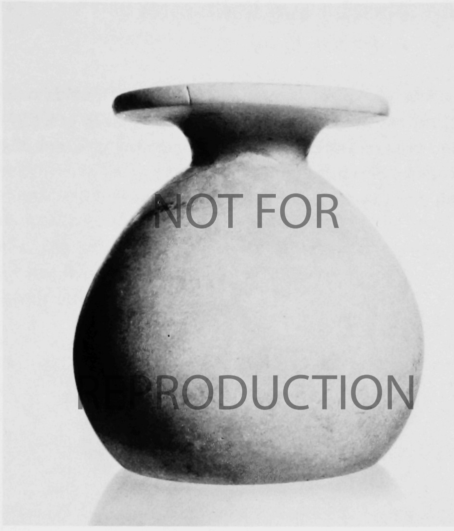
36 Flasche aus Kalksinter

(s. Farbtaf. S. 10)

Die Flasche wurde unzerbrochen mit zugehörigem Deckel aufgefunden. Die Oberfläche ist sehr sorgfältig geschliffen und poliert. Durch die schöne Maserung gewinnt das Gefäß besonderen Reiz.
H. (mit Deckel) 18,3 cm (KL 78:500)

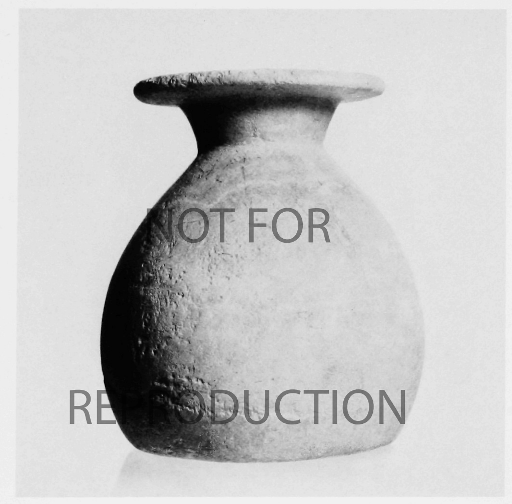
36





37

38



37 Flasche aus Kalksinter

(s. Farbtaf. S. 53)

Aus mehreren Teilen zusammengesetzt und restauriert. Der flache Randteil und der Gefäßkörper sind sorgfältig poliert.
H. 18,2 cm (KL 78:579)

38 Flasche aus Kalksinter

(s. Farbtaf. S. 53)

Form wie Kat. Nr. 37. Fast vollständig erhalten, restauriert. Das Gefäß ist sauber gearbeitet, doch ist die ursprünglich polierte Oberfläche durch das Lagern in der Erde weitgehend zerstört.
H. 18,2 cm (KL 78:578)

39 Napf mit Standfuß aus Kalksinter

(s. Farbtaf. S. 53)

Nahezu vollständig erhalten, restauriert. Das Gefäß ist sehr präzise gearbeitet. Durch das Lagern in der Erde ist die Oberfläche stellenweise porig und rauh geworden.
H. 10,8 cm (KL 78:580)

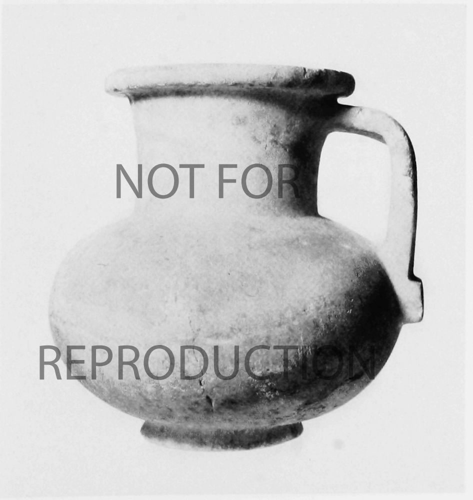
40 Krug aus Kalksinter

Unzerbrochen und nahezu vollständig erhalten; lediglich kleine Stellen am Rand sind ergänzt. Die Oberfläche außen und am Hals innen ist sorgfältig poliert. Durch die Lagerung im Boden ist eine Gefäßhälfte stark angegriffen.
H. 19,9 cm (KL 78:502)



39

40

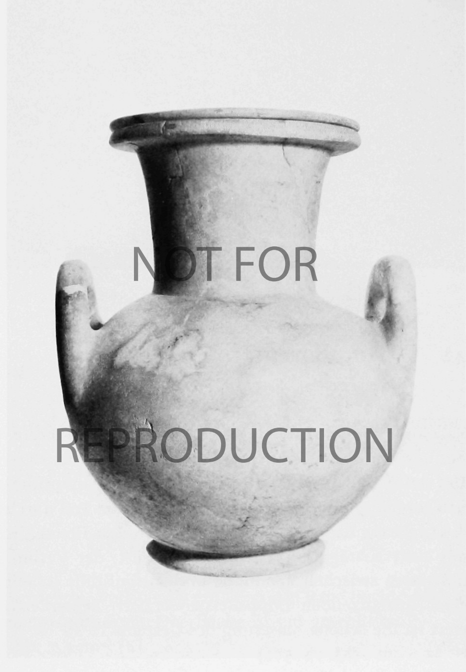


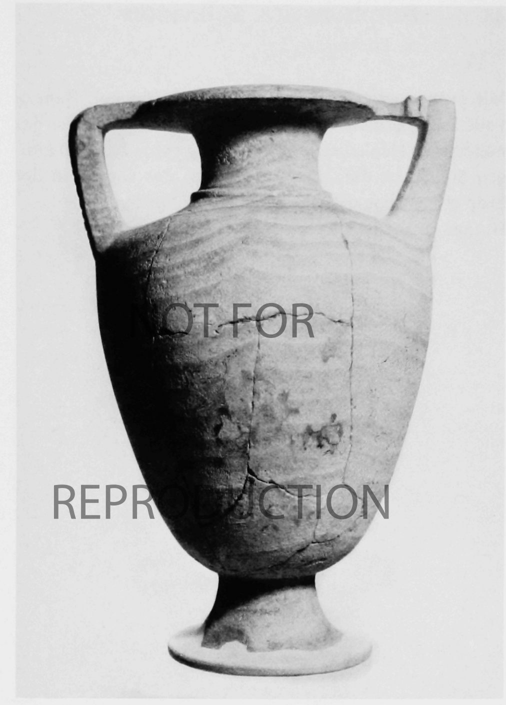
41 Amphora aus Kalksinter

(s. Farbtaf. S. 23)

Mit zwei querstehenden Henkeln und Deckel. Nahezu vollständig erhalten, restauriert. Die Oberfläche ist gut poliert; die Henkel sind etwas kantig geblieben. An einigen Stellen ist die Oberfläche durch das Lagern in der Erde etwas angegriffen und porös geworden.
H. (mit Deckel) 27,3 cm (KL 78:581)

41





42

42 Amphorenförmige Kanne

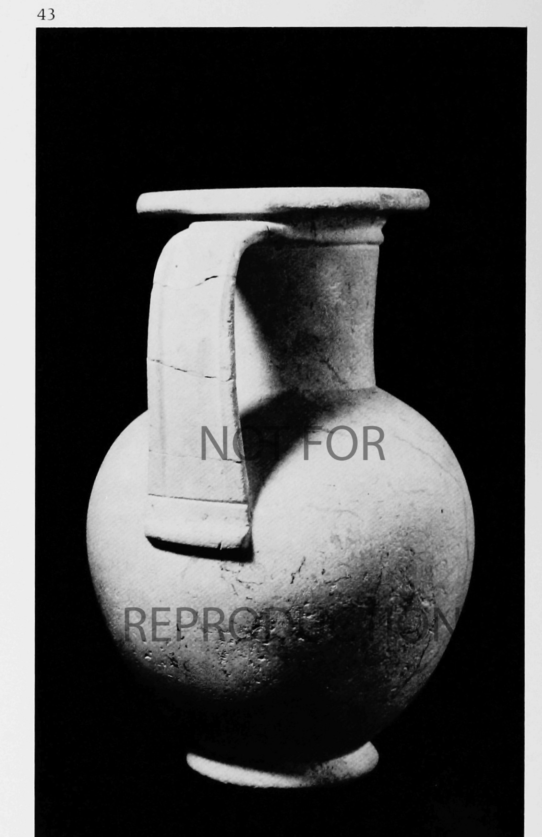
(s. Farbtaf. S. 11)

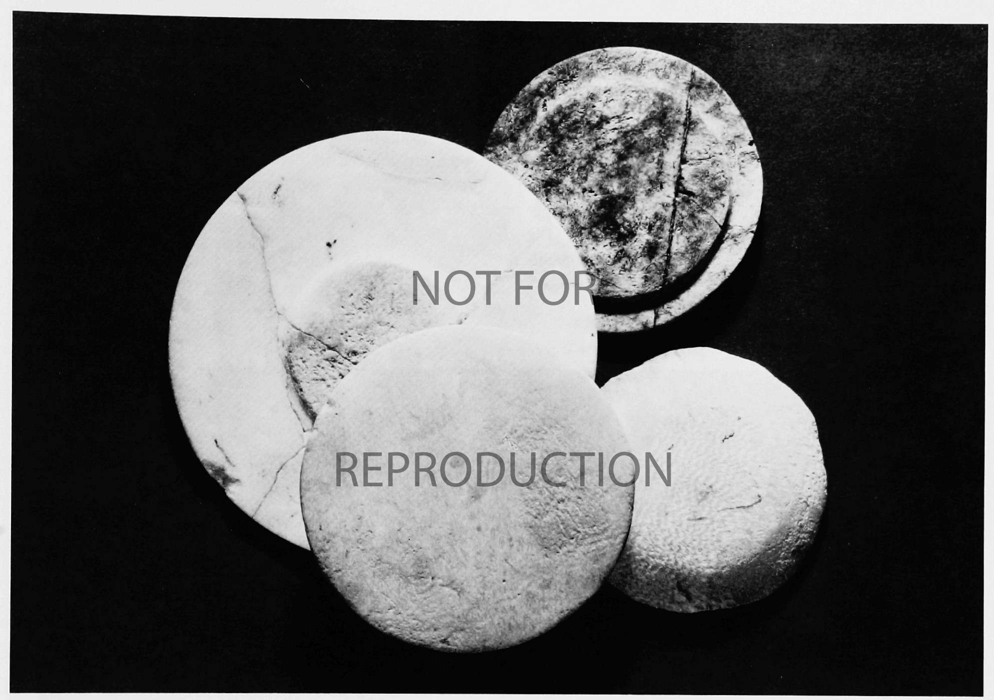
Kalksinter. Fast vollständig erhalten; Teile des Standfußes und der obere Teil der Ausgußtülle sind restauriert. Das Gefäß ist sehr präzise gearbeitet und war ursprünglich sorgfältig poliert. Die Oberfläche ist zum Teil durch die Lagerung im Boden stark angegriffen. Der Henkel ist mit einer schräggekerbten Leiste verziert; der Verbindungssteg zwischen Randlippe und Ausgußtülle ist mit einer quersitzenden Doppelleiste verziert. Bemerkenswert ist die schöne Maserung des Gesteins.
H. 32,6 cm (KL 78:582)

43 Krug aus Muschelkalk

Vollständig erhalten, lediglich der Henkel war zerbrochen. Die Oberfläche außen an Bauch, Hals und Henkel ist glatt und sehr sauber bearbeitet. Der Rand und der Hals innen sind etwas rauher belassen.
H. 26,4 cm (KL 78:501)

43





44 – 47

44 Gefäßdeckel

Kalksinter; fast vollständig erhalten, restauriert. Die Oberseite ist sehr gut geschliffen.
Dm. 11,0 cm (KL 78:583)

45 Gefäßdeckel

Kalksinter; vollständig erhalten. Ober- und Unterseite sind sehr gut geschliffen.
Dm. 8,4 cm (KL 78:584)

46 Gefäßdeckel

Kalksinter; vollständig erhalten. Die Kante ist rundum bestoßen. Die Oberfläche ist beidseitig etwas angegriffen.
Dm. 6,9 cm (KL 78:169)

47 Gefäßdeckel

Serpentin; vollständig erhalten. Am Rand leichte Abnutzungsspuren; die Oberfläche ist gut geschliffen.
Dm. 7,3 cm (KL 78:577)

48 Schale

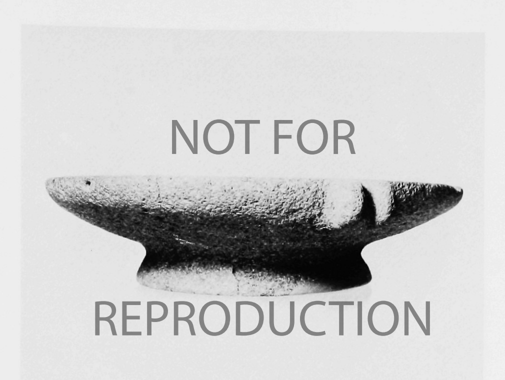
Olivinbasalt. Vollständig erhalten, aus mehreren Teilen zusammengesetzt und geringfügig ergänzt. Die Schaleninnenfläche ist, besonders im Zentrum, vermutlich durch Benutzung gut geglättet. Auf der Bodenfläche befindet sich ein Relief. Dargestellt ist eine sitzende Figur mit erhobenen Armen; die Füße sind auf einen Schemel gestellt. Vor der Figur steht ein altarähnlicher Tisch. Die Darstellung ist gut erkennbar, jedoch nicht sehr sorgfältig gearbeitet.
Dm. 31,8 cm (KL 78:515)

49 Schale

Olivinbasalt. Nahezu vollständig erhalten; aus mehreren Teilen zusammengesetzt und geringfügig ergänzt. Die Schaleninnenfläche ist, vermutlich durch Benutzung, gut geglättet. Am Rand befindet sich eine recht sorgfältig herausgearbeitete Griffknubbe.
Dm. 34 cm (KL 78:516)

48 – 49





49

51 Cyprischer Krug

(s. Farbtaf. S. 112)

Ton; ohne Drehscheibe hergestellt. Reichlich zur Hälfte erhalten; restauriert. Farbe: mittelbraun; außen und am Rand innen schwarzbraun bemalt, darauf weiße Streifenbemalung. Die Oberfläche ist teilweise abgeplatzt.
H. 28,9 cm (KL 78:585)

52 Cyprischer Krug

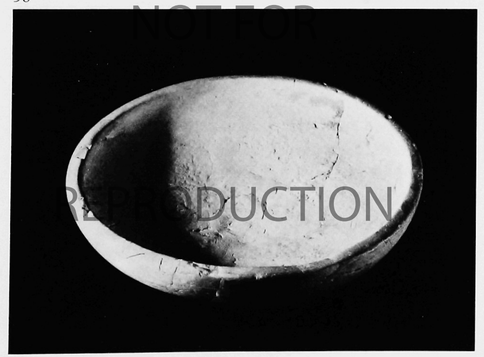
(s. Farbtaf. S. 112)

Wie Kat. Nr. 51. Knapp zur Hälfte erhalten; restauriert.
H. 29,6 cm (KL 78:586)

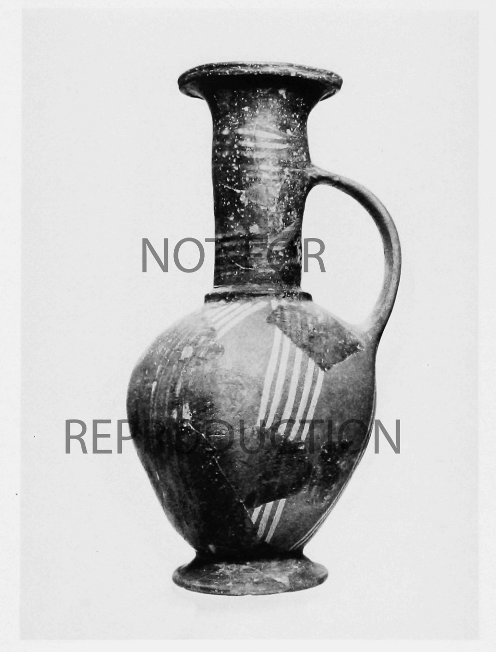
50 Teller

Sehr feiner Kalkstein. Etwa zu drei Viertel erhalten; aus mehreren Teilen zusammengesetzt und restauriert. Bei der Auffindung war das Gestein so weich, daß es kaum geborgen werden konnte. Für die Restaurierung mußten die Fragmente mehrfach gehärtet werden. Der Teller ist unverziert und weist keine Besonderheiten auf.
Dm. 30,8 cm (KL 78:517)

50



51



53 Cyprischer Krug

(s. Farbtaf. S. 112)

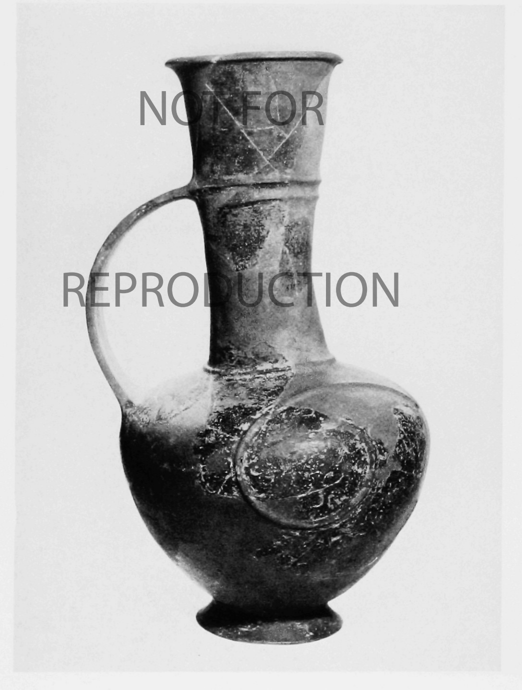
Wie Kat. Nr. 51. Etwa zur Hälfte erhalten; der Hals und ein Teil des Henkels sind ergänzt. Die weiße Streifenbemalung ist nur noch schwach erkennbar. Eine Hälfte des Gefäßes ist sekundär rot verbrannt.
H. 28,4 cm (KL 78:588)

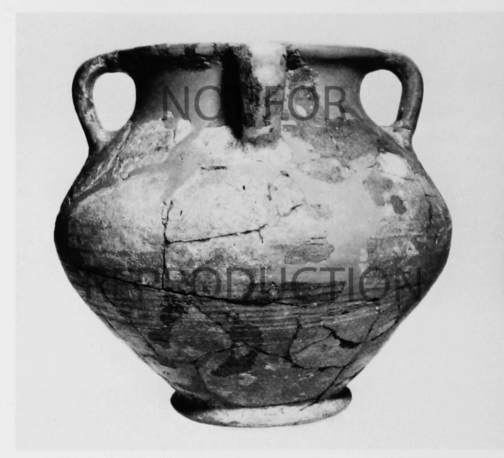
54 Cyprischer Krug

(s. Farbtaf. S. 112)

Ton; ohne Drehscheibe hergestellt. Etwa zu drei Vierteln erhalten; restauriert. Außen und am Rand innen ein rotbrauner Überzug, der auf einer Hälfte des Gefäßes nur noch in Resten, auf der anderen Hälfte noch relativ vollständig erhalten ist. Auf letzterer Hälfte ist der Überzug sekundär dunkelbraun verfärbt. Die Verzierungswülste an Hals und Schulterumbruch sowie die Spiralverzierungen auf dem Bauch sind – soweit erkennbar – als Wülste aus dem Ton herausgedrückt und nicht nachträglich aufgesetzt.
H. 37,7 cm (KL 78:587)

54



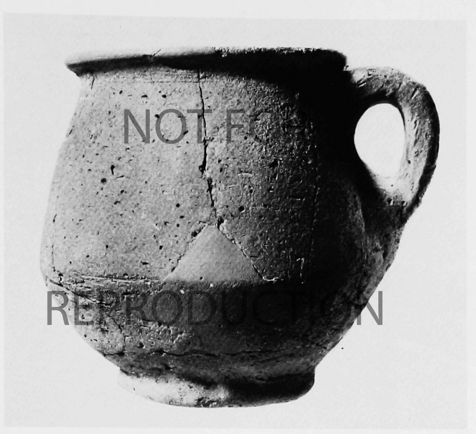


55

55 Vierhenklige Terrine

(s. Farbtaf. S. 113)

Fayence. Etwa zu zwei Drittel erhalten; restauriert. Farbe des Tonkerns: rotbraun. Außen und innen war ursprünglich eine ziemlich dicke, grasgrüne Glasur aufgetragen, die jedoch schlecht erhalten ist. An nur wenigen Stellen ist die grasgrüne Farbe noch zu erkennen, ansonsten erscheint die Glasur jetzt hell- bis gelblich-grün. Der Standring des Gefäßes ist niedriger als die Bodenwölbung, so daß das Gefäß nicht sicher aufsteht, sondern wackelt. Auf der Bodenfläche haften Holzreste an.
H. 23,2 cm (KL 78:956)



56

56 Kleiner Henkeltopf

Ton. Nahezu vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun. Gefäßunterteil, Bodenfläche sowie innen leicht versintert. Die Oberfläche ist gut verstrichen.
H. 10,7 cm (KL 78:831)

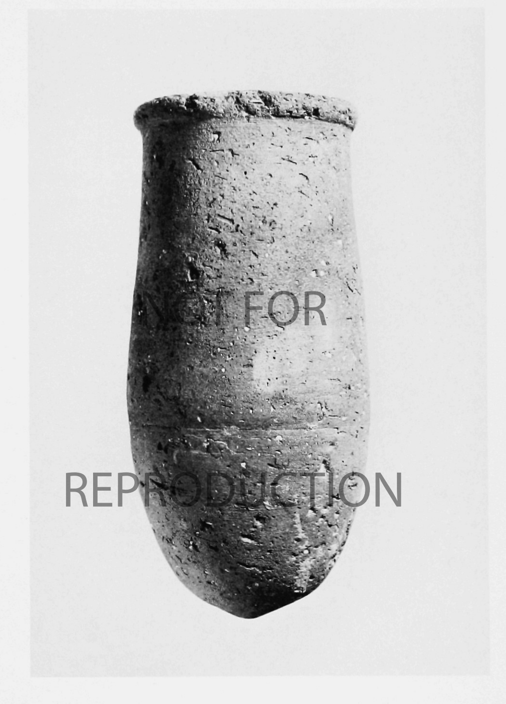
57 Schlauchförmiges Tongefäß

Bis auf kleine Stellen am Rand vollständig und unzerbrochen erhalten. Farbe: rostbraun. Das runde Gefäßunterteil ist handgeformt, der Rest ist scheibengedreht. Die Oberfläche ist rauh belassen, innen versintert und z.T. abgeblättert.
H. 13,2 cm (KL 78:543)

58 Schale

Ton. Vollständig erhalten, geringfügig restauriert. Farbe: dunkelbraun-ocker, außen z.T. rotbraun gefleckt. Die Oberfläche ist verstrichen und mit einem dünnen dunkelbraunen Überzug versehen.
H. 7,2 cm, Dm. 23,9 cm (KL 78:795)

57





59 Schale

Ton. Nahezu vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun. Innen und außen ist ein dunkelrotbrauner Überzug aufgetragen, der innen großflächig abgeplatzt ist. Die Oberfläche ist ungeglättet, rauh und stumpf.
H. 6,8 cm, Dm. 22,0 cm (KL 78:796)

60 Schale

Ton. Etwa zu vier Fünftel erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun-rötlich. Innen und außen mit einem dunkelrotbraunen Überzug versehen, der z.T. abgeplatzt ist. Oberfläche innen flüchtig verstrichen, ansonsten rauh und stumpf belassen. Innen am Rand eine kleine brandgeschwärzte Stelle.
H. 7,5 cm, Dm. 23,3 cm (KL 78:244)

61 Schale

Ton. Etwa zu vier Fünftel erhalten; restauriert. Farbe: beige. Die Oberfläche ist rauh und stumpf belassen.
H. 6,9 cm, Dm. 21,4 cm (KL 78:794)

62 Schale

Ton. Etwa zu drei Viertel erhalten; restauriert. Farbe: hellbraunrötlich, z.T. ocker verfärbt. Die Oberfläche ist nur flüchtig verstrichen und daher rauh und stumpf.
H. 6,1 cm, Dm. 17,8 cm (KL 78:798)

63 Schale

Ton. Etwa zu zwei Drittel erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun-ocker bis hellbraun-orange. Die Oberfläche ist rauh und stumpf belassen.
H. 7,1 cm, Dm. 20,1 cm (KL 78:799)

◁ 58, 60 – 61

64 Schale mit Standfuß

Ton. Bis auf wenige Scherben vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun. Am Rand vereinzelt rötlichbraune Reste eines Überzugs (?). Die Oberfläche ist nur verstrichen und daher rauh und stumpf.
H. 7,8 cm, Dm. 18,7 cm (KL 78:797)

65 Öllampe

Ton. Fast vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellrotbraun; an der Schnute innen und außen brandgeschwärzt. Die Oberfläche ist rauh und stumpf.
Gr. Dm. 14,9 cm (KL 78:806)

66 Öllampe

Ton. Fast vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun, z.T. etwas rötlich; an der Schnute brandgeschwärzt. Am Rand verstrichen, ansonsten rauh und stumpf.
Gr. Dm. 13,7 cm (KL 78:807)

67 Öllampe

Ton. Fast vollständig erhalten; restauriert. Farbe: hellbraun-rötlich bis ocker; die Mittelfläche innen ist brandgeschwärzt. Die Oberfläche ist nur flüchtig verstrichen, daher rauh und stumpf.
Gr. Dm. 13,6 cm (KL 78:808)

68 Öllampe

Ton. Bis auf eine kleine Stelle am Rand vollständig erhalten; restauriert. Farbe: rotbraun; innen und außen stark versintert; an der Schnute brandgeschwärzt. Durch die Lagerung im Boden und Versinterung ist die Oberfläche jetzt sehr rauh und stumpf.
Gr. Dm. 15,0 cm (KL 78:832)





69

69 Streitwagenmodell aus Ton

(s. Farbtaf. S. 60)

Das Streitwagenmodell wurde in stark fragmentiertem Zustand aufgefunden; etwa zu drei Viertel erhalten. Die Oberfläche ist rundum handverstrichen; der Ton ist sekundär sehr bröckelig geworden. Soweit eine Rekonstruktion gesichert bzw. sinnvoll erschien, wurden fehlende Teile in Gips ergänzt. Der Kopf der Beifahrerfigur und die oberen Kopfbereiche der Pferde wurden nicht ergänzt, da Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion fehlen. Unterarme und Hände der Lenkerfigur wurden analog zur Gestaltung der erhaltenen Pferdeschnauze ergänzt. Deichsel, Joch, Radachsen und Zügel wurden aus Holz bzw. Leder nachgebildet; von den ursprünglichen Teilen ist nichts erhalten. Die Rekonstruktion der Deichsel erscheint gesichert: Der Boden des Wagenkastens ist längsdurchbohrt; die Bodenplatte der Pferde besitzt hinten eine Delle, die der Deichsel an dieser Stelle Platz macht. Somit ist anzunehmen, daß die ursprüngliche

◁ 65–68

Deichsel die hier dargestellte geschwungene Form besaß. Unsicher ist hingegen die Verbindung zwischen Joch und Deichsel, die Form des Joches und die Zügelführung im Bereich des Joches.

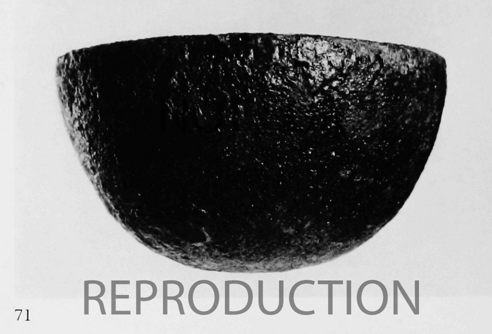
Das Modell ist sehr einfach, fast dilettantisch geformt. Besondere Details sind nicht ausgearbeitet. Wagenkasten und Bodenplatte der Pferde sind für die Montage der Räder querdurchbohrt. Ein weiteres Loch ist senkrecht zwischen den Vorderbeinen der Pferde angebracht; seine Funktion ist unklar, möglicherweise diente es zum Hinterherziehen des Modells. Die Pferde und die Figuren im Wagenkasten wurden gesondert geformt, an ihre Stelle gesetzt und verstrichen. Die Gesichtszüge der Lenkerfigur sind nur mäßig herausgearbeitet. Die Beifahrerfigur ist im Verhältnis zur Lenkerfigur sehr klein; die Gestalt hält sich an der Brüstung des Wagens fest.

L. des rekonstruierten Modells 27,5 cm (KL 78:508)



70





71

70 Linsenförmige Flasche aus Glas

(s. Farbtaf. S. 169)

Etwa zu vier Fünftel erhalten; restauriert. Die Farbe des Glases reicht von einem Mittelbraun bis zu einem schmutzig-weißlichen Braun; die Verzierungsfäden sind dunkelbraun und weiß. – Das Gefäß wurde in der sog. Sandkerntechnik hergestellt; die vom Sand rauhe Innenfläche ist im Gefäßhals noch zu ertasten. In den noch heißen Gefäßkörper wurden die Verzierungsfäden eingedrückt und – vermutlich mit einem Stab – zu einem Federmuster ausgezogen. Verzierungszonen sind der Hals und der Bauch des Gefäßes; der Boden und die Schulterpartie bis zum Halsansatz sind unverziert. Gleichzeitig mit dem Eindrücken und Ausziehen der Verzierungsfäden ist wohl die Oberfläche geglättet worden. Erst danach, aber noch vor Erkalten des Gefäßes, wurde die Randlippe umgebogen. Die Randlippe ist mit zwei weißen Glasfäden verziert, die allerdings nur noch an einer winzigen Stelle erhalten sind. Die beiden Henkel wurden gesondert angebracht: Der glühend heiße Glasstrang wurde angeschmolzen, schwungvoll zum Henkel ausgezogen, das andere Ende angeschmolzen und der Rest des Stranges abgekniffen.

H. 10,7 cm (KL 78:514)

Lit.: B. Nolte, Die Glasgefäße im Alten Ägypten (MÄS 14), Berlin 1968, insbes. 26 ff. – H. Kühne, Artikel »Glas«, in: Reallexikon der Assyriologie Bd. 3, 410 ff., insbes. 412 f., 417–422.

71 Bronzeschale

(s. Farbtaf. S. 57)

Vollständig erhalten, unzerbrochen; außen wenig, innen etwas stärker korrodiert. Der Rand ist außen gerundet und bildet innen eine leicht vorstehende Kante. Innen in der Bodenmitte eine knubbenartige Verdickung.
H. 7,0 cm (KL 78:591)

72 Bronzepfanne (?)

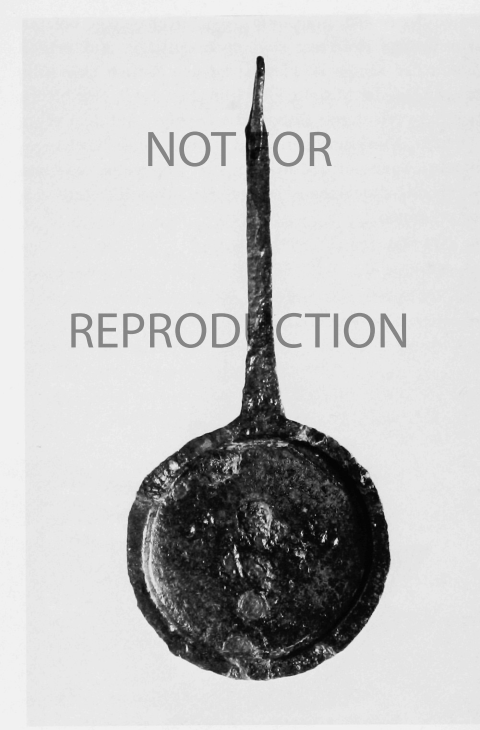
(s. Farbtaf. S. 57)

Nahezu vollständig erhalten, restauriert; mäßig korrodiert. Rundlicher, leicht nach unten gewölbter Pfannen(?)teller mit kurzer steiler Seitenwandung und nahezu waagerecht abstehendem Rand. Der flachbandförmige Griff geht in einen rundstabigen, umgebogenen Teil über, der schließlich in einem stilisierten Entenkopf endet. Der Entenkopf ist oben und an den Seiten abgeflacht; seitlich sind jeweils ein Auge und eine schnabelartige Linie schwach zu erkennen.
L. 35,2 cm (KL 78:593)

73 Sichelschwert aus Bronze

(s. Farbtaf. S. 116)

Vollständig erhalten, mäßig korrodiert. Der Griffteil ist beidseitig von hochstehenden Stegen eingerahmt, zwi-



72

73



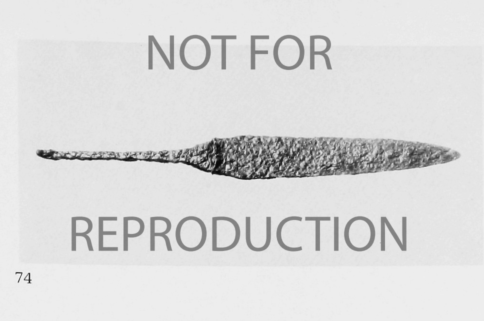
schen denen sich ursprünglich eine Holzeinlage befand. Nur wenige Holzreste sind noch erhalten. Auf beiden Seiten der Klinge ist parallel zu den Kanten eine Rille erkennbar; der Mittelteil der Klinge ist durch eine hierzu parallel verlaufende Doppelrille verziert. Auf dem abgeflachten Klingenrücken sind zwei Längsrillen angebracht. Auch auf der abgeflachten Unterseite zwischen Griff und Schneidenansatz sind zwei Längsrillen schwach zu erkennen.
L. 36,4 cm (KL 78:592)

74 Bronzedolch

(s. Farbtaf. S. 116)

Vollständig erhalten, stark korrodiert. Die Klinge ist sekundär leicht verbogen. Am Klingenabschluß befindet sich beidseitig jeweils ein leicht gekrümmter, scharfkantiger Steg. Das Ende der vierkantigen Griffangel ist umgebogen.
L. 24,5 cm (KL 78:1055)


76



74



75

75 Bronzemesser

Vollständig erhalten, mäßig korrodiert. Mit flachbandförmigem Griff und angewinkeltem Klingenteil.
L. 14,4 cm (KL 78:1056)

76 Bronzepfeilspitzen

(s. Farbtaf. S. 116)

In den Kellerräumen des königlichen Pavillons wurden nahezu 30 Pfeilspitzen gefunden, von denen hier nur die besterhaltenen Exemplare ausgestellt werden. Unterschiedlich stark korrodiert; mit weidenblattförmigem oder sehr schmalem Blatt; ein Exemplar ist vierflügelig; meist mit einem sehr flachen, breiten Mittelgrat. Der Schaft ist in der Regel vierkantig.
L 7,5–14 cm (KL 78: Auswahl)

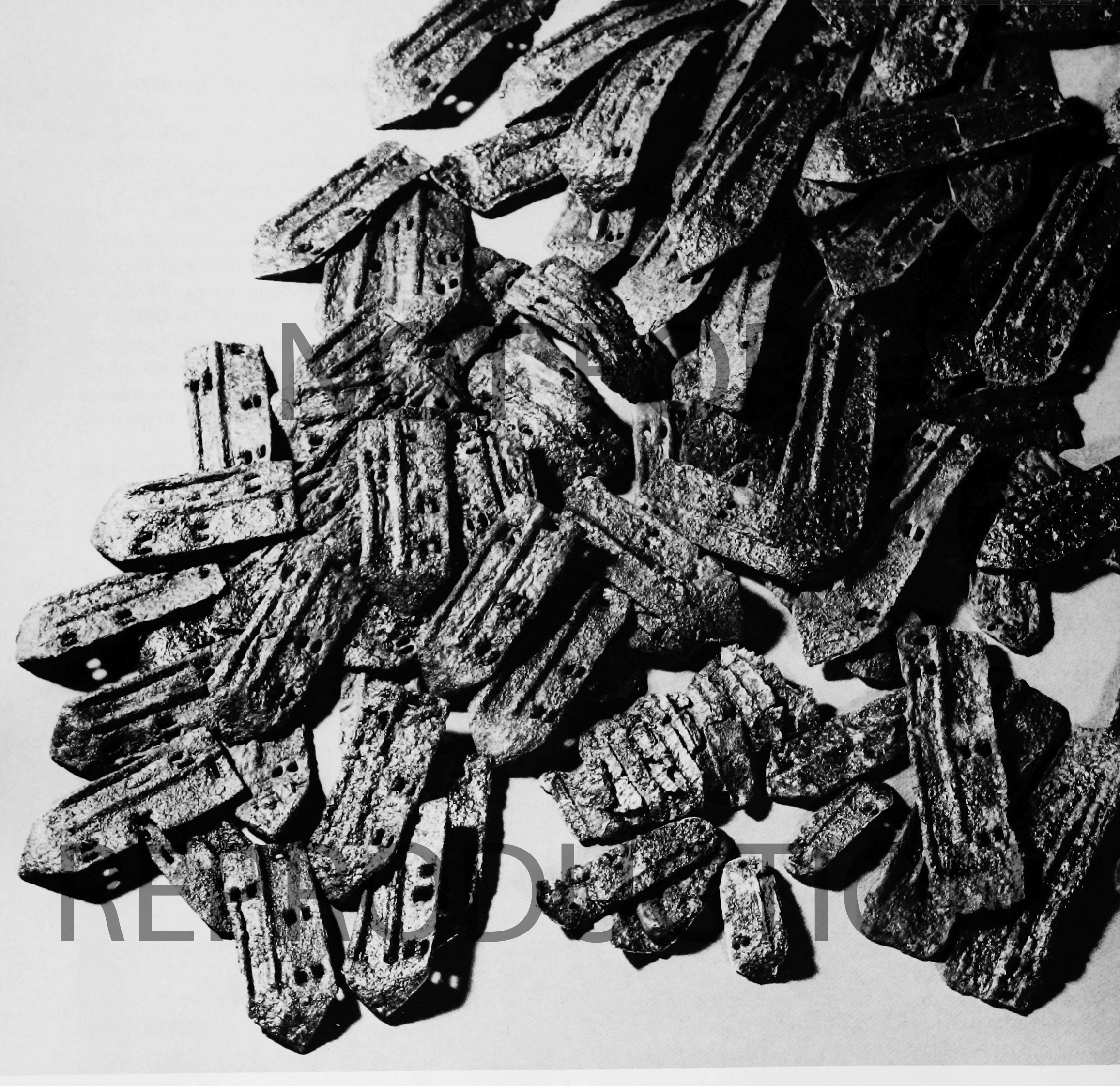
77 Panzerschuppen aus Bronze

(s. Farbtaf. S. 117)

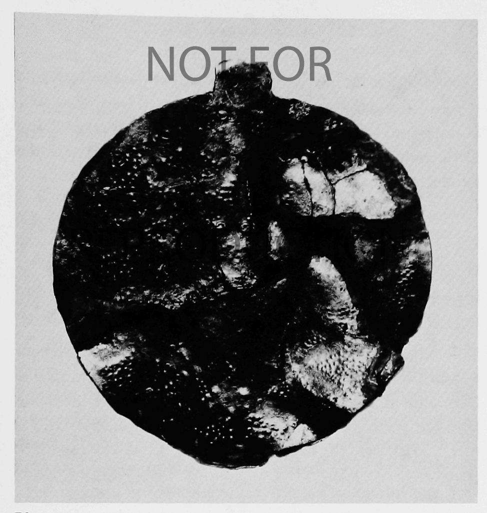
Insgesamt wurden etwa 180 mäßig bis stark korrodierte Panzerschuppen gefunden, von denen hier nur eine Auswahl der besterhaltenen Stücke ausgestellt wird. Einige Fehlstellen sind in Kunststoff ergänzt; z. T. sind die Platten deformiert. Zur Herstellungstechnik und Typologie der Schuppen sowie zur Rekonstruktion des Panzers s. S. 94ff. u. *Abb. 54*. – Außerdem wurden im Bereich der Panzerschuppen etwa 40 haken- oder schlingenförmig gebogene Bronzekrampen gefunden, mit denen die einzelnen Teile der ledernen Panzerunterlage zusammengehalten wurden, die teilweise aber auch für Reparaturen der Plattenverschnürung gedient haben.
Durchschn. L. der Platten Typ 1: 8,6 cm; Typ 2: 6,2 cm; Typ 3: 9,0 cm; Typ 4: 3,9 cm. (KL 78: Auswahl)

Abb. 54 Rekonstruktionsmodell des Schuppenpanzers (zu Kat. Nr. 77).





77



78

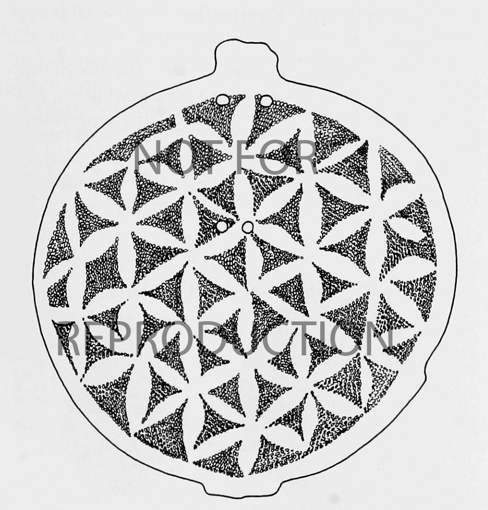


Abb. 55 Rekonstruktion des Musters auf der Silberscheibe Kat. Nr. 78.

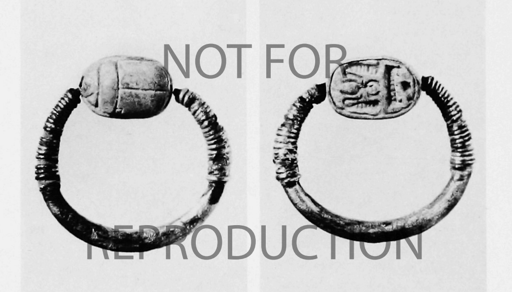
78 Verziertes Silberblech

Wohl vollständig erhalten, aber durch starke Korrosion in sehr schlechtem Zustand. Bei der Restaurierung wurde das Blech auf eine dicke Wachsschicht montiert. Auf der Unterseite sind zwei dicke Silberdrahtösen angenietet; die Nietstellen sind auf der Vorderseite sichtbar. Durch die Ösen ist ein kräftiger, in der Mitte verdickter Stift geschoben, der an der Außenkante des Blechs abgebrochen ist. Die Funktion des Objekts ist unklar (Verschluß eines Kastens?). Das Silberblech ist durch rückwärtig angebrachte Punzen verziert. Die gepunzten Felder sind so angeordnet, daß die freibleibenden Flächen ein ineinandergreifendes Blättermuster ergeben *(Abb. 55)*.
Dm. 9,5 cm (KL 78:594)

79 Silberring mit Skarabäus

Ursprünglich vollständig erhalten, kleine Teile des Ringes sind nachträglich ausgebrochen. Der Silberring ist teilweise drahtumwickelt. Der Skarabäus ist aus beigem bis hellgrauem, sehr feinem Kalkstein (?) gefertigt. Die Siegelfläche trägt die Kartusche von Thutmosis III.
Dm. des Ringes 2,15 cm (KL 78:511)

79



80 Silberring mit ovaler Zierplatte

Vollständig erhalten, jedoch ist der Ringteil stark korrodiert und aus drei Teilen zusammengesetzt. Der Ring hat einen längsovalen bis bandförmigen Querschnitt und geht in eine ovale Platte über. Auf die Platte wurde entlang der Kanten ein flacher Silberdraht aufgelötet; auf die umrahmte Fläche wurden ebenfalls flache Silberdrähte in einem Spiralmuster aufgelötet. Wahrscheinlich war die übrige Fläche ursprünglich mit einem anderen Material ausgelegt, von dem sich geringe Reste erhalten haben.
L. der Platte 1,3 cm (KL 78:519)

81 Skarabäoid aus Karneol

Vollständig erhalten; der Stein ist sauber geschnitten und geschliffen; längsdurchbohrt. Die Darstellung ist sehr einfach und schematisch gehalten. Auf der Oberseite sind Kopf, Schulterteil und Flügel durch einfache Ritzlinien gekennzeichnet; ansonsten unverziert.
L. 1,7 cm (KL 78:509)

82 Skarabäoid aus Karneol

Vollständig erhalten; der Stein ist sauber geschnitten und geschliffen; längsdurchbohrt. Die Darstellung auf der Oberseite ähnlich wie bei Kat. Nr. 81. Auf der Unterseite sind lediglich zwei sich kreuzende Linien eingeritzt.
L. 2,2 cm (KL 78:510)

83 Perle aus Karneol

Vollständig erhalten; längsdurchbohrt. Die Oberfläche des flach-ovalen Steines ist etwas kantig geschliffen. Auf beiden Seiten jeweils drei wenig sorgfältig ausgeführte Ritzlinien.
L. 2,7 cm (KL 78:864)



80

81 82



83–84



84 Perle aus Karneol

Vollständig erhalten; längsdurchbohrt. Der Stein ist weiß gefleckt, die Oberfläche z. T. etwas angegriffen.
L. 1,9 cm (KL 78:865)

85 Goldanhänger

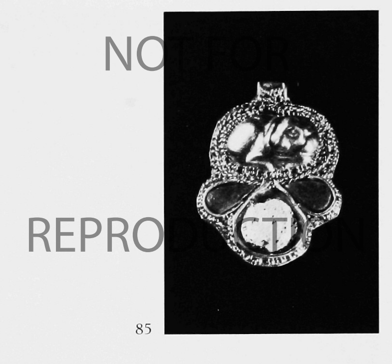
(s. Farbtaf. S. 2 und 177)

Der Anhänger zeigt in der oberen Hälfte ein liegendes Kalb, in der unteren Hälfte sind zwei tropfenförmige Lapislazuliperlen und ein rundliches Fritteplättchen eingelegt. Um die Perlen und das Kalb ist eine Verzierung aus Filigran und Granulation angebracht. – Zur Herstellungsweise: Ein Goldblech wurde in der äußeren Form des Anhängers, jedoch nicht exakt symmetrisch, zugeschnitten. Das liegende Kalb ist aus einem weiteren Blech in Treibtechnik hergestellt und dann als Relief auf das Trägerblech aufgeschweißt. Ebenfalls gesondert geformt und aufgeschweißt sind die bandförmige Öse und die drei Stege, die als Einfassung für die Perlen dienen. Schließlich wurden die verbleibenden Flächen auf dem Trägerblech (wohl auch, um die Schweißstellen zu verdecken) in Filigran- und Granulationstechnik verziert. – Der Anhänger gehört zusammen mit fünf zylindrischen Goldperlen (Kat. Nr. 86) und vielen winzigen Granulatperlen aus Gold (Kat. Nr. 87) zu einem Halsschmuck.
H. 3,1 cm (KL 78:550)

86 Fünf zylindrische Goldperlen

(s. Farbtaf. S. 177)

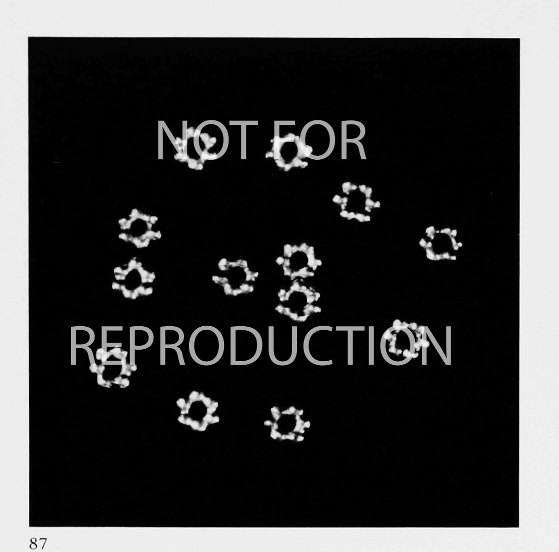
Die Perlen sind nahezu vollständig erhalten; bisweilen fehlen einige Granulatkügelchen; eine Perle hat zwei Löcher in der Blechwandung. – Zur Herstellungsweise: Ein rechteckiges Goldblech wurde rund gebogen und die Kanten aneinandergeschweißt. Dann wurde entlang den Kanten ein Golddraht angeschweißt und schließlich wurden die Granulatkügelchen aufgetragen, wobei zunächst eine Reihe unterhalb des Drahtes und danach die Dreiecke angebracht wurden. Die obere und untere Reihe von Dreiecken sind so versetzt, daß die ausgesparte Mittelfläche ein Zickzackband ergibt. – Die Perlen gehören zusammen mit den Granulatperlen (Kat. Nr. 87) und dem Anhänger (Kat. Nr. 85) zu einem Halsschmuck.
L. 1,1 cm (KL 78:551–555)



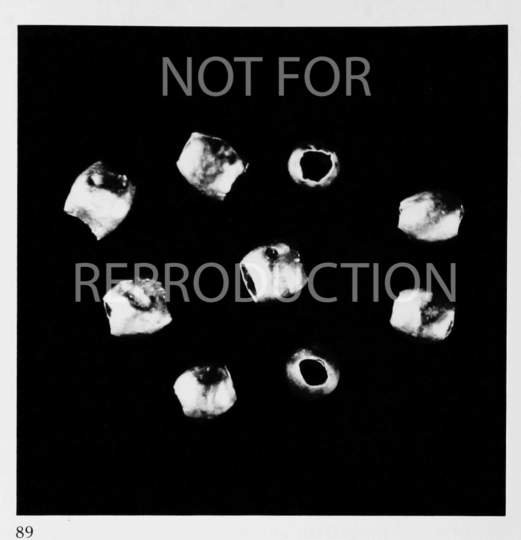
85

86





87



89

88

90



87 Goldgranulatperlen

(s. Farbtaf. S. 177)

Insgesamt wurden 69 winzige Granulatperlen gefunden. Jede Perle besteht aus 6 Einzelkügelchen. Zusammen mit dem Anhänger (Kat. Nr. 85) und den zylindrischen Perlen (Kat. Nr. 86) gehören sie zu einem Halsschmuck.

Dm. 0,22 cm (KL 78:556–560)

88 Vier Schieber aus Goldblech

(s. Farbtaf. S. 176)

Vollständig erhalten; z.T. leicht deformiert. Es wurden drei rechteckige und ein trapezförmiger Schieber gefunden. Die Stücke sind aus zwei Teilen gearbeitet: einem reliefierten Oberblech mit pfeilartiger Ritzverzierung und einem etwas größeren Bodenblech, dessen Außenkanten nach oben hin umgeschlagen sind. In Längsrichtung verlaufen jeweils drei, an den Enden durchbohrte Hohlräume, durch die ursprünglich Fäden gezogen waren, so daß die Schieber als Glieder einer Kette getragen werden konnten. – Zu der Kette gehören die Goldperlen Kat. Nr. 89.

L. 1,9–2,0 cm (KL 78:562–565)

89 Perlen aus Goldblech

(s. Farbtaf. S. 176)

Insgesamt wurden 11 tonnenförmige Perlen gefunden; alle vollständig erhalten, z.T. deformiert. Zur Herstellungsweise: Wahrscheinlich wurden die Goldbleche über einem kleinen Kolben bearbeitet; Druck und Reibung wurden so lange ausgeübt bis die Perlenform erreicht war. Die Blechenden sind überlappend und aneinandergeschweißt.

L. 0,5–0,55 cm (KL 78:566–570)

90 Vier Scheiben aus Goldblech

(s. Farbtaf. S. 176)

Die Scheiben sind – bis auf geringfügige Lädierungen – vollständig erhalten. Zwei Scheiben besitzen eine gesondert geformte und aufgelötete Öse. Die Stücke sind von der Rückseite her in Treibtechnik hergestellt. Die drei sorgfältiger gearbeiteten Exemplare haben eine von vorn angebrachte Punzverzierung; außerdem ist ihr Rand umgefalzt. In der Mitte befinden sich zwei bzw. drei von vorne durchbohrte Löcher. Dargestellt sind Sonnenscheiben: Kreis mit Stern, aus dessen Winkeln Flammen schlagen – Symbol des Sonnengottes. Das vierte Exemplar ist sehr flüchtig gearbeitet; Buckel, Punzverzierung und Falzung des Randes fehlen. Die beiden Bohrungen sind von der Rückseite her angebracht. Dargestellt ist wohl auch hier eine neunstrahlige Sonnenscheibe.

Dm. 2,4–3,0 cm (KL 78:545–548)

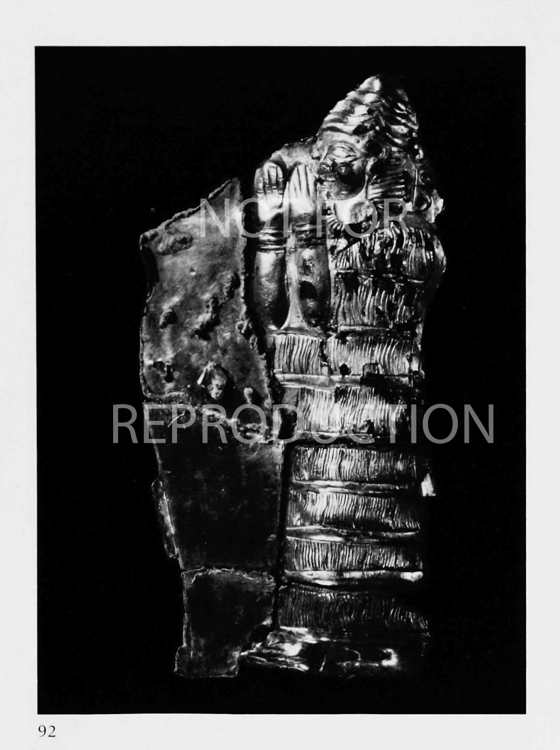


91

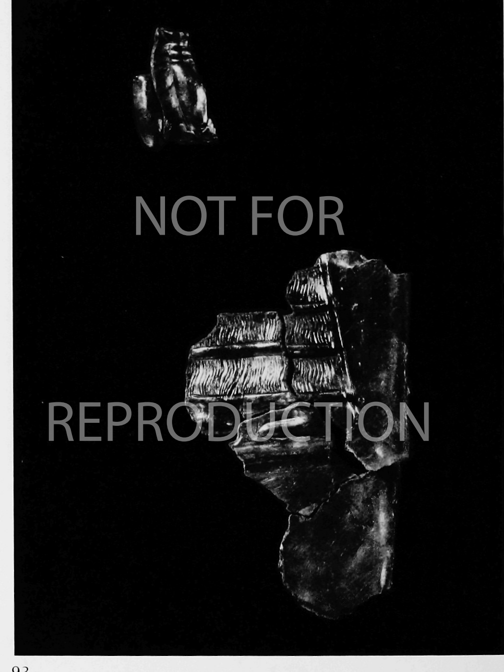
91 Röhrchen aus Goldblech

Vollständig erhalten, jedoch leicht deformiert. Das Röhrchen ist aus einem rechteckigen Goldblech geformt, das zuvor von der Rückseite her mit breiten Rippen verziert wurde. Eine der Schmalseiten wurde umgeschlagen; dann wurde das Blech gerollt und die sich überlappenden Kanten miteinander verschweißt. Schließlich wurden von außen auf die Rippen kleine Querlinien graviert.

L. 2,2 cm (KL 78:1128)



92



93

92 Göttin im Falbelgewand

(s. Farbtaf. S. 109)

Goldfolie auf Silberblech. Dargestellt ist eine Göttin mit fürbittend erhobenen Armen; sie trägt ein knöchellanges Falbelgewand und eine vierfache Hörnerkrone (zur detaillierten Beschreibung und Interpretation siehe oben S. 105 ff.). – Die Göttin ist Teil eines größeren Reliefs, zu dem u. a. die Fragmente einer zweiten Göttin (Kat. Nr. 93) und sehr wahrscheinlich Teile eines Randstreifens mit Flechtbandmuster (Kat. Nr. 94) gehören. Vor die Göttin paßt ein unverziertes Fragment, an dessen linker Kante die Rückenlinie einer weiteren Göttin erhalten ist.
H. 6,15 cm (KL 78:522)

93 Fragmente einer fürbittenden Göttin

Goldfolie auf Silberblech. Erhalten sind lediglich der untere Teil des Falbelgewandes mit den Füßen sowie die fürbittend erhobenen Unterarme. Eine Rekonstruktion wie Kat. Nr. 92 ist anzunehmen. Die Figur steht auf einer wulstartigen Leiste; die rechte Kante der unteren Fragmente ist ebenfalls durch einen Wulst hervorgehoben. (Vgl. S. 105 ff.).
H. des unteren Teils 4,1 cm (KL 78:549)

94 Streifen mit Flechtbandornament

Goldfolie auf Silberblech. Auf dem Fragment ist der Ansatz zu einer Ecke sichtbar. Entlang der Außenkante verläuft eine Reihe sehr feiner Durchbohrungen, die darauf hindeuten, daß das Stück ursprünglich (auf eine Lederunterlage?) aufgenäht war. Die andere Längskante ist vermutlich nicht original. (Vgl. S. 105 ff.).
L. 4,0 cm (KL 78:1220)



94

Funde aus dem übrigen Palastbereich

95 Zwei verzierte Ringbleche aus Silber

Vollständig erhalten, die Kanten wirken z. T. abgerissen. Auf der Schauseite der gewölbten Trägerbleche ist ein aus verschiedenen Motiven zusammengestelltes Ornament aufgelötet. Die Ränder sind durch tordierte Drahtpaare markiert. Die Verzierungszone ist nochmals durch einen gewundenen und einen einfachen Silberdraht unterteilt. Dazwischen verläuft außen ein Flechtbandmuster; innen sind zwei Reihen von ineinandergreifenden, aus kleinen Granulatkügelchen bestehenden Dreiecken aufgetragen.

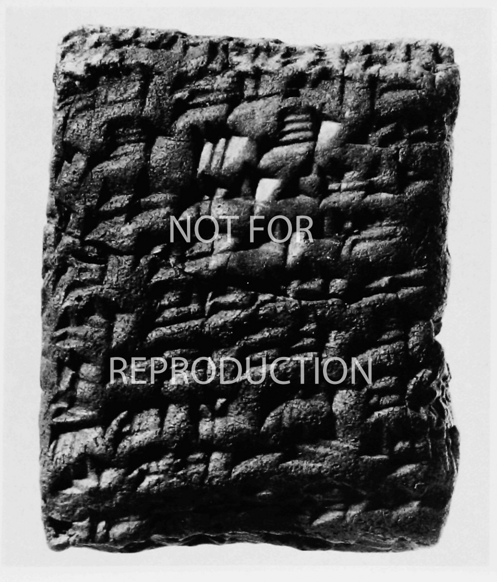
95

Auf der Ober- und Unterseite der Ringbleche wurden Spuren sekundärer Vergoldung festgestellt. (K) – Die Zierbleche waren zusammen mit vielen anderen Silberobjekten in einem Krug deponiert, der sich in einem Raum des spätbronzezeitlichen Palastes fand.
Dm. 3,7 bzw. 3,75 cm (KL 72 : 556)
Lit.: W. Ventzke, Ein Silberfund aus dem Palast, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 84 ff. mit Taf. 13.

96 Tontafel

Vollständig erhalten; aus zwei Teilen zusammengesetzt. Es handelt sich um die »Fortsetzungstafel« eines Briefes (sog. Biridija-Brief). Übersetzung und Interpretation s. S. 40 ff. (K)
H. 5,5 cm (KL 72 : 600)

96





97

97 Fragment einer Tontafel

Die Tafel ist etwa zu einem Viertel erhalten. Wegen ihres fragmentarischen Zustandes konnte der Inhalt bislang nicht eindeutig geklärt werden. (Vgl. S. 40 ff., Tontafel Nr. 7).
Erh. H. 5,25 cm (KL 78 : 200)

98 Randfragment einer Steinschale
(s. Abb. S. 39)

Vulkangestein, durchsetzt mit großen Feldspäten. Ursprüngliche Gefäßform ähnlich Kat. Nr. 30. Das Stück ist lediglich außen geschliffen und poliert; auf der Innenwandung sind deutliche Herstellungsspuren sichtbar. Auf der Schulter zwischen zwei horizontalen Linien eine ägyptische Inschrift; Lesung: »... Träger [des Nefertem(?)], Priester des Nefertem ...«. (Vgl. S. 38 f.).
Rekostruierbarer Bauchdm. 19,7 cm (KL 80:10)

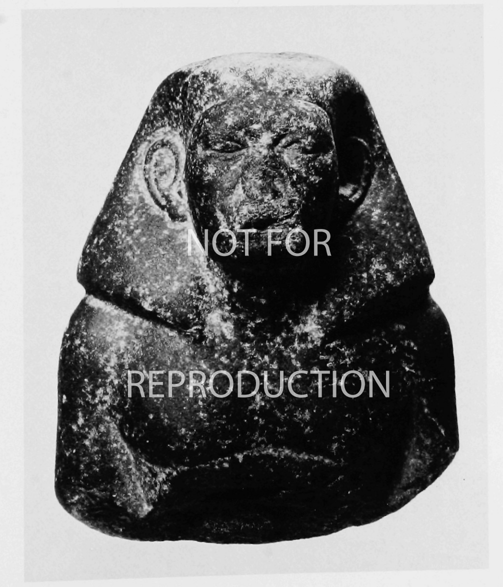
99 Fragment einer ägyptischen Statuette

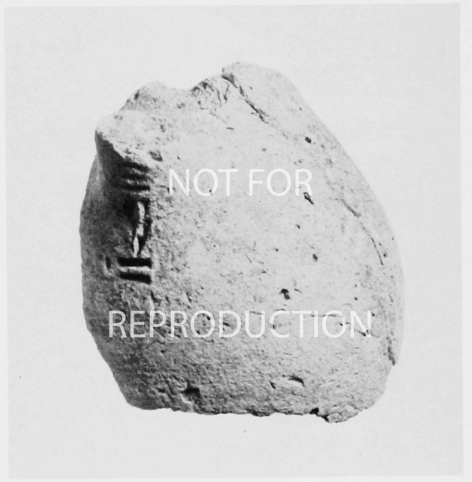
(s. Farbtaf. S. 173)

Basaltähnliches Gestein. Unterhalb der Brust antik abgebrochen; Nase und Mund sind beschädigt. Die Figur wurde sekundär als Stößel verwendet, wobei der Kopf als Stoßfläche diente; dort zeigt die Oberfläche entsprechende Abnutzungen und Beschädigungen. Ansonsten ist die Oberfläche – wohl durch das Halten in der Hand – speckig geworden, d. h. glatt und dunkelgrau verfärbt. Rundum, in den Poren des Steins, leichte Sinterablagerungen.
H. 11,3 cm (KL 78 : 300)



99





100

100 Gefäßfragment mit Keilschriftzeichen

Wandungsteil mit Henkelansatz eines Kruges; scheibengedreht; ockerfarben; Oberfläche rauh belassen. Am Henkelansatz sind drei Keilschriftzeichen angebracht. Lesung: *lrb;* Übersetzung: »dem ›Großen‹ (gehörig)«. Es handelt sich hier um eine ugaritische Inschrift. (K) (Vgl. S. 45 f.).
Erh. H. des Fragments 6,3 cm (KL 67 : 428 p)
Lit.: G. Wilhelm, Ein Gefäßfragment mit alphabetischer Keilschrift, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1968–70 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980, 97–102.



102

◁ 101 Hausmodell

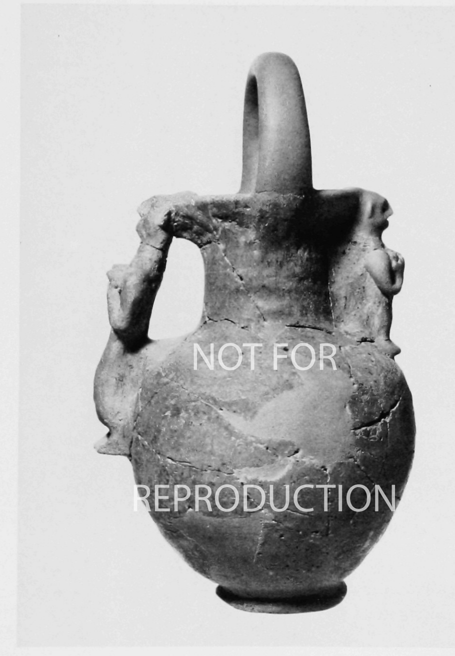
Ton; reichlich zur Hälfte erhalten; restauriert. Das Modell war in seinen wesentlichen Teilen so weit erhalten, daß die Rekonstruktion gesichert ist. Auf der Drehscheibe gearbeitet; Wandung und Dach sind wohl in einem Arbeitsgang hergestellt, der Boden ist gesondert geformt und angesetzt. Die Türöffnung wurde aus dem Ton herausgeschnitten, die Schnittkanten sind verstrichen. Ebenfalls gesondert geformt, angesetzt und verstrichen sind das schirmförmige Vordach, die den Eingang flankierenden Halbsäulen sowie die vor der Türschwelle angesetzte, etwas schräg abfallende Plattform. Das Unterteil des Modells ist außen schräg abgeschnitten (Schnittspuren sind noch sichtbar). Die Oberfläche ist handverstrichen, allerdings nicht besonders sorgfältig.
H. 29,2 cm (KL 81:1)

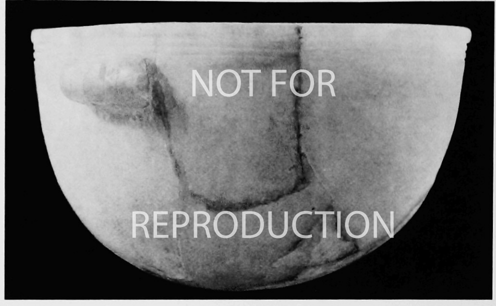
102 Spielbrett in Form eines Lebermodells

Ton; vollständig erhalten. Auf der Oberseite ist ein 20-Felder-Spiel eingeritzt, wobei die einzeilige Felderkolonne, der äußeren Form des Modells folgend, gebogen ist

(im Gegensatz zu Kat. Nr. 24 und 25). Die Umrißlinien der Felder als auch die zwischen ihnen liegende freie Fläche sind rot bemalt. Drei Felder sind durch eingeritzte Diagonalen besonders gekennzeichnet. Auf der Rückseite befinden sich ebenfalls großflächige Reste roter Bemalung. Die Seitenflächen sind mit einem durch Schrägstriche eingefaßten, roten Zickzackband verziert. – Die Ähnlichkeit der äußeren Form mit Tonlebermodellen sowie die Tatsache, daß dieses Objekt im Tempelbereich gefunden wurde, könnte auf einen inneren Zusammenhang zwischen Spielbrett und Opfer- bzw. Leberschau hindeuten. (K)
L. 12,8 cm (KL 70:700)
Lit.: J.-W. Meyer, Lebermodell oder Spielbrett, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1971–74 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982, 53–79.

103





104

103 Krug

(s. Farbtaf. S. 172)

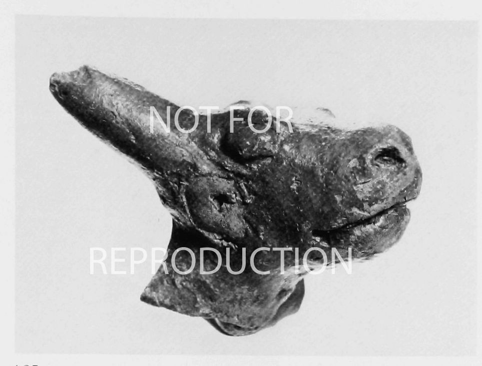
Henkel und kleine Wandungsteile sind ergänzt. Farbe: rotbraun; außen vertikal, z. T. schräg geglättet. Am Oberteil sind zwei roh geformte weibliche Figuren angebracht; die größere ist als Henkel, die kleinere, deren Kopf rekonstruiert wurde, war möglicherweise als Ausguß (?) geformt.
H. 22,6 cm (KL 77:178)

104 Alabasterschale

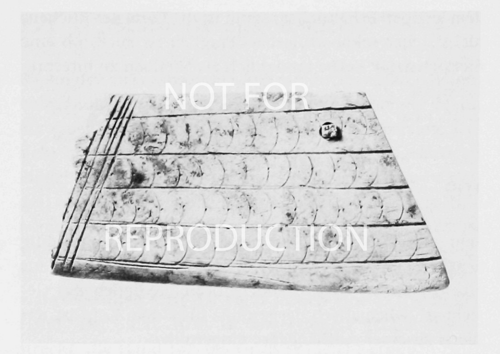
Nur fragmentarisch erhalten; restauriert. Außen unterhalb des Randes drei umlaufende Rillen; mit zwei gegenständigen Schnurösen, die jeweils mit drei breiten Wülsten verziert sind. (K)
H. 8,6 cm (KL 69:199)

105 Stierkopf aus Ton

Am Hals abgebrochen; beide Ohren, das linke Horn und die Spitze des rechten Horns fehlen. Nüstern und Maul sind eingestochen bzw. eingeritzt, die Augen sind plastisch geformt. Die Ohren waren gesondert geformt und mit kleinen Dübeln am Kopf befestigt. Die Figur ist über einen Tonwulst gearbeitet, der sich am Hals deutlich von der modellierten Schale abhebt. Mit einem rotbraunen Farbüberzug versehen. (K)
H. 5,4 cm (KL 72:599)

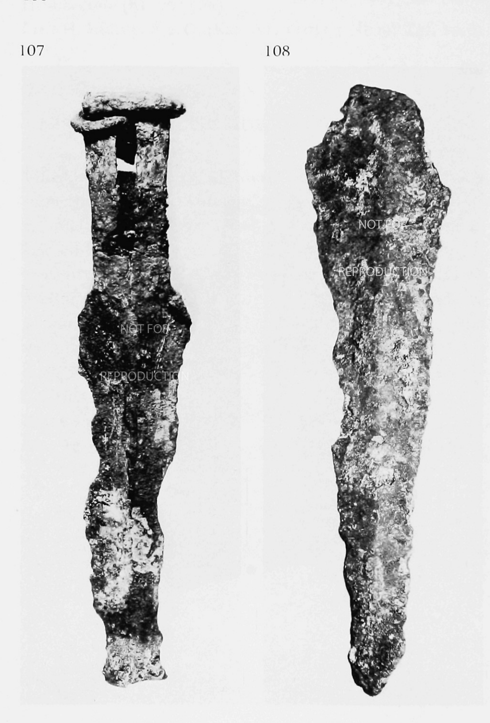


105



106

107 108



106 Elfenbeinplatte in Flügelform

An ihrer kürzeren Schmalseite ist die Platte abgebrochen. Auf der Oberseite sind in sehr stilisierter Form und recht grober Ausführung die Federn eines Flügels eingeritzt. In einer runden Durchbohrung steckt der Rest eines elfenbeinernen Stiftes. – Das Stück gehört höchstwahrscheinlich zu einer Pyxis in Form einer schwimmenden Ente mit ausgebreiteten Flügeln.
L. 8,1 cm (KL 78:299)

107 Bronzene Lanzenspitze

Mäßig bis stark korrodiert; Spitze und Kanten des Blattes sind ausgebrochen. Die Tülle ist auf einer Seite bis zum Ansatz des Blattes geschlitzt. Der Rand der Tülle wird von einem kräftigen Bronzedraht zusammengehalten; ein Ende dieses Drahtes steckt in dem Schlitz der Tülle.
L. 14,7 cm (KL 74:779)

108 Klinge eines Bronzedolches

Dunkelgraubraun patiniert, mit ankorrodierten Bronze- und Erdpartikeln; die Kanten sind ausgebrochen. Nach

dem jetzigen Erhaltungszustand ist die Form des Rückens nicht sicher rekonstruierbar. Fraglich ist auch, ob eine nietlochartige Kerbe tatsächlich als Nietloch zu interpretieren ist.
L. 20,3 cm (KL 74:780)

109 Idol aus Bronzeblech

Sehr stark verbogen und vermutlich nicht vollständig erhalten; möglicherweise wurde das Idol sekundär aus einem anderen Gegenstand geformt. Lediglich das Gesicht ist schematisch dargestellt; über dem Kopf ist das Blech zu einer Aufhängeöse eingerollt.
L. 4,5 cm (KL 78:166)

109





110

110 Statuette aus Bronze

Vollständig erhaltene Statuette einer Frau (?); auf dem Kopf trägt sie die Atef-Krone; ein hochgeschlossenes ärmelloses und eng anliegendes Gewand reicht bis zu den Waden; die Füße sind unbekleidet. Das Kleid ist dicht unter der Brust gerafft; Ausschnitt und Rock sind mit einer Borte gesäumt; der Rock ist mit einem Fischgrätenmuster verziert. Die Körpermitte wird von einem kreuzstichartigen Saum betont. Der rechte Arm ist angewinkelt erhoben, die Hand zur Faust geformt und durchbohrt. Der linke Arm ist leicht angewinkelt, liegt aber dicht am Körper an; auch hier ist die Hand zur Faust geformt und

durchbohrt. Im Nacken befindet sich eine Halterungsöse (K).
H. 9,1 cm (KL 70:847)
Lit.: H. Kühne, Die Bronzestatuetten aus dem »spätbronzezeitlichen« Tempel, in: R. Hachmann, Kāmid el-Lōz 1968–70 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980, 65 Nr. 10; Taf. 17,1.

111



112



111 Statuette aus Bronze

Bis auf den zu ergänzenden Gußzapfen des rechten Beines vollständig erhalten. In Schrittstellung stehender Mann mit einer kegelstumpfförmigen Mütze. Das bartlose Gesicht macht mit seiner spitzen Nase einen vogelartigen Eindruck. Der Körper ist nicht deutlich erkennbar bekleidet; nur eine quer um den Unterkörper verlaufende Rille könnte einen kurzen Rock andeuten. Der rechte Arm ist angewinkelt erhoben; die Hand ist zur Faust geschlossen; eine Durchbohrung ist nicht mit Sicherheit erkennbar, wahrscheinlich hielt die Figur jedoch eine Waffe in der Hand. Der linke Arm ist angewinkelt gerade vorgestreckt, die Hand ist zum Gruß (?) leicht erhoben (K).
H. 9,8 cm (KL 70:508)
Lit.: H. Kühne, a.a.O. (Kat. Nr. 110) 65 Nr. 9; Taf. 19,1.

112 Statuette aus Bronze

Vollständig erhaltene Statuette eines in Schrittstellung stehenden Mannes. Auf dem Kopf eine kegelförmige Mütze mit rundem Abschluß. Die Person trägt nur einen kurzen Rock, der von einem als Blechstreifen gearbeiteten Gürtel gehalten wird. Der rechte Arm ist abgewinkelt erhoben; in der Hand muß der Mann einen zur Standachse querliegenden Gegenstand getragen haben, der jetzt verloren ist. Der linke Arm ist abgewinkelt vorgestreckt; auch in der linken Hand hat er einen jetzt verlorenen Gegenstand gehalten (K).
H. 11,6 cm (KL 70:507)
Lit.: H. Kühne, a.a.O. (Kat. Nr. 110) 65 Nr. 8; Taf. 19,2.

Andrei Miron
Renate Miron

Zu guter Letzt

Die letzten Funde aus dem königlichen Pavillon waren geborgen. Es war Samstag, und sonntags kam der erste große Regen. Am Mittag stand das Wasser knapp knöcheltief in den beiden Palastkellern. Die Regenwolken waren aufgebrochen; die Ausgräber standen abends am Rand der Grabung und blickten in die Kellerräume hinab. Jeder hing seinen Gedanken nach. Tiefe Befriedigung des Einen: Alle diese Fundstücke, die einstmals bei einem Erdbeben in die Tiefe gestürzt waren, sind planmäßig dokumentiert und geborgen worden, bevor der Regen wichtige Spuren verwischen konnte. Es würde später einmal möglich sein, anhand der über 1000 Meßwerte und zahlreicher Zeichnungen die Fundsituation haargenau zu rekonstruieren. Alle Anstrengungen hatten sich also gelohnt.

Nicht alle hatten indes dieselben Gedanken. Sorgen eines Anderen: Wo würde man alle diese Funde aufbewahren können? Das Nationalmuseum war schon im Verlauf des Bürgerkrieges 1975–1976 sehr beschädigt worden; auch jetzt, beim Kampf der Syrer um Ostbeirut, hatte es im Brennpunkt der Kämpfe gelegen, war vermutlich erneut und nun noch stärker zerstört. Den Dritten belasteten andere Probleme: Wie sollte man eigentlich nach Deutschland zurückkommen? Der Weg durch Syrien war durch den Krieg versperrt; kein Schiff fuhr den Hafen von Beirut an; alle Flugverbindungen waren eingestellt; Beirut selbst war nur auf Umwegen durch das Drusengebiet erreichbar. Der Vierte starrte bloß in den tief unter ihm liegenden Keller des Palastes. Er hatte nur einen einzigen Wunsch: Endlich einmal wieder ausschlafen, so ganz richtig ausschlafen bis in den hellen Tag hinein! ... Gestern noch, für das Grabungsfoto, hatte er eigenhändig die letzten Krümel Erde aus den Mauerecken gefegt. Nun sah er alles im Wasser versunken. Aber er nahm nichts mehr richtig wahr. Nach den unmenschlichen Anstrengungen der letzten Wochen mochte er weder sehen noch denken. Vor seinen Augen tanzten Elfenbeinfiguren, Goldanhänger, Silberplatten, Bronzewaffen, Fragmente von Glas und Steingefäße mit zerbrochener Tonware einen wilden Reigen, wie ein Tanz betrunkener weißer Mäuse. Oder waren das die Folgen des Weins aus Schtora vom Vorabend, mit dem man den Abschluß dieses Arbeitsabschnitts hatte feiern wollen? Aber die Freude, die man nun eigentlich hätte empfinden sollen, war in der tiefen Erschöpfung versunken, die sich schon im Laufe der anstrengenden Arbeitswochen mehr und mehr angedeutet hatte. Nein, wirklich freuen konnte man sich offenbar nicht mehr ...

Aber das war dann schon wieder anders, als am folgenden Tage, dem Montag, die Sonne wieder vom wolkenlosen Himmel schien und das Wasser auszutrocknen begann. Man konnte schon wieder etwas gezielter denken. Man sah in Gedanken die Elfenbeinfunde aus Megiddo in Palästina und die von Ugarit an der syrischen Küste als Parallelen, und man dachte schon darüber nach, wer wohl diese Elfenbeingegenstände würde wissenschaftlich bearbeiten können. Da gab es an einer norddeutschen Universität eine Spezialistin hoher



Abb. 56 Blick auf das Dorf Kāmid el-Lōz, im Vordergrund der neuzeitliche Friedhof.

Qualifikation! ... Aber der Weg zurück nach Europa war lang; Deutschland lag so weit entfernt, war ja momentan noch gar nicht erreichbar.
An den darauffolgenden Tagen kam dann auch die Freude über die Funde, die Befriedigung über die geleistete Arbeit und dazwischen die Nachricht, daß der Flugverkehr nach Europa wieder aufgenommen sei.
Man war noch knapp vierzehn Tage in der Grabung tätig. Alles war wieder ganz normal. Der Gedanke an die bevorstehende Heimreise gab den nötigen Halt; nochmals vierzehn Tage lang: 5.30 Uhr wecken, 6.00 Uhr Frühstück, 6.30 Uhr Abfahrt nach Kāmid el-Lōz, 7.00 Uhr Arbeitsbeginn (aber pünktlich, bitte, gerade jetzt!), 7.00–11.00 und 12.00–16.00 Arbeit in immer noch brennender Sonne. Dazwischen eine Stunde Frühstück; Dahindösen; Schlafen; Nachdenken, wie der Grabungsschluß ablaufen würde; mal eine Einladung zum Mittagessen ins Dorf; mal eine Runde Pepsi Cola, spendiert von einem Arbeiter ... Und dann kam schließlich der letzte Tag dieser einen Kampagne; Abschiednehmen, wieder Küsse auf rauhe Backen, Tränen bei Abu Ali, dem ältesten der Arbeiter, der schon seit 1964 dabei war. Eine weithinhallende Abschiedssalve aus der Kalaschnikow des Ruinenwärters. Sonst hielt er sie tagsüber im Grabungshaus »versteckt« – unter einem Lager, das er dort für seine Kinder bereitet hatte. Wenn die jüngste Tocher dort schlief, zeichneten sich neben und teilweise unter dem Körper des kleinen Mädchens die Konturen der Waffe in der dünnen Wolldecke ab.
»Willst Du eine Kalaschnikow kaufen und mitnehmen? Gar nicht so teuer; natürlich, Pistolen sind billiger! ... Oder Handgranaten? Wie diese?« Damit langte er an die Wand, wo schon seit Wochen zwei Handgranaten hingen, von seiner Frau liebevoll mit gehäkelten buntwollenen Bezügen versehen; selbst die Schlaufen zum Aufhängen waren nicht vergessen. Der Wächter hielt sie sinnend in der Hand und ließ sie dann auf den Betonfußboden fallen! ... Keine Angst, den Zünder bewahrte er gesondert auf! Angeblich in seinem Kühlschrank, einem Möbelstück aus einem der Beiruter Luxushotels, während des Bürgerkrieges preiswert erworben.
Dann noch eine zweite Salve! Munition war ja so billig und reichlich vorhanden! ... »Also bis zum nächsten Jahr! ... Und viele Grüße an ...« Erinnerungen, nun schon mehr als fünf Jahre alt.
Jetzt nimmt man gelegentlich ein kleines Besatzstück aus Gold, das normalerweise im Tresor liegt, in die Hand, denkt – und sagt es vielleicht auch laut: »Dieses Stück – es gehörte doch wohl zu jenen siebzehn goldenen Gegenständen, die damals 1978 gestohlen wurden?!« und dann taucht die Geschichte vom Golddiebstahl wieder in der Erinnerung auf. Aber lohnt es sich, daran nochmals zu denken, wo doch offenbar der Diebstahl zwar nicht aufgeklärt, aber das Gestohlene doch zurückgegeben wurde? Ein Stück Abenteuer der Archäologie, miterlebt und doch schon fast wieder vergessen.
War es ein Abenteuer? Im Zurückblicken vielleicht. Und manches ließ sich später immer gut als Anekdote zum Besten geben. Was war es aber im täglichen Erleben? Abenteuer gehen immer gut aus, wenigstens für den, der sie hinterher erzählen kann. Abenteuer sind für das Leben wertneutral, allenfalls Pfeffer in der manchmal etwas langweiligen, gleichwohl gut zubereiteten täglichen Speise.
Was man da im Libanon erlebt hatte und vermutlich auch in Zukunft noch erleben würde, das war mehr als ein gut verlaufenes Abenteuer. Nein, nichts war wirklich gefährlich geworden. Das war es nicht, was die Erlebnisse von schlichten Abenteuern unterschied! ... Vielleicht ein Abenteuer mit bittersüßem Happy-End? ... Vielleicht ein Lehrstück wie eines von Brecht? ... Ein Lehrstück vom Leben selbst geschrieben und darum nicht penetrant lehrhaft belehrend! ... Aber vielleicht doch eher absurdes Theater. Immer war ein gewisser Ernst der Lage mit dem grotesken Humor ungewöhnlicher Situationen verbunden gewesen. Oft

Linsenförmige Flasche aus Glas Kat. Nr. 70 (s. S. 146). ▷





Abb. 57 Blick von NNO auf den Tell Kāmid el-Lōz zu Beginn der Ausgrabungen im Jahre 1964.

wurde die Wirklichkeit zum Schein, und der Schein wurde ebenso häufig zur Wirklichkeit. Es gab keine gegliederten, kontinuierlichen Handlungen und darum auch fast nie Möglichkeiten zu einer präzisen Planung. Und doch mußte exakt geplant werden! Dissonanzen verbanden sich unerwartet zu neuen Harmonien. Vorgänge ohne erkennbaren Sinn steigerten sich und trieben Höhepunkten zu, in denen neue Sinngebungen sichtbar wurden. Das bislang Gewohnte war ungewöhnlich; das Unnormale wurde zur Normalität; das Unmögliche erwies sich immer wieder am Ende als möglich, und erwies sich dann oft gar als die einzige realisierbare Möglichkeit. Das mit tierischem Ernst betriebene harte Verhandeln wurde unversehens zum heiteren Sport, entwickelte seine grotesken Regeln. Die Lügen wurden doppelt und dreifach serviert und wurden auf solche Weise wieder zur Wahrheit. Es war oft ein seltsames Schattenboxen, in dessen Verlauf die Schatten immer wieder menschliche Gestalt annahmen. In einer abschließenden Metamorphose erst hatte sich das alles in eine Unzahl von harmlos klingenden Anekdoten gewandelt ...

Wie war es noch zu Beginn gewesen, damals 1963? Man traf sich in Kāmid el-Lōz zur Verhandlung über den ersten Vertrag. Zwar lag die offizielle Genehmigung, eine Grabung durchzuführen, von seiten der Libanesischen Regierung längst vor. Aber die Gemeinde Kāmid el-Lōz war Eigentümer des für die Ausgrabung vorgesehenen Geländes, und ohne deren Genehmigung war gar nichts möglich. Man lebte schließlich in einer

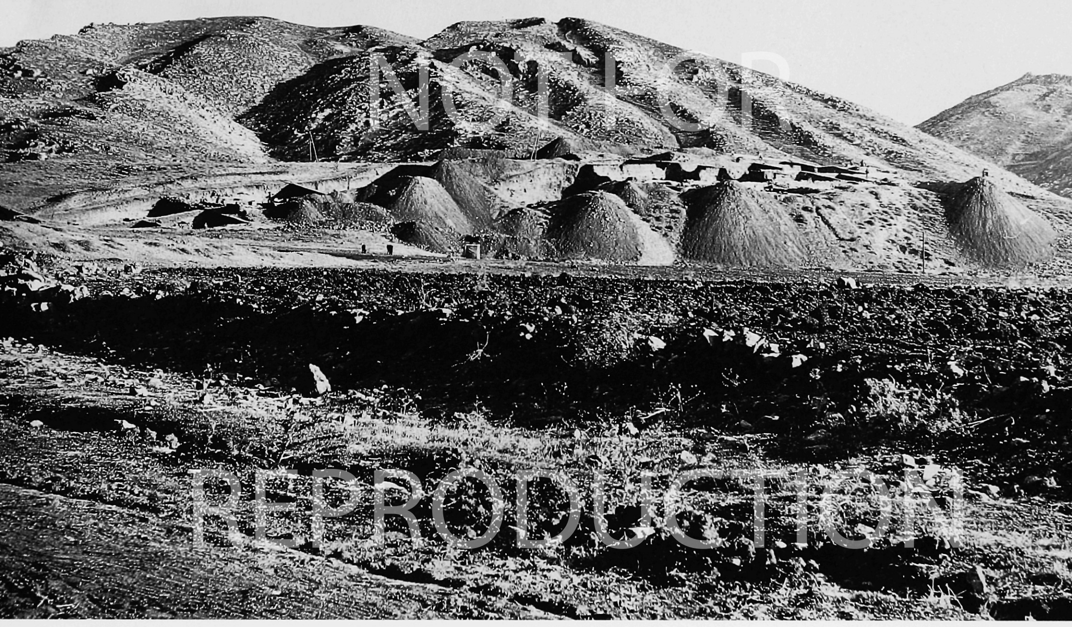
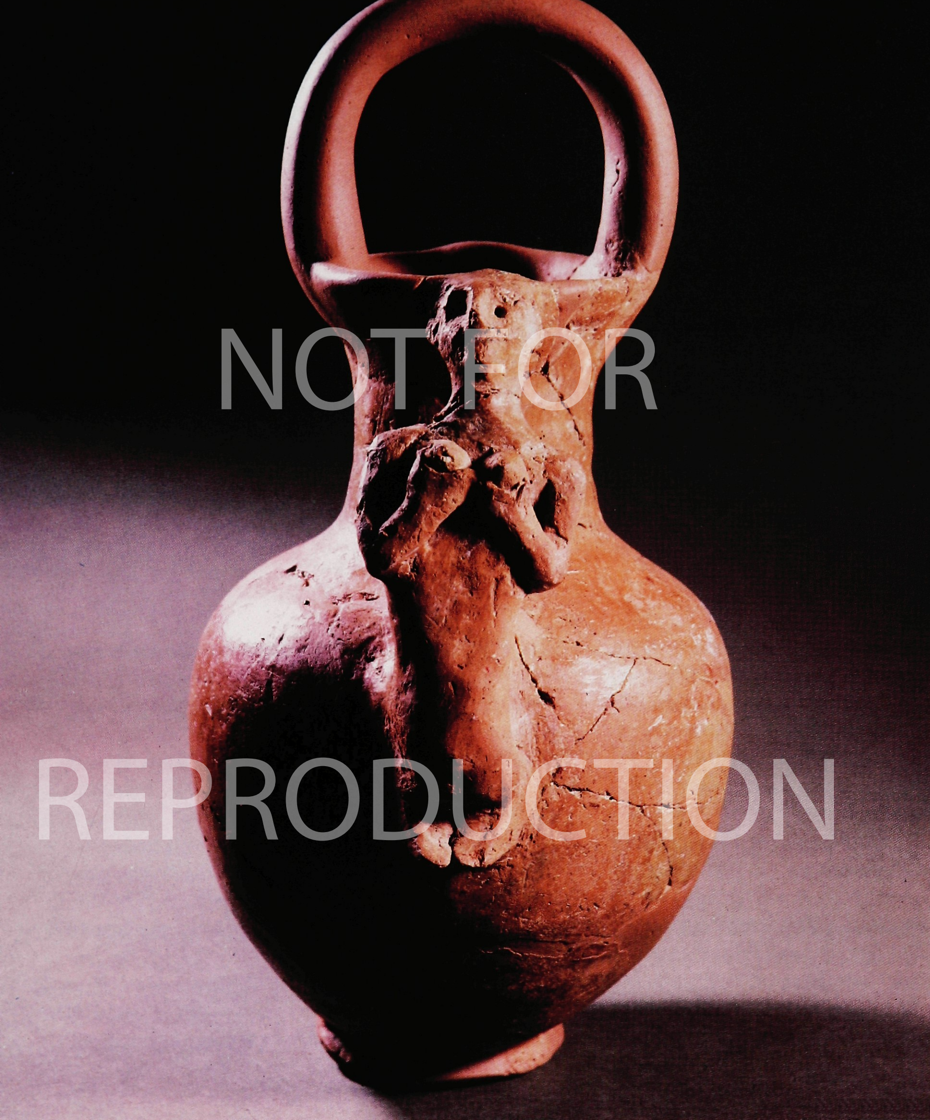


Abb. 58 Blick von NW auf den Tell, Ausgrabungszustand 1968.

richtigen Demokratie mit geregelter Gesetzgebung. Darum versammelte man sich im Haus des Gemeindevorstehers; ein reicher Mann ohne Interessen an persönlichem Vorteil und Profit. Nach wochenlangem zähen, aber ergebnislosen Verhandeln war der Augenblick gekommen, wo alle Möglichkeiten durchdiskutiert waren und keine Lösung der Probleme mehr denkbar schien. Man saß sich schweigend gegenüber, verbissen, ja sogar etwas feindlich ... Also Ende der Grabung vor deren Beginn? ... Einer der Anwesenden – er hatte bislang geschwiegen – machte dann doch noch einen Vorschlag. War er akzeptabel? Zunächst vorsichtiges Zustimmen auf der einen, Schweigen auf der anderen Seite, dann aber auch dort Zustimmung unter Bedingungen. Modifikation der Forderungen ... Neuer Vorschlag. Spontane Zustimmung von beiden Seiten! ... Freude! ... Man beschwor die alte, die immerwährende Freundschaft, und man glaubte sogar in diesem Augenblick daran.

Der Vertrag war unterschrieben. Die Miete für das Grabungsgelände wurde überreicht, sehr bedächtig und mit ungelenken Fingern nachgezählt. Allseitige Zufriedenheit, mühselig versteckt. Man war im Begriff zu gehen. Da reichte der arabische Partner in geschlossener Hand ein Geschenk, eine Gegengabe. Ernste Miene, würdevolles Gehabe. Aber war nicht ein rasches Aufblitzen eines Augenzwinkerns dabei? ... In Unkenntnis dessen, was nun kommen würde, verhielt man sich auch gemessen, vielleicht sogar etwas gravitätisch. Die geschlossene Hand war noch ausgestreckt.

Ägyptische Statuette ▷
Kat. Nr. 99
(s. S. 159).



Krug
Kat. Nr. 103
(s. S. 162).





Man hielt die offene Hand darunter: Die Gabe bestand aus zehn Tausendmark-Scheinen; braune Scheine mit Emissionsdatum 1914: »Ein Geschenk für Dich!« Ein fragender Blick als Entgegnung und der blitzschnelle Gedanke: Das kann nur der Rest einer geplünderten Kriegskasse des deutschen Expeditionskorps in Palästina sein! Antwort des Gegenüber: »Du weißt doch; wir Araber haben schon damals zusammen mit den Deutschen gegen die Engländer gekämpft!« ... Unmöglich, das in diesem Augenblick nicht für wahr zu halten! Das war wohl überhaupt die erste Szene des absurden Theaters gewesen. Viele waren darauf noch gefolgt. Sicher war die letzte noch längst nicht gespielt.

Und nun brachte das Jahr 1978 wieder eine solche Szene: Wohin mit diesen wertvollen Neufunden? Inzwischen war zwar in ganz Beirut wieder Ruhe eingekehrt. Die Belagerung von Ostbeirut war ja abgebrochen worden. Das National-Museum war erneut schwer beschädigt. Die Mitarbeiter hatten sich verstreut und arbeiteten teilweise in ihren Wohnungen weiter. In seine Wohnung hatte sich auch der Generaldirektor der Antikenverwaltung zurückgezogen. Man fand ihn nach längerem Suchen und zeigte einige der Fundstücke. Begeisterung brach in ihm auf; Begeisterung trotz der trostlosen Lage. An solche Gefühle schloß sich offenbar sofort nüchternes Überlegen an: Man würde diese Funde im Libanon nicht sicher aufbewahren können. Man müßte sie konservieren und restaurieren, und das war nur in Deutschland möglich. Die Genehmigung zum temporären Export wurde schriftlich erteilt, entgegen der Gepflogenheit und in Ermangelung einer Schreibmaschine ganz formlos handschriftlich. Die Geschichte hätte damit beendet sein können und wäre nie zur Anekdote geworden. Aber nun begann wieder absurdes Theater: Das National-Museum von syrischen Truppen besetzt und zur vorgeschobenen Bastion gegen christliche Milizen umfunktioniert. Ein Museumsdirektor, der die Ausfuhr der wichtigen Funde zwar genehmigen, aber sonst nichts dafür tun konnte. Ein Museumskustos, der es nicht mehr wagte, sein Museum zu betreten, seine dienstlichen Obliegenheiten immerhin noch in seiner Privatwohnung abwickelte. Ein anderer, der bereit war, den deutschen Archäologen einen Brief auszufertigen, um diesen die in all dem Chaos noch reibungslos funktionierende Zollabfertigung zu ermöglichen, der aber darauf bestand, diese Amtshandlung vorschriftsmäßig im Brieftagebuch des National-Museums zu dokumentieren – und das lag im Museum! Ein deutscher Archäologe, der dann ins Museum fuhr, das Brieftagebuch suchte und fand und mit der richtigen Brieftagebuchnummer in stillem Triumph zurückkam. Und dann die vielen Neugierigen, die da fragten: »Wie war's im Museum? Haben Sie viele Syrer gesehen? Wurde geschossen? War es sehr gefährlich? Ist viel im Museum zerstört? Haben Sie Sniper gesehen?« – »Sniper?« – »Ja, die Leute, die vom Dach auf einzelne Passanten schießen!« ...

Natürlich hatte der Archäologe keine Sniper gehört oder gesehen! Natürlich waren die syrischen Soldaten ausnehmend höflich! Natürlich war vieles zerstört, aber noch manches heil! Natürlich konnte jeder jeden Tag ins Museum gehen, denn es war ganz ungefährlich, ausgenommen – man finge wieder einmal an zu schießen ... Und so kamen die Funde schließlich dann nach Deutschland, nach Saarbrücken.

Nein, so rasch ging es nicht! Es blieb noch das Problem der Luftfracht. Die Grabungskasse war leer. Mit dem Transport dreier schwerer Kisten brauchte man normalerweise ja nicht zu rechnen. Es begann mit einer vorsichtigen Nachfrage bei der Fluggesellschaft. Nein, Luftfracht sei in diesem Fall nicht zu empfehlen; es handele sich doch wohl um Reisegepäck! ... Fragen-

Oben: Schieber und Perlen aus Gold Kat. Nr. 88–89; unten: Goldscheiben Kat. Nr. 90 (s.S. 155). ▷

◁ Abb. 59 Arbeiter beim Abtragen einer Schutthalde.

Goldschmuck Kat. Nr. 85–87 (s.S. 153f.). ▷▷



NOT FOR
REPRODUCTION



der Blick und vielsagend schweigende Antwort ... Es war vielleicht trotzdem an der Zeit, darüber nachzudenken, wer wohl in Beirut bleiben mußte, um die Kisten zu versorgen ... Am Schalter des Flughafens freundschaftliche Begrüßung durch den Leiter der Agentur, den man seit Jahren kannte, und dann die gefürchtete Wiegeaktion; 150 kg Übergewicht ... »Ach, es ist Übergewicht? Wieviel? ... Nur 50 kg? ... Bei zwölf Reisenden lassen wir das diesmal durchgehen! Beeilen Sie sich bitte; das Flugzeug geht in wenigen Minuten! ... Gute Reise! ... Wann kommen Sie wieder? ... Im nächsten Jahr? ... Immer herzlich willkommen!« ... Und so kamen die Funde dann schließlich doch nach Deutschland, zunächst nach Frankfurt. Lästige Verzögerung, da die drei Kisten nicht wie alles andere Gepäck auf dem automatischen Gepäcktransportband erschienen. Sicher waren sie zu groß. Suchaktion auf dem Flughafengelände. Man drang bis in menschenleere Räume vor. Nur noch eine herumirrende Stewardeß: »Suchen Sie etwas?« ... »Ja, ich suche drei Kisten aus Beirut!« ... »Na, Gott sei Dank, ich habe drei Kisten und suche den Mann!« ... »Alhamdulillah! ... Verzeihung, Gott sei Dank!« ... Nun mußte man mit den drei Kisten auf einem Karren nur noch durch den Zoll: »Haben Sie etwas zu verzollen? Was ist in den Kisten?« ... »Gold und ...« ... »Machen Sie keine Witze mit uns! Wir tun nur unsere Pflicht!« ... »Entschuldigen Sie bitte, es ist wirklich ...« Die automatische Tür öffnete sich und mit der Schwerkraft seines Gewichts rollte der Karren hindurch.

Fünf Jahre ist das nun her – fünf Jahre, in denen die Funde aus dem Palastkeller meist im Tresor lagen. Nicht einmal die Fachkollegen wußten genau, woraus der »Schatz« denn nun bestand – und anfangs wußte man es selbst nicht so genau. Vieles, das vom Lehm der Fundstelle verschmiert war, gab seinen antiquarischen Wert erst nach mühevoller, vorsichtiger Reinigung zu erkennen. Anderes war so brüchig, daß man es kaum anzufassen wagte; es mußte konserviert und – soweit nötig – ergänzt werden. Vieles war auch zerbrochen, die sprichwörtlichen »tausend Stücke« mußten zusammengefunden, zusammengesetzt werden. Wer die Ausstellung aufmerksam durchwandert hat, wird wissen, was in dieser Hinsicht zu leisten war. Für Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten gibt es in Deutschland einige wenige Spezialwerkstätten in großen Museen. Anfragen bei diesen ließen freudige Bereitschaft erkennen, diese Arbeiten an so wertvollen Gegenständen zu übernehmen; allerdings – damit mußten die Ausgräber leider rechnen – für die nächsten drei bis fünf Jahre seien die Werkstätten schon total ausgelastet. Was tun? Der technische Assistent sah sich bei den verschiedenen Spezialwerkstätten um und bereitete sich selbst auf diese Arbeit vor. Schließlich fand sich eine Dame, die in einem zahntechnischen Labor gearbeitet hatte. Sie war es, die unter Anleitung und zusammen mit dem technischen Assistenten die meisten Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten erledigt hat, und das innerhalb eines einzigen Jahres! Und es fand sich eine weitere Dame, die es aus Liebhaberei übernahm, den verbliebenen Rest an Gebrauchskeramik zu restaurieren, nur so zum Spaß.

Doch damit war die Arbeit nicht getan. Bevor man sie wieder aus der Hand geben konnte, mußten sämtliche Funde in Ansicht, Aufsicht und Schnitt gezeichnet werden, und sie mußten fotografiert werden, die meisten von mehreren Seiten. All das geschah ohne großen technischen und personellen Aufwand, eher nebenher, wenn die tagtäglichen Pflichten die Zeit dazu ließen. Man sprach nicht von Überstunden und bestritt notfalls, jemals welche gemacht zu haben.

Somit sind diese Funde ein Stück Gegenwart geworden und damit auch Objekte streng wissenschaftlicher, kulturgeschichtlicher Reflexion. Wie vom anhaftenden Lehm sind sie unversehens gereinigt von Erinnerungen und allem anekdotenhaften Drumherum. Der Wissenschaftler »am grünen Tisch« hat sich ihrer bemächtigt. Aus Schätzen, die unter ungewöhnlichen Umständen geborgen wurden, sind Fundstücke geworden, um deren kulturgeschichtliche Bedeutung es nun geht.

Kulturgeschichte, was ist das eigentlich? Das ist jene

unendlich lange Epoche, in der Menschen einzeln oder in größeren und kleineren Gemeinschaften bewußt oder unbewußt handelten, Güter schufen, mit diesen Werte verbanden und ihr Leben und teilweise auch das ihrer Nachkommen gestaltet haben. Die Funde von Kāmid el-Lōz haben in dieser Kulturgeschichte einen bestimmten Platz. Aber liegt dieser uns Heutigen nicht viel zu ferne?

Es ist dem Historiker anerzogen, Fragen wie diese: »Was wäre geschehen, wenn Caesar nicht Gallien erobert hätte, wenn Napoleon nicht bis nach Moskau gezogen wäre, wenn Hitler beim Attentat im Bürgerbräukeller ums Leben gekommen wäre?« als unwissenschaftlich nicht zu beantworten. So darf er auch nicht fragen: »Was wäre geschehen, wenn Kumidi nicht zerstört worden wäre?« Eine Antwort auf alle diese Fragen ist allerdings wohl zulässig: »Ganz sicher wäre die Weltgeschichte anders verlaufen!«

So gesehen müssen in allen geschichtlichen Ereignissen die Spuren von früheren Geschehnissen vorhanden sein. Vorgänge, die Jahrtausende zurückliegen, haben ihre Nachwirkungen bis in unsere Tage hinein. Wir können es nicht in Einzelheiten beweisen, müssen es aber zwingend annehmen. Die Ereignisse in und um Kumidi, auch jene, die mit dem Erdbeben und dem Einsturz des Palastes zusammenhängen, haben sicher fortgewirkt. Wie, das wissen wir allerdings nicht genau und werden es kaum jemals detaillierter erfahren.

Auf solche Weise wird auch das heutige Geschehen in die Zukunft fortwirken. Das wird auch für die Funde von Kāmid el-Lōz gelten, die – da wir sie ausgegraben haben – Teil dieser Gegenwart geworden sind. Das alles geschieht, auch wenn uns Wirkungsart und Wirkungsrichtung in Einzelheiten unbekannt oder zumindest unklar bleiben, und das auch dann, wenn wir die Tragweite des Geschehens gar nicht in Betracht ziehen. Geschichte ist darum eine Einheit, angefangen mit dem ersten Menschen, der ein solcher war, weil er eine Kultur um sich herum gestaltete. Geschichte ist eine Einheit, die vom ersten Menschen bis in unsere Zeit hineinreicht. Sie ist ein Kontinuum, das über die Gegenwart bis in eine ferne Zukunft weiterführt. Doch davon können wir nichts Genaues wissen, vielleicht manchmal etwas Unbestimmtes ahnen. Wissenschaft hört hier auf, Wissenschaft zu sein.

Die Funde aus dem Palastkeller, Teile einer weit zurückliegenden Vergangenheit, sind unversehens auch zum Bestandteil dieser Gegenwart geworden und dadurch schließlich in die Hände des Historikers geraten, der sich bemüht, für sie in der Vergangenheit den exakt richtigen geometrischen Ort ihrer geschichtlichen Bedeutung zu ermitteln. Muß der Historiker wirklich der nach rückwärts gerichtete Prophet bleiben? Gibt es nicht für die Bedeutung dieser Funde auch noch eine andere Dimension? Liefert nicht doch jede neue historische Erkenntnis nicht nur Aufschlüsse über den Ursprung, sondern auch solche über das Ziel der Geschichte? Über das Ziel im allgemeinen zumindest? Was bedeuten dann die Funde von Kāmid el-Lōz für den geschichtlichen Rückblick und den Ausblick? Diese Fragen reißen den Archäologen, der sich als eine Art von Historiker fühlt, aus den Erinnerungen heraus, in denen er sich verloren hatte. Sie zwingen ihn aber zugleich auch, das Sinnieren über das Wesen der Geschichte aufzugeben und vom »sinnlosen Philosophieren« zu lassen. Er fühlt, daß man von ihm Rechenschaft fordert. Ja, war es denn alles nur Erlebnislust, die Abenteuer suchte und in gewissem Umfange auch fand? Wo bleibt der nüchterne Bericht von den realen Ergebnissen, von den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen?

Hier folgt dieser Bericht nun als ein erster Versuch, die Zusammenhänge neu und die Wirkungen anders zu sehen; vielleicht nur ein Versuch, Widerspruch zu erwecken. Aber auch Widerspruch bringt Fortschritt. Er ist, wie sich's gehört, ganz nüchtern im Jargon der Wissenschaft formuliert.

Die gegenwärtig noch begrenzte Einsicht in die kulturellen Prozesse der menschlichen Frühzeit hat die Vorstellung verbreitet, die frühe Kulturentwicklung habe sich in Form einer langsamen, sich erst spät akzelerierenden und im ganzen »evolutionistisch« erscheinen-



den Entwicklung vollzogen. Man hat den Eindruck, »historisches Verändern« sei im wesentlichen ein Phänomen der Spätzeiten. Das ist gewiß nicht richtig, wenngleich sich nicht bestreiten läßt, daß in der Frühzeit »historisches Verändern« manchmal längere Zeit benötigt hat als heute.

Man kann seit langem sehen, daß Kulturentwicklung in der Frühzeit nicht synchron verlief. Teile der Menschheit sind bis an die Gegenwart heran in Kulturverhältnissen verblieben, die andere Teile schon Jahrtausende hinter sich gelassen haben. Die Veränderungsgeschwindigkeit kultureller Prozesse ist aber weniger wichtig als die Veränderungsrichtung. Die Kulturgeschichte der Frühzeit ist offenbar kein linear gerichteter Vorgang, der von vornherein auf etwas Bestimmtes zielte. Das Neben- und teilweise Nacheinander von unterschiedlichen Kulturverhältnissen, verbunden mit der unterschiedlichen Gerichtetheit der Kulturveränderungen, gibt der frühen Kulturgeschichte ihre besondere Prägung und gibt ihr zugleich ihre besondere Bedeutung bis zur Jetztzeit hin.

Um das Wesentliche frühmenschlicher Kulturprozesse sichtbar zu machen, kann man die frühe Kulturgeschichte gliedern, in Epochen etwa, die sich als Abschnitte vergleichsweise »gradliniger« Entwicklung verstehen lassen und die sich voneinander durch unvermittelte, aber dennoch im Grunde konsequente Änderungsprozesse abgesetzt haben.

Die Ursachen für den Ablauf der frühen, wie für den Gesamtablauf der Kulturgeschichte überhaupt liegen im Wesen des Menschen, in den Merkmalen seiner körperlichen und seelischen Existenz, in deren Bindung an biologische Phänomene – wie Vererbung und Prägung –, in deren teilweiser Freiheit von biologischen Zwängen und dem gleichzeitigen Verzicht auf Nutzung des naturgegebenen Freiraums.

Menschliche Kulturgeschichte, das ist ein unendlich langer Prozeß allmählicher, sich dann immer stärker beschleunigender Freisetzung des Willens zum Handeln. Geschichte, das ist zugleich eine fortgesetzte Entdeckung von Freiräumen im Leben, die zwar »von Natur« vorhanden waren, aber doch erst entdeckt werden mußten. Geschichte, das ist zugleich ein Prozeß, in dessen Verlauf der Mensch oft gezwungen wurde, auf Freiheiten zu verzichten und sich neuen Normungen zu unterwerfen.

Für die erste Epoche der Kulturgeschichte ist eine weiträumig gleichgerichtete Kulturentwicklung kennzeichnend. Die Menschheit, in der sich die genetische Evolution vom tierischen zum typisch menschlichen Verhalten gerade vollzogen hatte, lebte in einer naturgegebenen und auch noch weitgehend natürlichen Umwelt unter Bedingungen, die über weite Räume gleichgerichtete Kulturentwicklungen ermöglichten. Die Zahl der Individuen war relativ gering. Trotzdem gab es Kulturverbindungen über weite Räume hinweg, die sich in großräumig gleichartigen oder ähnlichen Kulturerscheinungen manifestierten.

In dieser Epoche war das menschliche Verhalten seiner Umwelt verhältnismäßig adäquat. Raumbegrenzte, spezifisch kulturelle Normungen waren vom Anfang des Menschseins vorhanden; sie regelten das Zusammenleben, sicherten die Ernährung und ergaben einen scheinbaren Einfluß auf die ungeklärten Mächte und unverständlichen Kräfte dieser Welt. Die Freiheit des Handelns war gegeben, wurde aber nur in engen Grenzen genutzt. Dafür war beim ständigen Kampf ums Überleben nicht viel Zeit vorhanden.

Dieses Anfangsstadium entspricht im wesentlichen der Epoche des Paläo- und des Mesolithikums, begann vor mehr als 1 000 000 Jahren und endete im östlichen Mittelmeerraum spätestens um 7000 v. Chr., in Europa einige Jahrtausende später.

In der zweiten Epoche lernte der Mensch Tierzucht und Pflanzenbau. Er schuf sich – möglicherweise an verschiedenen Stellen der Alten Welt unabhängig – damit eine neue, sich mit den Fortschritten der neuen Wirtschaftsarten ständig verändernde künstliche Umwelt und züchtete sich dabei umbewußt und gewiß ungewollt zu einer neuen Art Mensch um, die sich an die

◁ Knopfartige Elfenbeinscheiben Kat. Nr. 23 (s. S. 125).

nun ständig in Wandlung begriffene Umwelt fortgesetzt anpaßte. Die Gattung Homo sapiens sapiens blieb dabei trotz aller Änderungen im einzelnen als solche im Ganzen unverändert.

Die Kulturentwicklung in dieser Frühepoche war räumlich differenziert, deutlicher als in der Anfangsepoche, aber sie war weiträumig gleichgerichtet, wenn auch nicht gleichartig. Enge Kulturkontakte über weite Räume hinweg blieben bestehen.

Diese Frühepoche ist die des Neolithikums und der frühen Metallzeit (Chalkolithikum). Sie beginnt im Vorderen Orient vor 7000 v. Chr. und umfaßt eine Zeitspanne von 4000 Jahren.

Mit dem Beginn der nächsten Epoche machte dann die Kultur im Vorderen Orient – zunächst in Südmesopotamien und im Niltal – jenen erstaunlichen und in seinen Ursachen immer noch so schwer verständlichen Sprung zur Epoche der »Hochkulturen«. An Stelle von gleichartig genormten, bäuerlichen Kulturen traten nun durch herrschaftliche Formen verschiedener Art außerordentlich stark geprägte Kulturgebilde, deren Struktur überaus kompliziert war. Die Spannung zwischen den natürlichen Verhaltensbedingungen und den kulturellen Verhaltensnormen wuchs außerordentlich. Es müssen vor allen Dingen religiöse Faktoren gewesen sein, die das Leben des Menschen prägten und in starre, oft fast bizarre Formen zwängten.

Die Ursachen für diese bemerkenswerte Entwicklung in Ägypten und Mesopotamien wären sicher erkennbar; sie sind aber bislang noch nicht genauer untersucht worden.

Während weite Teile der Alten Welt noch unverändert in kulturellen Verhältnissen verharrten, die der ersten oder der zweiten Epoche entsprachen, und keine nennenswerte Einwirkungen von den altorientalischen Hochkulturen aufnahmen, entstanden im Grenzraum zu Mesopotamien und Ägypten – im Iran, in Anatolien, Syrien und Palästina, in Nubien und auch auf Kreta und in Südgriechenland – nach und nach kulturelle Gebilde, die den altorientalischen Hochkulturen ähnlich, jedoch nicht gleich waren.

Rings um die in ihren alten Traditionen verharrenden Hochkulturen brach dann in der zweiten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends eine neue, vierte Epoche an. In diese Zeit gehört jenes Kāmid el-Lōz, das bislang ausgegraben wurde. Nicht daß die Stadt das Zentrum dieser neuen Welt war; im Gegenteil! Im westlichen Teil der die Hochkulturen umgebenden Zone gab es viel bedeutendere Zentren: Tyros, Sidon, Beruta (Beyrouth), Gubla (Jbeil), in hellenistischer Zeit Byblos genannt. Aber mit Ausnahme von Byblos, sind überall die alten Stadtzentren neuzeitlich überbaut worden und darum für den Archäologen nicht erreichbar. Kāmid el-Lōz war in diesem Bereich eine »Landstadt«, als Sitz eines ägyptischen Statthalters nur zeitweise zu Bedeutung gelangt. Die so langfristig-zäh durchgeführten Grabungen lassen aber dort schon in Umrissen erkennen, was andernorts noch unklar ist: Es begannen in dieser Zeit Entwicklungen, die dem Orient bislang unbekannte kulturelle Phänomene hervorbrachten. Es ist bemerkenswert, daß es im Westen benachbarte Räume waren, in denen sie sich vollzogen, und es ist eigentlich noch bemerkenswerter, wie verschiedenartig diese beiden neuen Wendungen waren: In Palästina die israelitische Kultur mit ihrer Jahwe-Religion, im südsyrischen Küstengebiet die phönikische Kultur.

Über das Wesen und die Bedeutung der Jahwe-Religion und alles dessen, was sich aus ihr ergab, braucht nichts gesagt zu werden. Das Bild dieses kulturellen Phänomens ist klar, seine Bedeutung für Europa und die ganze Welt bekannt. Anders steht es mit der phönikischen Kultur. Es waren die Phöniker, die – als Seefahrer und Kaufleute weit nach dem Westen ausgreifend – zum ersten Mal das ganze Mittelmeer für den Osten öffneten. Aber das ist nur ein Teil ihrer Bedeutung. Während die alten Hochkulturen voneinander isoliert im Binnenlande in altüberkommenen Formen verharrten und immer stärker erstarrten, nahmen die Phöniker einzelnes aus deren Kulturbestand heraus, was ihnen brauchbar erschien, formten es nach ihren Be-

Abb. 60 Ausgrabungen im Tempelbereich. ▷

dürfnissen ganz neu um und ordneten es in ihren Kulturbestand ein. Die altphönikische Schrift ist dafür das kennzeichnende Beispiel. Das unbeholfene und ungeheuer umständliche System hunderter von Hieroglyphen bzw. Keilschriftzeichen wurde radikal vereinfacht. Es entstand die Buchstabenschrift, die aber nur das Endergebnis eines ganz außerordentlichen geistig-wissenschaftlichen Prozesses war, der die Zerlegung der Sprache in Phoneme und deren Symbolisierung durch einfache Zeichen umfaßte.

Die Schriftentwicklung ist nur eines der neuen kulturellen Phänomene. Andere sind noch nicht so genau bekannt. Aber stets wird dort, wo man sich mit den Eigenheiten der phönikischen Kultur zu beschäftigen beginnt, deren Besonderheit alsbald bemerkbar. Das zeigt z.B. die Sitzfigur aus Kāmid el-Lōz. »Der Dargestellte wird als Individuum in einem ganz bestimmten Augenblick seines natürlichen Lebens aufgefaßt. Diese Auffassung ist den Kulturen Ägyptens und auch Mesopotamiens fremd« (vgl. S. 82). Sollte damit etwas sichtbar werden, was typisch für phönikische Kunst und Kultur ist? Die Herausstellung des Einzelmenschen im Gegensatz zur zwanghaften Stilisierung und Typisierung in der mesopotamischen und ägyptischen Kunst? Es ist vielleicht der unpersönliche Einzelmensch auf dem Weg vom Menschentyp der altorientalischen Hochkulturen zur Person der späteren griechischen Kunst.

War es nur ein Tempel im phönikischen Stil, den Salomo durch phönikische Baumeister für Jahwe in Jerusalem errichten ließ? Wieviel von phönikischer Religiosität floß damals dem neuen Tempeltyp in den Jahwe-Kult ein? Sicher ist, daß der Gott El ein einheimischer Gott war, der bis nach Ugarit im Norden verehrt wurde und dem auch die Patriarchen ihre besondere Verehrung bezeugten. Seine Person war zur Zeit des Salomo schon mit dem Jahwe der einwandernden Israeliten zusammengeflossen. Spätere Kultreformen haben alle weiteren Aufschlüsse über mögliche Kultzusammenhänge, sollten solche vorhanden gewesen sein, überdeckt.

Vor allen Dingen als Seefahrer und Kaufleute traten die Phöniker ins Dämmerlicht der Geschichte. Sie errichteten nicht nur Handelsniederlassungen wie vor langer Zeit schon die Assyrer in Anatolien; sie legten Kolonien an, die Bestand hatten und die phönikische Kultur nach Zypern, Nordafrika, Sizilien und Spanien verbreiteten.

Wahrscheinlich stellt die heute erkennbare kulturelle und historische Rolle nur einen Teil der ganzen Bedeutung der Phöniker dar. Möglicherweise kennen wir ihre kulturellen Leistungen nur noch nicht gut genug. Die schriftlichen Überlieferungen sind spärlich, die archäologischen Denkmäler liegen weitgehend unzugänglich unter den neuzeitlichen Städten der libanesischen Küste. Die Ausgrabung phönikischer Niederlassungen auf Zypern, in Nordafrika und in Spanien sind eine Art Ersatz und geben einen gewissen Aufschluß. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten, auf dem Gebiet der bedeutenden phönikischen Küstenstädte Ausgrabungen durchzuführen, gibt der Arbeit in Kāmid el-Lōz als »Ersatzgrabung« einen Teil ihrer besonderen Bedeutung.

Was sich mit dem Prozeß vollzog, der von der zweiten bis zur vierten Kulturepoche führte, ist heute noch schwer zu erfassen. Sicher ist, daß es sich von der zweiten Epoche, vom Neolithikum an, um einen ausgesprochen religiös-geistigen Prozeß handelte – mögen Antriebe auch manchmal von außen aus dem wirtschaftlichen oder sozialen Bereich gekommen sein. Es ist ein bemerkenswerter Weg von einer »natürlichen«, menschlichen Freiheit im Paläolithikum über eine »deformierte« Freiheit im Neolithikum zu einer fast absoluten, häufig geradezu abstrus wirkenden Unfreiheit in den Hochkulturen.

Für die Entfaltung der fünften Epoche, die für Europa und schließlich für den größten Teil der Menschheit entscheidend werden sollte, scheint der phönikische Raum auslösend gewirkt zu haben. Die Expansion von phönikischen Händlergruppen über das Mittelmeergebiet und die dadurch ausgelösten Koloniegründungen haben dabei sicher eine Rolle gespielt. Etwas Neues

entstand allerdings nur dort, wo Phöniker und Griechen zusammentrafen. Überall waren die Phöniker kulturell der gebende, das Griechentum der nehmende Partner. Aus dieser Begegnung entwickelte sich dann das Griechentum in der uns bekannten klassischen Gestalt, und in dieser drang dann orientalische Kultur, vielfältig umgeformt, erstmals nach Europa hinein, nach Südrußland (Skythien), nach Bulgarien und Rumänien (Thrakien), über die nördliche Adria ins Ostalpengebiet und über das Rhône-Tal nach West- und Mitteleuropa. Es war ein erster, wenn auch noch vergeblicher Anstoß, Europa durch das Griechentum für eine bislang unbekannte Humanität zu gewinnen.

Die geistigen Hintergründe dieser Vorgänge sind heute allerdings wenig klar. Es könnte sein, daß es in der menschlichen Kultur bis zur dritten Epoche – diese aber vollständig eingeschlossen – den Vorgang der geistigen Abstraktion noch nicht gegeben hat. Es könnte sein, daß das Erkennen während der dritten Epoche noch nicht zur formalen, d.h. reflektiven Abstraktion führte. Formale Abstraktion scheint dagegen mit der vierten Epoche möglich geworden zu sein. Empirische Abstraktion, die zu kritischer objektiver Erkenntnis der äußeren Welt führte, wurde dann mit der fünften, der griechischen Epoche möglich, und sie blieb der Menschheit seither erhalten.

Als der Orient nach den Alexanderzügen hellenisiert wurde, durchforschten Griechen im Verein mit hellenisierten Asiaten die altorientalischen Kulturen und rezipierten, was ihr Denken zu bereichern vermochte. Griechentum und Orient verschmolzen mehr und mehr miteinander, und zwar so sehr, daß die Frage, was an diesem oder jenem Bestandteil der griechischen Kultur wirklich griechisch, was im Grunde orientalisch sei, nicht mehr gestellt werden kann, weil sie unbeantwortbar ist.

Auf dem Wege über das hellenistische Griechentum kamen dann – teilweise um Jahrtausende verspätet und inzwischen vollkommen umgeformt – Strömungen altorientalischer Kultur in die vom Mittelmeer abgelegenen Teile Europas. Als dort während der Renaissance griechisches Gedankengut fruchtbar wurde, nahm man im griechischen Gewand so manches Orientalische auf. Der Alte Orient, wie er wirklich war, ist dann allerdings in Europa erst durch die neuzeitliche Wissenschaft bekannt geworden.

Rolf Hachmann

Periodensystem für Palästina und Südsyrien

1000 n. Chr.				
			Früharabische Zeit	ca. 650–800 n. Chr.
			Byzantinische Zeit	ca. 400–650 n. Chr.
			Römische Zeit	ca. 0–400 n. Chr.
0				
			Hellenistische Zeit	ca. 300–0 v. Chr.
		Jüngere Eisenzeit		
			Perserzeit	ca. 500–300v. Chr.
	Eisenzeit			
		Mittlere Eisenzeit		ca. 800–500 v. Chr.
		Ältere Eisenzeit		ca. 1200/1100–800 v. Chr.
1000 v. Chr.				
		Spätbronzezeit		ca. 1550–1200/1100 v. Chr.
		Mittelbronzezeit		ca. 2100/2000–1550 v. Chr.
2000 v. Chr.				
	Bronzezeit			
		Frühbronzezeit		ca. 3000–2100/2000 v. Chr.
3000 v. Chr.				
	Chalkolithikum			ca. 4. Jt. v. Chr.
4000 v. Chr.				
5000 v. Chr.		Keramisches Neolithikum		
	Neolithikum			ca. 7.–5. Jt. v. Chr.
6000 v. Chr.		Vorkeramisches Neolithikum		

Chronologische Übersicht zur Spätbronzezeit

	Ägypten (Neues Reich)			Kāmid el-Lōz/Kumidi		Herrscher in Palästina und Südsyrien	
				Palastschichten	*Herrscher*		
1100 v. Chr.							1100 v. Chr.
	20. Dyn.						
		Ramses III.	(1187–1156)				
				P1			
1200 v. Chr.							1200 v. Chr.
	19. Dyn.	Ramses II.	(1279–1213)	P2		Ahiram v. Byblos	
		Sethos I.	(1290–1279)	P3			
1300 v. Chr.							1300 v. Chr.
		Tutanchamun	(1332–1323)				
		Amenophis IV.			Biriawaza	Elirabi/Eširabi	
		Echnaton	(1352–1336)	P4	Puḫuru	Biridija v. Megiddo	
		Amenophis III.	(1390–1352)	Palastschatz	Araḫattu	Zalaja v. Damaskus	
1400 v. Chr.		Thutmosis IV.	(1400–1390)	P5			1400 v. Chr.
		Amenophis II.	(1426–1400)				
	18. Dyn.	Thutmosis III.	(1479–1426)				
		Thutmosis I.	(1496–1483)				
1500 v. Chr.							1500 v. Chr.

Anmerkungen zur chronologischen Übersicht:

Die Zahlenangaben für die Regierungszeiten der ägyptischen Pharaonen des Neuen Reiches folgen weitgehend den Berechnungen von R. Krauss, Das Ende der Amarnazeit. Beiträge zur Geschichte und Chronologie des Neuen Reiches. Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 7 (Hildesheim 1978, ^{2}1981) 202 f.; eine übersichtliche Zusammenstellung älterer Datierungsvorschläge findet sich bei E. Hornung, Untersuchungen zur Chronologie und Geschichte des Neuen Reiches. Ägyptologische Abhandlungen 11 (Wiesbaden 1964) 108 f. 121; einen guten Überblick zur gesamten ägyptischen Chronologie von der 1. bis zur 31. Dynastie bietet C. Vandersleyen, Das Alte Ägypten. Propyläen Kunstgeschichte 15 (Berlin 1975) 446 ff.

J. Boese

Abkürzungsverzeichnis

AfO	=	Archiv für Orientforschung, Berlin.
CIS	=	Corpus Inscriptionum Semiticarum, Paris.
CRRAI	=	Compte rendu de la Rencontre Assyriologique Internationale, Leiden.
EA	=	Tontafelarchiv Tell el-Amarna.
IEJ	=	Israel Exploration Journal, Jerusalem.
JCS	=	Journal of Cuneiform Studies, New Haven.
MÄS	=	Münchner Ägyptologische Studien, Berlin.
SAK	=	Studien zur Altägyptischen Kultur, Hamburg.
UF	=	Ugarit-Forschungen, Kevelaer.
ZA	=	Zeitschrift für Assyriologie und vorderasiatische Archäologie, Berlin.
ZDPV	=	Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Wiesbaden.

Verzeichnis der über die Grabung Kāmid el-Lōz erschienenen Literatur

Baas, J. — Ein bedeutsamer prähistorischer Pflanzenfund der Gattung Echium Linné aus dem Libanon, in: Natur u. Museum 107, 1977, 78–82.

Edzard, D. O., Hachmann, R. u. Mansfeld, G. — Rapport préliminaire sur les fouilles au Tell de Kāmid el-Lōz de 1966 à 1968, in: Bull. Mus. Beyrouth 22, 1969, 49–91.

Edzard, D. O., Hachmann, R., Maiberger, P. u. Mansfeld, G. — Kāmid el-Lōz – Kumidi. Schriftdokumente aus Kāmid el-Lōz (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 7), Bonn 1970.

Edzard, D. O. — Ein Brief an den »Großen« von Kumidi aus Kāmid al-Lōz, in: ZA 66, 1976, 62–67.

Edzard, D. O. — Ein neues Tontafelfragment (Nr. 7) aus Kāmid al-Lōz, in: ZA 70, 1981, 52–54.

Eph'al, I. — URU Ša-za-e-na = URU Sa-za-na, in: IEJ 21, 1971, 155–157.

Hachmann, R. u. Kuschke, A. — Vademecum der Grabung - Tell Kāmid el-Lōz, Mainz und Saarbrücken 1964 (als Manuskript gedruckt; nicht im Buchhandel).

Hachmann, R. u. Kuschke, A. (Hrg.) — Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz (Libanon) in den Jahren 1963 und 1964 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 3), Bonn 1966.

Hachmann, R. u. Kuschke, A. — Rapport préliminaire sur les travaux au Tell Kāmid el-Lōz durant les années 1963 et 1964, in: Bull. Mus. Beyrouth 19, 1966, 107–136.

Hachmann, R. — Vademecum der Grabung Kāmid el-Lōz (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 5), Bonn 1969.

Hachmann, R. (Hrg.) — Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz (Libanon) in den Jahren 1966 und 1967 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 4), Bonn 1970.

Hachmann, R. — Grabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz (Libanon), in: AfO 23, 1970, 135–140.

Hachmann, R. — Kāmid el-Lōz – Kumidi, in: Zehn Jahre Wissenschaftliche Gesellschaft des Saarlandes, Saarbrücken 1971, 23–37.

Hachmann, R. — Kāmid el-Lōz und die Amarna-Zeit oder vom Sinn und Unsinn der Kulturgeschichte und ihrer Erforschung, Saarbrücken 1972.

Hachmann, R. — Al-fann al-ḥadīṯ fī t-tanqīb ʿan al-āṯār (Moderne Technik bei archäologischen Ausgrabungen), Benghazi 1972; arabische Übersetzung von: Hachmann, R., Vademecum der Grabung Kāmid el-Lōz (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 5), Bonn 1970; übersetzt von Tawfīq Soliman.

Hachmann, R. u. Metzger, M. — Arbeiten auf dem Tell Kāmid el-Lōz (Libanon) 1970 und 1971, in: AfO 24, 1973, 176–180.

Hachmann, R. — Rapport préliminaire sur les fouilles au Tell de Kāmid el-Lōz de 1969 à 1972, avec un appendice concernant des découvertes épigraphiques par G. Wilhelm, in: Bull. Mus. Beyrouth 30, 1978, 7–26.

Hachmann, R. — Rapport préliminaire sur les fouilles au Tell de Kāmid el-Lōz en 1973, in: Bull. Mus. Beyrouth 30, 1978, 27–41.

Hachmann, R. (Hrg.) — Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz in den Jahren 1968 bis 1970 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 22), Bonn 1980.

Hachmann, R. (Hrg.) — Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz in den Jahren 1971 bis 1974 (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 32), Bonn 1982.

Hachmann, R. — Der Palast eines syrischen Kleinkönigs der späten Bronzezeit in Kāmid el-Lōz, in: D. Papenfuss u. V. M. Strocka (Hrg.), Palast und Hütte. Beiträge zum Bauen und Wohnen im Altertum von Archäologen, Vor- und Frühgeschichtlern, Mainz 1982, 21–41.

Hachmann, R. — Die ägyptische Verwaltung in Syrien während der Amarnazeit, in: ZDPV 98, 1982, 17–49.

Hachmann, R. — Stichwort ›Kumidi‹, in: Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie 6, 1983, 330–334.

Kunter, M. — Über das Vorkommen von Knochenbrüchen im Bereich des Unterarms bei Skelettfunden, in: Homo 25, 1974, 78–96.

Kunter, M. — Kāmid el-Lōz 4. Anthropologische Untersuchung der menschlichen Skelettreste aus dem eisenzeitlichen Friedhof (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 19), Bonn 1977.

Kuschke, A. — Fayence und Fritte. Bemerkungen zu einer Schale aus Kāmid el-Lōz, in: Kuschke, A. u. Kutsch, E. (Hrg.), Archäologie und Altes Testament. Festschrift für Kurt Galling, Tübingen 1970, 157–163.

Kuschke, A. u. Metzger, M. — Kumidi und die Ausgrabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz, in: Suppl. Vetus Test. 22, 1972, 143–173.

Kuschke, A. — Sidons Hinterland und der Paß von Ǧezzin, in: ZDPV 93, 1977, 178–197.

Kuschke, A. — Das Land Amqu: Neue Beobachtungen und Fragen, in: Eretz-Israel 15, 1981, 39*–45*.

Lauck, I. — Kāmid el-Lōz. Werkstoffwissenschaftliche Untersuchung einer frühgeschichtlichen Metallurgie (Diplomarbeit im Fachbereich Werkstoffphysik und Werkstofftechnologie der Universität des Saarlandes), Saarbrücken 1979 (ungedrucktes Manuskript).

Loretz, O. — Zu LÚ.MEŠ SA.GAZ.ZA a-bu-ur-ra in den Briefen von Tell Kāmid el-Lōz, in: UF 6, 1974, 486.

Mansfeld, G. u. Röllig, W. — Zwei Ostraka vom Tell Kāmid el-Lōz und ein neuer Aspekt für die Entstehung des Kanaanäischen Alphabets, in: Welt d. Orients 5, 1970, 265–270.

Metzger, M. — Der spätbronzezeitliche Tempel vom Tell Kāmid el-Lōz, in: Le temple et le culte, in: CRRAI 20, 1975, 10–20.

Metzger, M. — Zehn Jahre Ausgrabungen auf dem Tell Kāmid el-Lōz, Libanon

(1964–1974), in: Christiana Albertina. Forschungsbericht und Halbjahresschrift der Universität Kiel N.F. 6, 1977, 5–40.

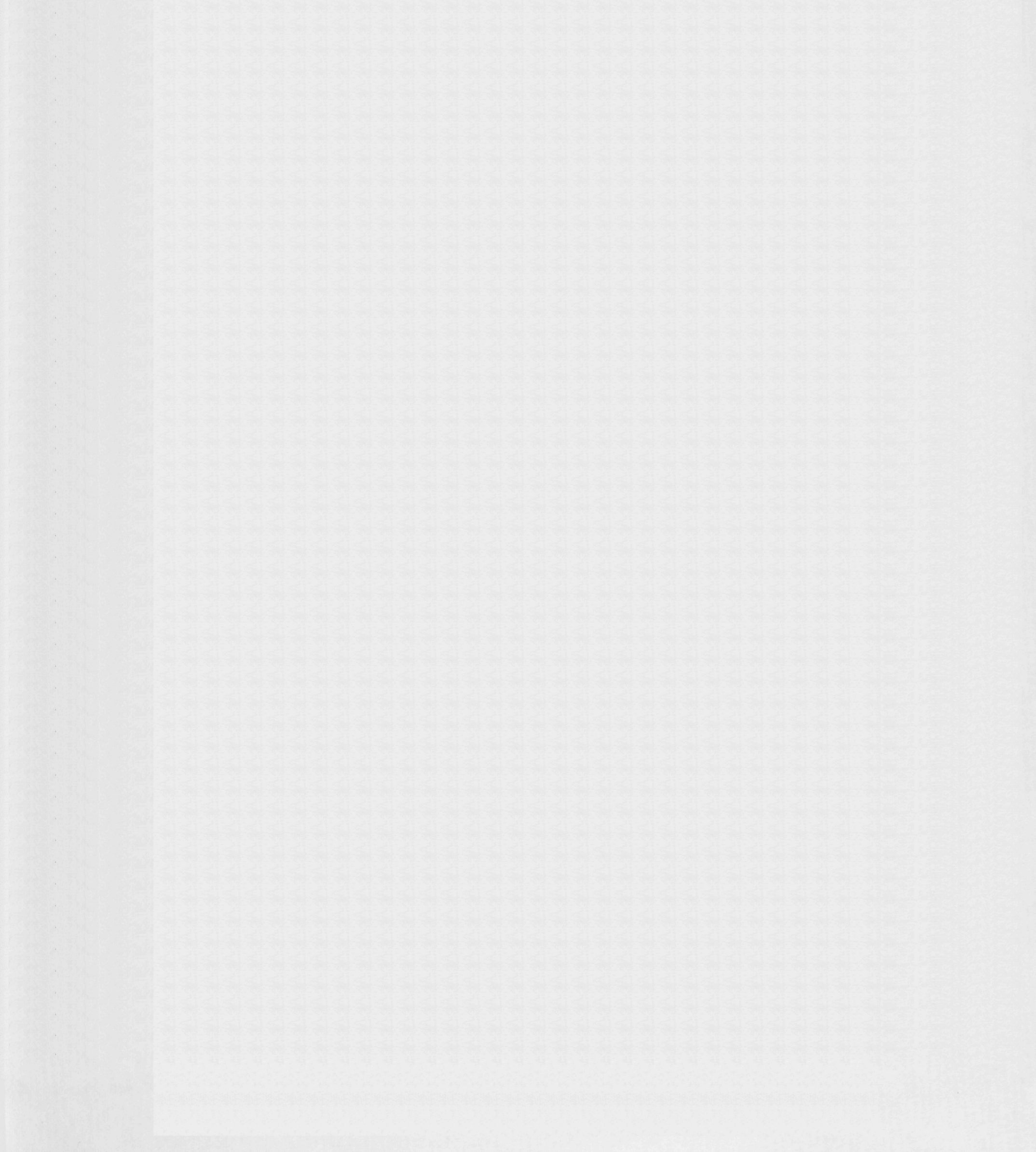
Poppa, R. — Kāmid el-Lōz 2. Der eisenzeitliche Friedhof. Befunde und Funde (Saarbrücker Beitr. zur Altertumskunde 18), Bonn 1978.

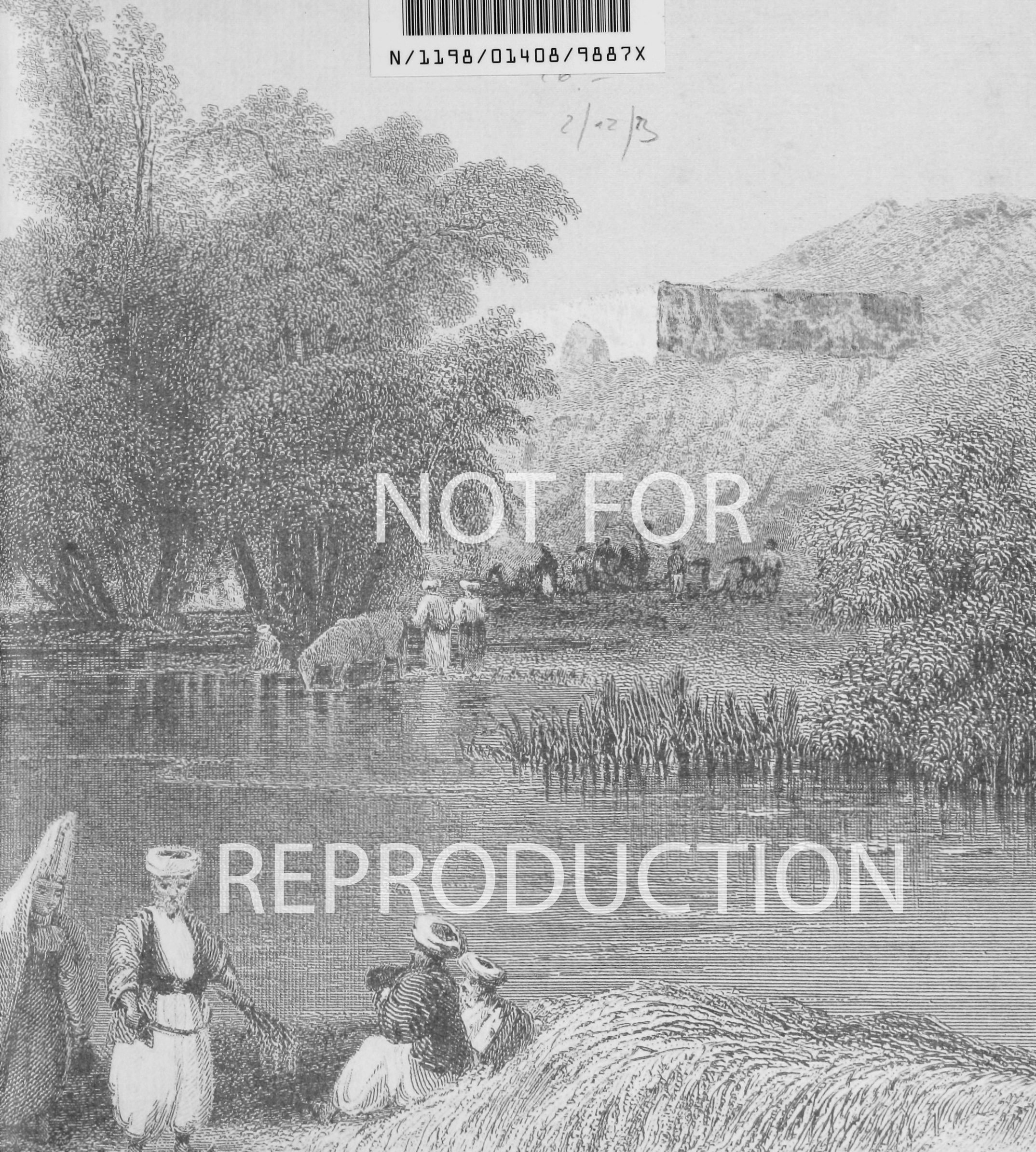
Rainey, A. F. — KL 72 : 600 and the D-Passive in West-Semitic, in: UF 8, 1976, 337–341.

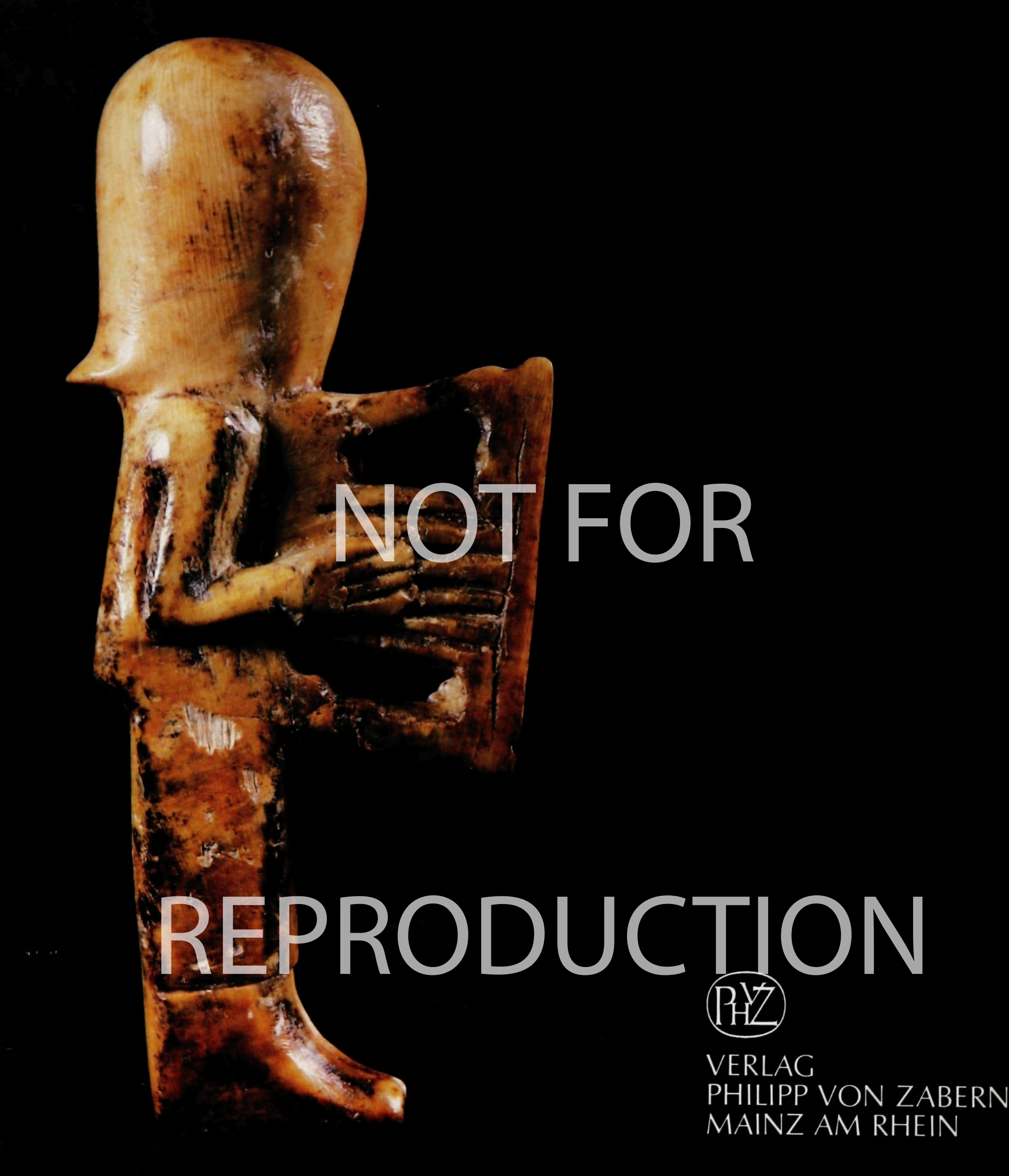
Wilhelm, G. — Eine Krughenkelinschrift in alphabetischer Keilschrift aus Kāmid el-Lōz (KL 67 : 428 p), in: UF 5, 1973, 284–285.

Wilhelm, G. — Ein Brief der Amarna-Zeit aus Kāmid el-Lōz (KL 72 : 600), in: ZA 63, 1973, 69–75.

Inhalt







NOT FOR REPRODUCTION
PHVZ
VERLAG
PHILIPP VON ZABERN
MAINZ AM RHEIN